42
298

42
3298

<36606424760015

<36606424760015

Bayer. Staatsbibliothek

# Ein Wort
über
# die herrschende Irreligiosität
und einen
# zweckmäßigern Religionsunterricht
als das
wirksamste Mittel dagegen.

Von
C. W. D. Hoffmann,
weiland Subrector an der kölnischen Stadtschule zu Berlin.

DUNCKER & HUMBLOT
LEIPZIG.

Nebst dem
Leben des Verfassers.

Gedruckt zum Besten seiner Geschwister.

Berlin, 1804.
bey Heinrich Frölich.

A.r. 2379

Bayerische
Staatsbibliothek
München

## Vorbericht der Herausgeber.

Die Abhandlung, welche wir hiermit dem Publikum übergeben, ist das letzte Wort eines edeln Verstorbenen, geschrieben auf dem Sterbebette, und eingegeben von einem Geiste der Wahrheit und der Liebe, der wohl aus wenig Menschen so rein und feurig hervorgeleuchtet hat, als aus diesem edeln Frühverblühten. Dies darf uns wohl zu der Hoffnung berechtigen, daß der denkende Theil des Publikums diese Bogen eines aufmerksamern Blickes würdigen, und uns für die Mittheilung derselben Dank wissen werde.

Die vorangeschickte Biographie des Verstorbenen kann jener Abhandlung zum praktischen Kommentare dienen, auch vielleicht in den Händen manches Jünglings und manches Erziehers eine nützliche Wirkung thun. Quellen waren dem Verfasser eigene und fremde Erinnerung, mündliche und schriftliche Aussagen der Brüder des Abgeschiedenen, viele Briefe von seiner eigenen Hand, und ein gleichfalls von ihm selbst angefangener Bericht über seine frühern Lebensjahre, der sich, leider unvollendet, unter seinen Papieren gefunden hat.

Berlin, den 7. März, 1804.

# C. W. D. Hoffmanns Leben.

— — cui Pudor, et Justitiae ſoror,
Incorrupta Fides, nudaque Veritas,
Quando ullum invenient parem!

Bayerische Staatsbibliothek München

Karl Wilhelm David Hoffmann war das jüngste von sieben Kindern eines armen Schuhmachers, Gottfried Hoffmann, und kam am 22. Jul. 1773 in einer melancholischen Kellerwohnung an der Friedrichsgracht zu Berlin zur Welt. Seine Geburt machte der Mutter vielen Schmerz, und dem Vater wenig Freude, denn schon war es ihm sauer geworden, seine bisherigen vier Kinder (zwey waren früh gestorben), zu ernähren, und dieser neue Kostgänger legte ihm der Arbeit und der Entsagungen noch mehr auf. Doch fügte sich sein gottergebener, vertrauenvoller Sinn gar bald in das Unvermeidliche, und aus der größern Sorge, die seine erweiterte Vaterpflicht ihm auflegte, entsprang nur eine größere Liebe zu seinen Kindern, und besonders zu dem kleinen David, der, nach einem alten Vorrecht der Jüngstgebornen, auch der Liebling der Mutter wurde.

Der Vater, von Geburt ein Schlesier, und damals schon ein Mann von 43 Jahren, war in der ganzen Nachbarschaft als ein arbeitsamer, frommer und durchaus rechtschaffener Mann bekannt. Drückende Noth von Jugend auf (er hatte seinen Vater nicht mehr gekannt), und ein schwächlicher Körper hatten seinem an sich sehr offenen Geiste einen bescheidenen Ernst eingedrückt, und eine frühe Gewöhnung zu dem Gedanken, daß kein noch so trauriges Geschick ohne den weisen Rath einer höchsten Güte über den Menschen verhängt werde, hielt seinen Muth immer aufrecht, und verbannte alle Klagen aus seinem Munde. Da es ihm von Kindheit auf Bedürfniß gewesen war, wöchentlich einen kräftigen, herzerweckenden Religionsvortrag zu hören, so hatte er sich daraus allein einen gewissen Grad von Bildung angeeignet, so wie er sich für einen rechtlichen Bürgersmann schickte; doch weit entfernt, sich dessen zu überheben, und etwa den moralischen oder gar pietistischen Schwätzer zu machen, hörte man ihn immer nur weniges, aber gedachtes, sprechen, und nie über die abweichenden Ueberzeugungen eines Andern aburtheilen. Das Gefühl seiner Gattin kam in diesem Stücke mit dem seinigen vollkommen überein, wenn sie

ihm gleich an Stärke des Verstandes unendlich nachstand.

Der kleine David versprach wegen seiner ungemeinen Zartheit und beständigen Kränklichkeit schon damals kein langes Leben. Entsetzliche Krämpfe im Unterleibe, die ihn auch nachher so oft und so fürchterlich peinigten, ließen die Mutter öfters fürchten, der Knabe werde ihr auf dem Schooße sterben. Auch die Pocken nahmen ihn ungewöhnlich hart mit, und seine nachherige so schmerzliche Plage, der Stein, stellte sich schon in seiner Kindheit ein. Von seinem sechsten Jahre an befand er sich jedoch besser, und nun machte auch der ernste Vater mit ihm nicht länger eine Ausnahme von seinen übrigen Kindern, sondern hielt ihn zu einer seinem Alter angemessenen Thätigkeit an. Wenn er nicht zum Ausschicken gebraucht wurde, so mußte er stricken, stopfen und nähen. Mehrere Jahre hindurch war es sein eigenstes Departement, für die ganze Familie die Strümpfe zu stopfen und zu stricken, und in dem erstern hatte er es so weit gebracht, daß er, wenn er zuweilen in spätern Jahren zum Scherz die Künste seiner Kindheit hervorsuchte, mit der Feinheit seiner Arbeit selbst Frauenzimmer in Verwunderung setzte. Der berühmte

M. Herz, sein Arzt in seiner letzten Krankheit, war nicht wenig überrascht, den damals sehr gesetzten Mann einmal mit den Strickstäben in der Hand zu finden, an denen ein fast vollendetes Kamisol hing.

Zum müßigen Herumlaufen und zum Spielen mit andern Kindern blieb ihm auf diese Weise wenig Zeit übrig. Er fand es selbst auch gar nicht hart, daß man ihn so beschränkte, da er sah, daß Alt und Jung im ganzen Hause sich zu gleicher emsigen Thätigkeit verpflichtete. Und hätte ihn auch einmal eine Neigung zur Trägheit angewandelt, so war ein Blick vom Vater schon hinreichend, ihn zum Gehorsam zurückzuführen. Seine Brüder gestehen noch jetzt, daß es diesem wackern Vater gelungen sey, ihnen allen schon früh durch sein edles Betragen eine Ahnung einzuflößen, daß er kein Mann wie andere Männer, sondern ein ungewöhnlicher und aller Ehrfurcht würdiger Charakter sey; auch erinnern sie sich nicht, jemals mit heftigem Zorne, oder harten Strafen von ihm zum Gehorsam gezwungen worden zu seyn. Ein mißbilligendes Wort von ihm hatte die Kraft einer empfindlichen Züchtigung. Doch hier ist der Ort, unsern verstorbenen Freund selbst reden zu lassen:

„Die Strenge gegen uns, sagt er, lag nicht in unsers Vaters Natur, sondern entsprang lediglich aus der Furcht vor den üblen Folgen der allzu großen Weichheit der Mutter. Gewiß schlug auch in seiner Brust ein Vaterherz, ein Herz, das niemanden haßte, und das gewiß gegen seine Kinder übergeflossen seyn würde, wenn er uns unter den damaligen Umständen dazu fähig gefunden hätte. Seine Kinder waren ihm alles; für sie arbeitete er aus einem Licht ins andere, ja er opferte nicht selten die ihm nur sparsam zugemessene, und doch seinem schwächlichen Körper so nöthige Zeit der Ruhe auf, um ihnen eine Freude zu machen, die dann bey ihm gewiß doppelt so groß war. Mit Rührung denke ich noch immer daran, welch ein Vergnügen es ihm war, einem von uns irgend ein nöthiges Kleidungsstück, und konnten es auch nur ein paar Schuhe seyn, angeschaft zu haben. Nicht ohne Ursach gedenke ich gerade der Schuhe: o sie kamen ihm theuer zu stehen, ob er gleich selbst ein Schuhmacher war, denn gewöhnlich waren sie ein Festgeschenk, und vor den Festen gab es in der Regel soviel zu thun, daß selbst der Sonntag mit zu Hülfe genommen werden mußte. Sollte daher noch einer von uns Schuhe bekom-

men, so war kein anderer Ausweg, als die Festnacht selbst aufzuopfern. Wer wird sich nun wundern, wenn ich sage, daß die Augen des ermüdeten Vaters freudig glänzten, wenn er uns die Schuhe, die ihm so manchen Schweißtropfen gekostet hatten, selbst anzog, denn dies pflegte er das erste Mal immer zu thun. Ich bin fest überzeugt, daß hundert Eltern, die ihre Kinder ohne alle Mühe reichlich beschenken können, keine Ahnung von jenem innigen, und stets mit Dank gegen Gott vermischten Wonnegefühl haben. Auch wir Kinder genossen über ein solches Geschenk ein Vergnügen, desgleichen ich nie an andern Kindern, auch bey den glänzendsten Beschenkungen, wahrgenommen habe. Diese Erfahrung hat mich immer inniger, als alle noch so scharfsinnige Raisonnemens über die gleichförmige Vertheilung des Vergnügens unter den verschiedenen Menschenklassen, davon überzeugt, daß auch dem Armen Freuden zu Theil werden, die ihm der Reiche beneiden sollte, und daß beynahe nur er des höchsten Grades der Freude fähig ist."

„Dies war auch ganz die Ueberzeugung meines guten Vaters; darum war er so zufrieden in seiner Dürftigkeit, darum beneidete er keinen, der mehr als er hatte, sondern dankte Gott vom

Grund seines Herzens für die Freuden, welche auch ihm zu Theil wurden; darum hörten wir ihn nie wünschen, daß er wohl dieser oder jener seyn möchte. Er besaß die Praxis der großen Kunst, die alltäglichen, dem nicht nachdenkenden Menschen selbst unbemerkten göttlichen Wohlthaten in seinem Gemüthe immer zu erneuern, und so konnte ihm dann kein Tag freudenleer verfließen. Eben darum hielt er an der löblichen Sitte, den Genuß der Speise durch das Gebet zu heiligen. Ihm war dies Gebet nie ein herkömmliches Lippengeplärr, und wenn er sich gleich an bestimmte Formulare band, so nahmen doch diese dem Gebete nichts von seiner Kraft, und es war ihm an den Augen anzusehen, daß sein Geist in einer höhern Stimmung war. Nirgends war ihm daher eine Unordnung oder Störung verhaßter, als in diesen feierlichen Augenblicken. Immerhin mochte in seinen Gebeten uns Kindern manches dunkel und sinnlos seyn; was schadete das? Das entblößte Haupt des Vaters und seine andachtsvolle, Ehrfurcht erweckende Miene ließ unsere kindliche Phantasie unter dem mystischen Schleier etwas Wichtiges ahnen. Und darin liegt, wie ich glaube, die wahre Vorbereitung auf die Religion; keineswegs wenigstens in ei-

ner dialectischen Bildung des Verstandes und Schärfung des Urtheils über moralische Gegenstände. Der klaren Einsicht bedarf es bey der Religion so sehr nicht; dies ist gar nicht ihr Wesen; sie giebt uns nichts zu räsonniren; durch sie soll man fühlen, fühlen das Höchste, was zu empfinden ist, den irdischen Staub dahinten lassen, und sich zu dem Uebersinnlichen, Unendlichen erheben. Einsicht ist Einsicht, und Gefühl ist Gefühl. Es ist nur ein uneigentlicher Ausdruck, wenn man sagt, das Gefühl wird zur Einsicht, und die Einsicht geht in Gefühl über. Freilich ist es auf der einen Seite wahr, daß im Menschen nichts isolirt ist, sondern daß alles in Wechselwirkung steht, daß also auch Einsichten Gefühle, und Gefühle Einsichten veranlassen. Aber der erste Keim jeder Kraft weckt und nährt sich doch gleichsam durch sich selbst, und das gegenseitige Einwirken dieser Kräfte ist ja ohne ihr Daseyn undenkbar *), so wie ihre gegenseitige Erzeugung durchaus unerklärlich seyn würde, da die Kräfte selbst in sich so ganz verschieden sind. Auch die Erfahrung bestätigt, daß sich die Lebhaftigkeit des Gefühls nicht nach der Klarheit der

*) Sollte dieser Grund — — ? A. d. H.

Einsicht richte, oder nach dem Willen, und umgekehrt. Eine jede Kraft geht ihren eigenen Weg, und daher hilft zur Bildung und Erweckung des Gefühls nicht sowohl Belehrung des Verstandes und Aufhellung der Begriffe, (wie oft wird dies nicht eben ein Mittel, das Gefühl zu erkälten!) als unmittelbares Anschauen solcher Gegenstände, die an und für sich ihre Wirksamkeit auf das Gefühl äußern. So stimmt eine feierliche Musik zur Andacht, und der Anblick des Betenden zur heiligen Ehrfurcht, und so wurde gewiß in mir, mir selber unbewußt, der Keim des religiösen Gefühls geweckt. Dies wußte unstreitig mein frommer Vater, denn sonst würde es mir unerklärbar seyn, wie er, dessen ganze Seele von ächter Religiosität durchdrungen war, uns dennoch zu keinen weitern häuslichen Andachtsübungen anhielt. Weder Morgen- noch Abendsegen ward bey uns gebetet, und nur bey Tische fand das gemeinschaftliche Gebet Statt. Dagegen aber sorgte der Vater angelegentlichst für eine gewisse besondere Ruhe und Stille im Hause, sowohl beim Aufstehen als beim Schlafengehen. O der ungekünstelten, hohen Weisheit, die sich so gern bey reinen Seelen einfindet, und gegen welche alle noch so scharfsinnige

pädagogische Regeln ein armseliges Künstelwerk sind! Dies war die Zeit, wo er seine Gedanken gern über das Irdische erhob, und sein Herz mit Zufriedenheit und frommem Muthe stärkte. Auch während der Arbeit liebte er diese Stille um sich her, und nur was nöthig war, durfte gesprochen werden. Dabey unterließ er nicht, uns gelegentlich die Gründe dieses seines Benehmens mit wenig Worten — denn von langem Moralisiren hielt er nichts — ahnen zu lassen. So erinnere ich mich, daß, als ich mir eines Morgens beikommen ließ, zu pfeifen, er mir dies mit einer ernsten befremdlichen Miene verwies, und die einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machenden Worte hinzusetzte: „Der Morgen muß euch heilig seyn!" Wieviel lag in diesen wenigen, bedeutungsvollen Worten! Schon als Knabe fühlte ich ihre Kraft, eine Kraft, die man durch keine noch so künstliche Rede hätte hervorbringen können. Auf gleiche Art pflegte er auch wohl eine Ermahnung zur Gewissenhaftigkeit im Handeln (wenn gerade von einem gewissenlosen, unredlichen Verfahren Anderer die Rede war), in die Worte zusammenzudrängen: „Ach Kinder, habt ein wenig Gottesfurcht, das wird euch vor dem allen bewahren!" Vielleicht

findet mancher in diesen Worten wenig Besonderes, und wenn ein solcher sich ihrer bedienen wollte, so möchten sie auch wohl wenig Wirkung haben; aber sie waren in der That unter jenen Umständen und in seinem Munde die zweckmäßigsten, und die edle Einfalt derselben verfehlte ihre Wirkung nicht. Wie eine biblische Sentenz sind sie mir oft zur rechten Stunde beigefallen."

„Immer habe ich es bedauert, daß ich einen so guten Vater in einem Alter verlieren mußte, wo ich ihn noch zu wenig verstand, um ganz seinen Werth, und mein Glück, ihn zum Vater gehabt zu haben, empfinden und schätzen zu können. Ich hatte erst 13 Jahre, als der Tod ihn, 56 Jahre alt, aus unserer Mitte riß, und bis dahin hatte ich mehr seinen festen Ernst gefürchtet, als sein frommes Vaterherz geliebt. O daß er doch wenigstens die Zeit der Mündigkeit meines Verstandes erlebt hätte! Ja, wenn die Freuden jener Welt unsern gegenwärtigen beschränkten Begriffen entsprechen, so wird der Umgang mit diesem Guten, den ich hier zu wenig kannte, zu wenig liebte, gewiß unter meine seligsten Genüsse gehören. O Dank und Anbetung dir, weiser, gütiger Regierer der Schicksale meines Lebens, daß du mir

pädagogische Regeln ein armseliges Künstelwerk sind! Dies war die Zeit, wo er seine Gedanken gern über das Irdische erhob, und sein Herz mit Zufriedenheit und frommem Muthe stärkte. Auch während der Arbeit liebte er diese Stille um sich her, und nur was nöthig war, durfte gesprochen werden. Dabey unterließ er nicht, uns gelegentlich die Gründe dieses seines Benehmens mit wenig Worten — denn von langem Moralisiren hielt er nichts — ahnen zu lassen. So erinnere ich mich, daß, als ich mir eines Morgens beikommen ließ, zu pfeifen, er mir dies mit einer ernsten befremdlichen Miene verwies, und die einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machenden Worte hinzusetzte: „Der Morgen muß euch heilig seyn!" Wieviel lag in diesen wenigen, bedeutungsvollen Worten! Schon als Knabe fühlte ich ihre Kraft, eine Kraft, die man durch keine noch so künstliche Rede hätte hervorbringen können. Auf gleiche Art pflegte er auch wohl eine Ermahnung zur Gewissenhaftigkeit im Handeln (wenn gerade von einem gewissenlosen, unredlichen Verfahren Anderer die Rede war), in die Worte zusammenzudrängen: „Ach Kinder, habt ein wenig Gottesfurcht, das wird euch vor dem allen bewahren!" Vielleicht

findet mancher in diesen Worten wenig Besonderes, und wenn ein solcher sich ihrer bedienen wollte, so möchten sie auch wohl wenig Wirkung haben; aber sie waren in der That unter jenen Umständen und in seinem Munde die zweckmäßigsten, und die edle Einfalt derselben verfehlte ihre Wirkung nicht. Wie eine biblische Sentenz sind sie mir oft zur rechten Stunde beigefallen."

„Immer habe ich es bedauert, daß ich einen so guten Vater in einem Alter verlieren mußte, wo ich ihn noch zu wenig verstand, um ganz seinen Werth, und mein Glück, ihn zum Vater gehabt zu haben, empfinden und schätzen zu können. Ich hatte erst 13 Jahre, als der Tod ihn, 56 Jahre alt, aus unserer Mitte riß, und bis dahin hatte ich mehr seinen festen Ernst gefürchtet, als sein frommes Vaterherz geliebt. O daß er doch wenigstens die Zeit der Mündigkeit meines Verstandes erlebt hätte! Ja, wenn die Freuden jener Welt unsern gegenwärtigen beschränkten Begriffen entsprechen, so wird der Umgang mit diesem Guten, den ich hier zu wenig kannte, zu wenig liebte, gewiß unter meine seligsten Genüsse gehören. O Dank und Anbetung dir, weiser, gütiger Regierer der Schicksale meines Lebens, daß du mir

diesen Vater, daß du mir solche Eltern bestimmtest, durch die es mir so leicht werden konnte, Geist und Herz nach deinem erhabenen Zweck zu bilden. Vergib, wenn ich mich oft durch Mißbrauch dieser deiner Wohlthat unwürdig machte, und meinen guten Eltern ihre Sorgfalt und Mühe oft so schlecht belohnte! Wie oft habe ich es bereut, daß ich den redlichen Vater oft mit Ahnungen einer trüben Zukunft niedergedrückt habe, wenn die Hoffnung der Früchte seines Fleißes sein Herz zur schönsten Freude unter der Last seines sauern Berufs hätte emporrichten sollen. Hätte er doch wenigstens die Zeit erlebt, wo er mit weniger ängstlicher Erwartung mich in der Welt zurücklassen konnte!"

Was der gute Sohn in dieser letztern Stelle sich zum Vorwurfe macht, war nichts anders als die Frucht seines ungemein heftigen Temperaments, das er, neben dem Tiefsinn des Vaters, von der Mutter geerbt zu haben schien. Er war einer der entzündbarsten Menschen, die man sehen kann, und da er sich zugleich frühe einer vorzüglichen Bestimmtheit seiner Ideen bewußt ward, so konnte jeder schlechter begründete Widerspruch ihn zu einer Festigkeit in der Behauptung seines Willens reizen, die dem kleinen Strei-

ter das Ansehen eines erzeigensinnigen Starrkopfs gab. Allein wenn der Vater daraus böse Ahnungen für die Zukunft hergenommen haben sollte, so war seine Furcht ohne allen Grund. Das Streben, eine eigene Meinung zu haben, und der Muth, sie gegen alle Angriffe standhaft zu behaupten, verrieth ja recht eigentlich die Anlage zu dem eifrigen Wahrheitsforscher und zu dem festen, selbstständigen Charakter, den wir nachher in dem Manne so sehr geehrt und bewundert haben. Wie kräftig indessen des Vaters Gegendruck gewesen seyn müsse, sieht man daraus, daß der Knabe bey allem Feuer seines Temperaments doch meistens still und blöde vor sich hin ging, nie von selber Händel oder Neckereien anfing, und von solchen, die ihn nicht näher kannten, für schläfrig und einfältig gehalten wurde.

Die Kenntniß der Buchstaben und ihrer Zusammensetzung lehrte ihn sein Vater in den Feierstunden selbst, so daß er den kleinen Katechismus ziemlich inne hatte, als er in seinem siebenten Jahre in eine Privatschule gebracht ward. Ein elender Lehrer hielt ihn hier vier ganzer Jahre mit dem bloßen Lesen, Schreiben und Rechnen auf, ungeachtet der Knabe immer viel

Lust bezeigte, recht viel Neues zu lernen. Diese Neigung, und ein geheimer Wunsch des Vaters selbst, den schwächlichen Knaben der mühsamen Handwerksarbeit zu überheben, erzeugten in dem erstern den Gedanken, ihn, wenn es irgend möglich wäre, den theologischen Studien zu widmen. Er besprach sich deshalb mit seinem Beichtvater, dem Inspektor Ambrosi, und auf dessen Fürbitte bewilligte der alte O. K. Rath Büsching dem kleinen Hoffmann ein Jahr lang den freien Besuch der köllnischen Stadtschule, und nahm ihn mit der Bedingung in das Singechor auf, daß er in Zukunft von dem Ertrage seines Singens erst die Hälfte des Schulgelds, und zuletzt das Ganze bezahlen sollte. Immer hat sich unser Freund dieses Umstandes mit Dankbarkeit erinnert, und es konnte ihn sehr verdrießen, wenn nachher zuweilen so ganz unbedingt von der Aufhebung der Singechöre die Rede war, da nach seinem eigenen Geständniß das Chor einzig das Vehikel gewesen war, welches seinen armen Eltern seine Unterhaltung auf der Schule möglich gemacht hatte. Er blieb nämlich bis zu seinem Abgange nach der Universität bey demselben, und da er zu Anfange einen schönen Diskant, und nachher eine reine und höchst ausdrucksvolle Te-

nor-

norstimme entwickelte, so wurde der Gesang für ihn eine Quelle der reichlichsten Emolumente.

Rührend ist die Erzählung der Brüder, wie Vater und Mutter die Groschen und Pfennige aus allen Winkeln zusammengesucht, um nur dem neuen köllnischen Schüler einen erträglichen Rock auf den Leib zu schaffen, mit dem er sich nothdürftig und ohne Scham vor seinen künftigen Mitschülern habe produciren können. Aber nicht minder interessant ist es, ihn selbst von dem Eindruck reden zu hören, den die ihm hier sich öffnende neue Welt und die Vorträge der lebhaften und geübten Lehrer dieser Anstalt auf ihn gemacht haben. Mit ganz besonderer Liebe und Achtung erfüllte ihn ein junger Mann, von dem auch viele andere seiner ehemaligen Schüler noch jetzt (o schöner Lohn des würdigen Jugendlehrers!) mit Enthusiasmus und innigem Dankgefühl sprechen, der leider schon (als Prediger zu Liebenwalde) verstorbene Kletschke, jüngerer Bruder des noch lebenden, eben so würdigen, Feldprobsts. „Er war damals, erzählt unser Freund, Subrektor an der köllnischen Schule, und wurde schon ein halbes Jahr nach meiner Ankunft in der Schule Feldprediger bey einem Potsdamschen Regimente.

O daß er länger bey uns geblieben wäre, daß ich länger seine gedankenreichen Ermahnungen, seine liebevollen Belehrungen, seine ernsten Verweise, deren er jedoch äußerst selten bedurfte, hätte zu meinem Heile benutzen können! Wer nur nicht ganz für alles Gute unempfänglich war, der wurde in seinen Lectionen für dasselbe gewonnen, und der schlechtere Theil fürchtete seinen Ernst zu sehr, als daß er irgend etwas gegen Ordnung und Sittlichkeit hätte unternehmen sollen. Ja, ich glaube, es war kein Einziger, der nicht eine gewisse Liebe zu ihm gehabt hätte, da sein Unterricht auch dem Trägsten interessant werden mußte, durch seine ungemein angenehme Lebhaftigkeit und durch die zweckmäßigste und lehrreichste Versinnlichung. Alles war bey ihm Liebe, Leben, Ernst. Er schien einzig für die Jugend geschaffen zu seyn. Und doch widmete er nicht sein Leben ihrer Bildung? Doch eilte er so früh von dem Katheder auf die Kanzel? — Was ihn dazu bestimmte, kann man leider wohl vermuthen. Wahrscheinlich wird er seinen Eifer und seine Liebe mit in jenes heiligere Amt hinübergenommen haben *), und dann

*) Das hat er wirklich, ja er ist recht eigent-

steht es Menschen nicht zu, entscheiden zu wollen, in welchem Amte der Redliche des Guten mehr gestiftet haben würde.“

Der neue Geist, der von jetzt an in unserm Freunde erwacht war, trieb ihn zu den außerordentlichsten Anstrengungen. Zu Ostern 1784 war er in die Schule aufgenommen worden, und zu Michaelis 1785 hatte er schon alle drey Klassen derselben unter so einstimmigem Beyfall aller Lehrer zurückgelegt, daß man ihn zur Versetzung in das Gymnasium reif erklärt haben würde, wenn nicht die Sitte, solche Hauptversetzungen nur nach dem Osterexamen vorzunehmen, ihn noch ein halbes Jahr in der köllnischen Schule zurückgehalten hätte. Doch als auch diese Zeit heran gekommen war, überraschte er seine Lehrer mit der gewiß seltenen Bitte, ihn noch ein Jahr in der bisher besuchten Klasse zu lassen, damit er sich in den Elementarkenntnissen noch recht fest setzen könne. Eigentlich wünschte er dadurch

lich unter der Bürde seiner Berufsgeschäfte, die, mit seiner Gewissenhaftigkeit verrichtet, übertrieben waren, zum innigsten Schmerze seiner ihn kindlich liebenden Gemeine erlegen.

A. d. H.

die Lücken in den schon durchgemachten Lehrgängen auszufüllen, welche er durch die damals besonders überhäuften Chorgeschäfte hatte lassen müssen; eine Gewissenhaftigkeit, in welcher der zwölfjährige Knabe vermuthlich alle weit ältere Mitglieder seines Chors beschämte.

Nur zu wenigen seiner Mitschüler fühlte er sich durch innere Neigung hingezogen. Eines Nachbars Sohn, vorher sein Spielkamerad, war ihm wegen der Länge ihrer Bekanntschaft lieb; jetzt, da sie Mitschüler geworden waren, wollte der kleine Hoffmann die bloße Spielfreundschaft in eine edlere verwandelt wissen, und forderte ihn daher zur gemeinschaftlichen Ausarbeitung der in der Schule erhaltenen Aufgaben auf. Da er ihn aber dazu selten aufgelegt, vielmehr ihn immer nur mit Possen und müßigem Getändel beschäftigt fand, so ließ er ihn nach vielen fruchtlosen Versuchen, ihn für das Gute zu gewinnen, endlich gehen. Damit ihm selbst aber nie eine Arbeit in der Schule fehlte, setzte er sich oft, wenn er vom Chorsingen ermüdet, oder gar aus Opern und Konzerten spät am Abend nach Hause kam, noch bey seines Vaters Lampe nieder, und arbeitete, während alles um ihn schlief, bis ein Uhr nach Mitternacht fort. Und

nie verdrossen über die Menge der Arbeiten, vermehrte er sie im Gegentheil noch freiwillig, wenn etwas nützliches dabey zu lernen war. Sein Präfect, der ihn lieb gewonnen hatte, erbot sich, ihn fast umsonst im Klavierspielen zu unterrichten, und ob er gleich kaum ein Jahr lang dieser Gunst genoß, so brachte ers doch durch ernstliche eigene Uebung dahin, daß er sich in der Folge wenigstens zu mäßig schweren Gesangstücken mit Leichtigkeit und Ausdruck accompagniren konnte.

Sein braver Vater erlebte noch die Freude, ihn in das berlinisch-köllnische Gymnasium übergehen zu sehen. (Ostern 1787.) Und wie er dies als ein ihm von Gott gesendetes Glück betrachtete, so faßte auch der Sohn durch die Aeußerungen des Vaters für die Anstalt, welche dazu da ist, die Jugend in allem was gut und nützlich ist, zu unterrichten, eine Hochachtung, von welcher die jungen Herrchen wohl nichts wissen können, die ihre unweisen Eltern täglich über die Schullehrer wie über Schauspieler kritisiren hören, und selber mitkritisiren. Des alten Hoffmanns Ermahnungsworte, mit denen er zuweilen seinen Sohn entließ, waren diese: „Geh, mein Sohn. Folge deinen Lehrern; sie sind an

Gottes Statt. Suche ihre Liebe. Was sie dir sagen, das thu."

Bis dahin hatte dieser verständige Vater seinen Sohn noch nicht eigentlich zum regelmäßigen Kirchenbesuche angehalten, wiewohl er selber mit seinen beiden ältern Söhnen, die jetzt schon zum väterlichen Handwerk angelernt wurden, nicht leicht eine Predigt versäumte. Jetzt fing er an, auch seinen „Davidsohn," wie er ihn nannte, an schönen Sonntagsnachmittagen mitzunehmen. Die Reise ging dann zuerst in eine etwas entlegene Kirche, und hernach zum Thore hinaus, ins Feld oder in einen Garten. Den Beschluß dieser einfachen Sonntagsfeier machte gewöhnlich ein unterdessen von der Mutter zu Hause bereiteter Eierkuchen, der, als ein an Wochentagen nie gewagter Luxus, das Seinige dazu beitrug, dem Sonntage einen entschiedenen Vorzug vor allen gemeinen Tagen zu geben. Wir würden dieser Kleinigkeiten nicht erwähnen, wenn sie nicht unserm Freunde selbst in spätern Jahren noch immer eine rührende Erinnerung gewährt hätten, und wenn sie nicht auf seine nachherige Bildung von dem größten Einfluß gewesen wären.

Es erfolgte nämlich bald nachher, im No-

vember 1787, allen seinen Kindern unerwartet, des redlichen Vaters Tod. Auf keinen wirkte dieser Schlag so sehr, als auf das tiefe Gemüth des jüngsten Sohnes, der jetzt erst recht lebendig fühlte, was er an diesem theuren Haupte gehabt hatte. Aus dem sonst so fest vereinigten häuslichen Körper war nun die Einheit, die Seele gewichen; ohne den Vater hatte das Wort der Mutter keine Würde mehr; die älteren Geschwister, sonst gleichmäßig zum Gehorchen verpflichtet, wollten jetzt Gebieter seyn, und zerfielen nicht selten unter einander selbst. Die Mutter setzte das Gewerbe fort, und in so fern blieb alles beim Alten, aber unserm Freunde schien doch alles umgekehrt und zertrümmert; er fühlte sich gedrängt, die gestörte Einheit und Ruhe seiner ehemaligen traulichen Gefühle außer dem Hause wieder herzustellen, und den Geist seines Vaters an den Orten aufzusuchen, an welchen der Selige selbst sich am wohlsten befunden, und sich am höchsten über das Irdische erhaben gefühlt hatte.

Der berühmte Silberschlag hatte immer zu den Lieblingspredigern desselben gehört, und die meisten jener oben beschriebenen kleinen Wallfahrten waren nach dessen Kirche hingerichtet

Gottes Statt. Suche ihre Liebe. Was sie dir sagen, das thu."

Bis dahin hatte dieser verständige Vater seinen Sohn noch nicht eigentlich zum regelmäßigen Kirchenbesuche angehalten, wiewohl er selber mit seinen beiden ältern Söhnen, die jetzt schon zum väterlichen Handwerk angelernt wurden, nicht leicht eine Predigt versäumte. Jetzt fing er an, auch seinen „Davidsohn," wie er ihn nannte, an schönen Sonntagsnachmittagen mitzunehmen. Die Reise ging dann zuerst in eine etwas entlegene Kirche, und hernach zum Thore hinaus, ins Feld oder in einen Garten. Den Beschluß dieser einfachen Sonntagsfeier machte gewöhnlich ein unterdessen von der Mutter zu Hause bereiteter Eierkuchen, der, als ein an Wochentagen nie gewagter Luxus, das Seinige dazu beitrug, dem Sonntage einen entschiedenen Vorzug vor allen gemeinen Tagen zu geben. Wir würden dieser Kleinigkeiten nicht erwähnen, wenn sie nicht unserm Freunde selbst in spätern Jahren noch immer eine rührende Erinnerung gewährt hätten, und wenn sie nicht auf seine nachherige Bildung von dem größten Einfluß gewesen wären.

Es erfolgte nämlich bald nachher, im No-

vember 1787, allen seinen Kindern unerwartet, des redlichen Vaters Tod. Auf keinen wirkte dieser Schlag so sehr, als auf das tiefe Gemüth des jüngsten Sohnes, der jetzt erst recht lebendig fühlte, was er an diesem theuren Haupte gehabt hatte. Aus dem sonst so fest vereinigten häuslichen Körper war nun die Einheit, die Seele gewichen; ohne den Vater hatte das Wort der Mutter keine Würde mehr; die älteren Geschwister, sonst gleichmäßig zum Gehorchen verpflichtet, wollten jetzt Gebieter seyn, und zerfielen nicht selten unter einander selbst. Die Mutter setzte das Gewerbe fort, und in so fern blieb alles beim Alten, aber unserm Freunde schien doch alles umgekehrt und zertrümmert; er fühlte sich gedrängt, die gestörte Einheit und Ruhe seiner ehemaligen traulichen Gefühle außer dem Hause wieder herzustellen, und den Geist seines Vaters an den Orten aufzusuchen, an welchen der Selige selbst sich am wohlsten befunden, und sich am höchsten über das Irdische erhaben gefühlt hatte.

Der berühmte Silberschlag hatte immer zu den Lieblingspredigern desselben gehört, und die meisten jener oben beschriebenen kleinen Wallfahrten waren nach dessen Kirche hingerichtet

gewesen. In der That muß man bekennen, daß die mystische Begeisterung, mit welcher dieser Mann sprach, und die aus seinem glänzenden Gesichte leuchtete, verbunden mit der Popularität und Herzlichkeit des Vortrags, die ihm in hohem Grade eigen war, auf Tausende von Zuhörern eine unglaubliche Wirkung gethan hat. Diesen Lehrer und seine andächtige Gemeine, deren herzerhebende Gefühle sein guter Vater so oft getheilt hatte, suchte unser Freund nun begierig auf, und in der Stimmung, in der er kam, wie hätten die Worte des gottbegeisterten Mannes ihren Eindruck auf sein Herz verfehlen sollen? Wir wissen nicht mehr, worüber derselbe gesprochen, aber das hat uns unser Freund wiederholentlich gestanden, daß diese eine Predigt die Richtung seines Gemüths für sein ganzes Leben entschieden habe. Er war zu voll von wunderbaren Empfindungen, um gleich nach Hause gehen zu können; vielmehr trug er die hier vernommenen Worte des Lebens noch auf einem langen einsamen Spaziergange mit sich herum, und es war beschlossen, aus diesem ihm eröffneten Brunnen göttlicher Weisheit mit stets erneuerter Begier zu schöpfen. Von nun an besuchte er nicht bloß die öffentlichen Vorträge

Silberschlags, sondern auch dessen Privatbetstunden, in denen er einige Bekanntschaften machte, durch welche er allmälig auch in die Versammlungen der Brüdergemeine eingeführt wurde, deren mystischer Zauber seine Seele mit wunderbaren Ahnungen und Gefühlen durchzückte, die ihn unaussprechlich glücklich machten. Gleichen Genuß fand er in den Vorträgen eines Woltersdorf, Servus und Jänike, welchen letztern er bis an sein Ende wegen seines wahrhaft apostolischen und allen seinen Amtsbrüdern musterhaften Lebenswandels innig hochgeschätzt hat.

Keiner von seinen Mitschülern ahnte, was in der Seele des dreizehnjährigen Knaben vorging, denn da er sahe, wie himmelweit von dem seinigen verschieden der Ideenkreis aller übrigen Knaben war, so verschloß er seine Gefühle in sein Innerstes, und erschien seinen Lehrern und Mitschülern nur als ein gutmüthiger, etwas beschränkter Knabe, an dem weder viel zu tadeln, noch viel zu rühmen sey. Erst Ostern 1788 machte er seine Vorgesetzten auf sich aufmerksam, indem er mit der nämlichen Bescheidenheit, die er auf der köllnischen Schule schon einmal bewiesen hatte, darum bat, ihn von der Versetzung in die zweite Klasse auszuschließen,

Gottes Statt. Suche ihre Liebe. Was sie dir sagen, das thu."

Bis dahin hatte dieser verständige Vater seinen Sohn noch nicht eigentlich zum regelmäßigen Kirchenbesuche angehalten, wiewohl er selber mit seinen beiden ältern Söhnen, die jetzt schon zum väterlichen Handwerk angelernt wurden, nicht leicht eine Predigt versäumte. Jetzt fing er an, auch seinen „Davidsohn," wie er ihn nannte, an schönen Sonntagsnachmittagen mitzunehmen. Die Reise ging dann zuerst in eine etwas entlegene Kirche, und hernach zum Thore hinaus, ins Feld oder in einen Garten. Den Beschluß dieser einfachen Sonntagsfeier machte gewöhnlich ein unterdessen von der Mutter zu Hause bereiteter Eierkuchen, der, als ein an Wochentagen nie gewagter Luxus, das Seinige dazu beitrug, dem Sonntage einen entschiedenen Vorzug vor allen gemeinen Tagen zu geben. Wir würden dieser Kleinigkeiten nicht erwähnen, wenn sie nicht unserm Freunde selbst in spätern Jahren noch immer eine rührende Erinnerung gewährt hätten, und wenn sie nicht auf seine nachherige Bildung von dem größten Einfluß gewesen wären.

Es erfolgte nämlich bald nachher, im No-

vember 1787, allen seinen Kindern unerwartet, des redlichen Vaters Tod. Auf keinen wirkte dieser Schlag so sehr, als auf das tiefe Gemüth des jüngsten Sohnes, der jetzt erst recht lebendig fühlte, was er an diesem theuren Haupte gehabt hatte. Aus dem sonst so fest vereinigten häuslichen Körper war nun die Einheit, die Seele gewichen; ohne den Vater hatte das Wort der Mutter keine Würde mehr; die älteren Geschwister, sonst gleichmäßig zum Gehorchen verpflichtet, wollten jetzt Gebieter seyn, und zerfielen nicht selten unter einander selbst. Die Mutter setzte das Gewerbe fort, und in so fern blieb alles beim Alten, aber unserm Freunde schien doch alles umgekehrt und zertrümmert; er fühlte sich gedrängt, die gestörte Einheit und Ruhe seiner ehemaligen traulichen Gefühle außer dem Hause wieder herzustellen, und den Geist seines Vaters an den Orten aufzusuchen, an welchen der Selige selbst sich am wohlsten befunden, und sich am höchsten über das Irdische erhaben gefühlt hatte.

Der berühmte Silberschlag hatte immer zu den Lieblingspredigern desselben gehört, und die meisten jener oben beschriebenen kleinen Wallfahrten waren nach dessen Kirche hingerichtet

gewesen. In der That muß man bekennen, daß die mystische Begeisterung, mit welcher dieser Mann sprach, und die aus seinem glänzenden Gesichte leuchtete, verbunden mit der Popularität und Herzlichkeit des Vortrags, die ihm in hohem Grade eigen war, auf Tausende von Zuhörern eine unglaubliche Wirkung gethan hat. Diesen Lehrer und seine andächtige Gemeine, deren herzerhebende Gefühle sein guter Vater so oft getheilt hatte, suchte unser Freund nun begierig auf, und in der Stimmung, in der er kam, wie hätten die Worte des gottbegeisterten Mannes ihren Eindruck auf sein Herz verfehlen sollen? Wir wissen nicht mehr, worüber derselbe gesprochen, aber das hat uns unser Freund wiederholentlich gestanden, daß diese eine Predigt die Richtung seines Gemüths für sein ganzes Leben entschieden habe. Er war zu voll von wunderbaren Empfindungen, um gleich nach Hause gehen zu können; vielmehr trug er die hier vernommenen Worte des Lebens noch auf einem langen einsamen Spaziergange mit sich herum, und es war beschlossen, aus diesem ihm eröffneten Brunnen göttlicher Weisheit mit stets erneuerter Begier zu schöpfen. Von nun an besuchte er nicht bloß die öffentlichen Vorträge

Silberschlags, sondern auch dessen Privatbetstunden, in denen er einige Bekanntschaften machte, durch welche er allmälig auch in die Versammlungen der Brüdergemeine eingeführt wurde, deren mystischer Zauber seine Seele mit wunderbaren Ahnungen und Gefühlen durchzückte, die ihn unaussprechlich glücklich machten. Gleichen Genuß fand er in den Vorträgen eines Woltersdorf, Servus und Jänike, welchen letztern er bis an sein Ende wegen seines wahrhaft apostolischen und allen seinen Amtsbrüdern musterhaften Lebenswandels innig hochgeschätzt hat.

Keiner von seinen Mitschülern ahnte, was in der Seele des dreizehnjährigen Knaben vorging, denn da er sahe, wie himmelweit von dem seinigen verschieden der Ideenkreis aller übrigen Knaben war, so verschloß er seine Gefühle in sein Innerstes, und erschien seinen Lehrern und Mitschülern nur als ein gutmüthiger, etwas beschränkter Knabe, an dem weder viel zu tadeln, noch viel zu rühmen sey. Erst Ostern 1788 machte er seine Vorgesetzten auf sich aufmerksam, indem er mit der nämlichen Bescheidenheit, die er auf der köllnischen Schule schon einmal bewiesen hatte, darum bat, ihn von der Versetzung in die zweite Klasse auszuschließen,

damit er das in dem Cursus der dritten Versäumte erst vollständig nachholen könne. Wirklich blieb er noch ein ganzes Jahr in der dritten Klasse, und erwarb sich durch seinen Fleiß und sein gesittetes Betragen die Liebe aller Lehrer. Besonders zugethan ward ihm der Professor Michelsen, mit dessen persönlicher Zuneigung auch die Vorliebe für seine Wissenschaft, die Mathematik, auf unsern Freund überging. Sie ward sein Lieblingsstudium, in dem er sich früh von Seiten seines Kopfes auszeichnete, während er in allen übrigen Disciplinen nur das that, was von ihm gefordert wurde, und was jeder Bessere auch that. Aber das vollste, lebendigste Interesse konnte ihm doch auch die Mathematik nicht abgewinnen; dies gehörte einer höhern Wissenschaft an, die auf der Schule nicht gelehrt ward, deren heilige Offenbarungen nur in jenen Versammlungen von Auserwählten dem Munde der gottbegeisterten Redner entströmten, denen es gegeben war, die gnadenreichen Geheimnisse von der Gemeinschaft Gottes mit den Menschenkindern aus dem lebendigen Worte Gottes zu entziffern. Hier verschloß der junge Mathemathiker jeden Sinn, mit dem in andern Wissenschaften das Wahr und Falsch ergründet wird,

denn er fühlte es, was jene Männer ihm so oft gesagt hatten, daß noch etwas im Menschen sey, das über alle Vernunft hinausgehe, und daß es eine Klarheit gebe, die nur durch das Auge des Glaubens geschaut, und eine Gewißheit, die nur durch Ahnen und Fühlen begriffen werden könne. Je mehr er hier von der Bibel erfuhr, desto höher stieg seine Ehrfurcht für Gott, der zum Trost und Rath der armen Menschen solche Belehrungen durch wunderbare Eingebung bekannt gemacht habe. Die hohe Weisheit der biblischen Bücher, in die einfältige Sprache der Kinder gekleidet; die idealische Würde und Heiligkeit so vieler biblischen Charaktere; die rührenden Dogmen von einem Gott der Liebe, von dem Opfertode des Heilands, von der Gnadenwahl, von der Versöhnung und von den Freuden jener Welt mußten ein jugendliches Gemüth von dieser Innigkeit und Tiefe mit wunderbaren Entzückungen erfüllen. Gern glaubte er nun jenen Männern, daß solche Weisheit nur das Erbtheil weniger Erlesenen sey, und daß der große Haufe, in seinem verkehrten Sinn dahin wandelnd, auch wohl mit irdischer Weisheit sich brüstend, in einem recht elenden, bejammernswürdigen Zustande hinlebe, im Handeln ohne Richtschnur, im Lei-

den ohne Trost, im Tode ohne Hoffnung. Kräftig ergriffen ihn die kontrastirenden Schilderungen von dem Leben des gläubigen, hoffenden, demüthig vertrauenden Christen, und der hoffärtigen, in allen Lüsten schwelgenden Kinder dieser Welt. So seiner wahren Würde vor dem Herzenskündiger sich bewußt, sah er mit Kälte und Mitleid auf diejenigen unter seinen Mitschülern herab, die sich sinnlicher Vergnügungen rühmten, zu denen ihm freilich der Zugang versagt war, oder die im Bewußtseyn ihrer vornehmern Abkunft die Einfalt seiner Sitten oder die Dürftigkeit seiner Kleidung bespöttelten.

So hatte sich der funfzehnjährige Knabe bereits wie ein Mann von Character einen festen Lebensplan gezeichnet, und eine Norm für sein Glauben und Handeln bestimmt; ein Geschäft, mit dem tausend leichtere Köpfe in ihrem Leben nicht zu Stande kommen. Ihm hatte das Jahr außer dem Wechsel der Jahreszeiten noch einen andern, gleich interessanten Wechsel, indem sich von Fest zu Fest, und von Sonntag zu Sonntag ein eigener Cyklus hinschlang, den jeder religiöse Mensch gewiß mit besonderer Vorliebe verfolgt. Vom Weihnachtsfest und der Geburt des Heilands führten die vorgeschriebenen Peri-

kopen durch die Versuchungs- und Leidensgeschichte zu dem heiligsten und schmerzenreichsten aller Tage, dem Charfreitag. Auferstehung und Himmelfarth folgten, und den Beschluß der feierlichen Tage machte das fröhliche Pfingstfest. An jedem dieser Feste weckten eigene, sonst nicht gebrauchte Melodien zu den antiken Kirchengesängen die Andacht jedesmal auf eine bestimmte Weise; und bestimmte, immer wiederkehrende Pericopen brachten auch ehemalige schöne Gefühle in der Erinnerung zurück. Woran diejenigen nicht gedacht haben müssen, die die willkührlichen Texte so eifrig vertheidigen, und bey Verfertigung neuer Gesangbücher die schönsten Festmelodien durch Verknüpfung mit gemeinen Sonntagsliedern profanirt haben.

Lange konnte indessen der seltene Idealismus unsers Freundes seinen Lehrern und Mitschülern auf dem Gymnasium nicht verborgen bleiben. Er verrieth sich zuerst in der Religionsklasse, wo, wie man denken kann, der junge Enthusiast ganz besonders aufmerksam war, und, wie gleichfalls natürlich ist, sehr wenig befriedigt wurde. Der Lehrer war nicht wenig verwundert, unter seinen jüngsten und unscheinbarsten Zuhörern ein Subject zu finden, das zur Belebung seines religiö-

sen Gefühls seiner Lehren längst nicht mehr bedurfte, und eine Strenge in der Moral verlangte, die einem alten Asceten Ehre gemacht haben würde. Er mußte verwundert schweigen, als sich bey der Bemerkung, der Selbstmord sey meistens die Folge einer unglücklichen Verirrung des Verstandes, sein religiöserer Schüler die Zurechtweisung erlaubte, es müsse vielmehr die allerschwerste Sünde seyn, weil man sich nach der That nicht mehr bekehren könne. In eine noch größere Verlegenheit sah er sich gesetzt, als ihm nach einer Erwähnung des Tanzes als einer unter gewissen Umständen sehr erlaubten Leibesübung, sein Schüler den Einwurf machte, man finde doch nicht, daß Jesus getanzt habe. Da der würdige Lehrer, von dem hier die Rede ist, nicht immer im Stande war, dem jungen Zweifler jedesmal eine ganz befriedigende Antwort in seinem Geiste zu geben, so ward der Letztere dadurch nur in der Meinung bestärkt, daß selbst die besten und gelehrtesten Männer vermöge ihres Unglaubens eine geheime Seite hätten, um welcher willen ein reines Gemüth den allzu nahen Umgang mit ihnen sorgfältig vermeiden müsse.

Daß dies Mißtrauen jedoch nicht in Haß ausarten konnte, dafür war hinreichend gesorgt,

theils durch den übrigens höchst achtungswürdigen Charakter dieser Männer, theils durch den von seinen mystischen Lehrern selbst ihm eingeprägten Grundsatz, daß auch der Irrende die Liebe seiner besser unterrichteten Mitbrüder verdiene. Nur wo der junge Eiferer das sichtbare Bestreben sah, das Heilige und Ehrwürdige herabzusetzen oder gar zu bespötteln, da regte sich sein feuriges Temperament, und der sonst so bescheidene Schüler achtete weder das Ansehen des Lehrers, noch das Geschrei seiner Mitschüler. Einmal hatte ein junger Geistlicher während der Abwesenheit eines Lehrers die Geschäfte desselben übernommen. Die bloße Erscheinung dieses Mannes erregte eine widrige Empfindung in dem jungen Hoffmann, der mit Recht Frivolität und Geschwätzigkeit mit dem ihm so ehrwürdigen Charakter eines Predigers für unverträglich hielt. Als aber gar der unbesonnene Mann in einer wunderlichen Digression — er liebte dergleichen — auf die Herrnhuter zu sprechen kam, und über ihre „Kopfhängerey" ein langes Gewitzel anfing, lief unserm Freunde die Galle über. Schon lange hatte er ziemlich laut seinen Unwillen durch Brummen und Stampfen zu erkennen gegeben, als der selbstgefällige Redner seine Persifflage

mit dem Ausspruche schloß, diese Leute lebten mehr für den Himmel als für die Erde. „Nun das ist eben recht!" fuhr Hoffmann heftig heraus, und mit einer Miene, die jenen, der in diesem Augenblick seine Unbedachtsamkeit einsah, mit Verwirrung und Scham erfüllte. Die ganze Klasse rief: „das ist ein Herrnhuter!" allein dies geschah weniger, um den ehrlichen Hoffmann zu kränken, als vielmehr um die sichtbare Verlegenheit des Vicars zu erhöhen.

Doch ging es in einer Schaar muthwilliger junger Leute nunmehr auch, wie man denken kann, nicht ohne scherzhafte Neckereien ab. Die witzigern legten ihm von Zeit zu Zeit allerley wunderliche Gewissensfragen vor, die ernsteren griffen sein System mit Gründen an, und da er vermöge seines Temperaments und seiner Entschlossenheit durchaus nichts schuldig bleiben konnte, so dienten ihm diese Neckereien zu Uebungen im Disputiren, worin er in der Folge eine nicht gemeine Stärke erlangt hat. In allen solchen kritischen Lagen aber benahm er sich so gut, daß die Achtung aller Bessern für ihn sich nur erhöhte. Wir nennen hier nur den einzigen Heindorf, weil das Publikum ihn kennt, schon damals, wie nachher bis ans Ende, seinen Herzens-

freund,

freund, und leider späterhin auch seinen Leidensgenossen. Der verstorbene Michelsen zog ihn jetzt immer mehr an sich, beschenkte ihn mit Büchern, und verschaffte ihm einträglichen Hausunterricht. Der allverehrte Spalding erinnert sich jetzt noch seiner als eines seiner liebsten Schüler.

Michelsen, welcher von dem so frühen Hange zum Mysticismus einen nachtheiligen Einfluß auf den Geist und die Stimmung unsers Freundes besorgte, versuchte es mehrmals, jedoch mit größter Behutsamkeit und unter vier Augen, sein Gemüth von diesen Dingen ein wenig abzuziehen. Er stellte ihm vor, daß es auch in diesen Sachen ein Zuviel gebe, das der gesetzte, Wahrheit suchende Mann vermeiden müsse. Der Jüngling hörte ihn kalt an, und anstatt auf seine Worte zu achten, rief er sich auf das lebhafteste die Warnungen seiner geistlichen Lehrer ins Gedächtniß zurück, keinem auch noch so süß redenden Versucher zu trauen. Auch der alte treuherzige Büsching stellte ihn einmal über seine Orthodoxie zur Rede. „Ich höre ja, Hoffmann, sagte er zu ihm, Er verachtet alle Prediger, und hört nur die Woltersdorfischen und die Silberschlagschen Predigten in den beiden Extremen der

Stadt. Wie kommt Er dazu?" — „Ich verachte niemand, erwiederte unser Freund. Diese beiden Männer aber gefallen mir am besten. Sie sagen mir gerade das, was ich für mein Herz bedarf." Der Greis sagte ihm darauf etwa dasselbe, was ihm Michelsen gesagt hatte, und er hörte es mit derselben Ruhe an.. Beide Unterredungen theilte er zu Hause seinen Brüdern mit, „aber, setzte er mit dem Tone triumphirender Zuversicht hinzu: sie sollen mich nicht irre machen!"

Was indessen andere nicht in dieser Hinsicht vermochten, das that allmälig, wie sich von einem so denkenden Kopfe erwarten läßt, seine eigene Vernunft. Von jenem oben erwähnten geistlichen Vicar vernahm er zuerst beiläufig, daß viele ihm für messianische Weissagungen gegebene Stellen in den Psalmen und Propheten von den bessern Schrifterklärern gar nicht auf Christum gedeutet würden, und als er darüber eine Art von Unruhe bezeigte, fuhr der Geistliche fort: „Kommen Sie nur erst nach Halle, da werden Sie noch ganz andere Dinge erfahren." Dieser und mehrere ähnliche Winke ließen einen schmerzenden Stachel in seiner Seele zurück. Sein unterdessen durch die Bekanntschaft mit

den alten Klassikern mehr geläuterter Geschmack ließ ihn immer deutlicher die logischen und ästhetischen Mängel in den Vorträgen der Pietisten fühlen, und er konnte es sich gar nicht mehr verschweigen, daß ein Zweifel von einem Spalding auf der Wagschale der Kritik ein größeres Gewicht habe, als tausend unerwiesene Behauptungen von Männern, deren Gelehrsamkeit mit ihrem Glauben offenbar im umgekehrten Verhältnisse stand. Die Angst des Jünglings über diesen Zustand der Ungewißheit in den Dingen, von deren Wahrheit das Glück seines Lebens abhing, war fürchterlich. Mehrmals hörten seine Brüder aus seinem Munde den brennenden Wunsch, doch nur irgendwo einen ganz unwiderleglichen Beweis, daß die Bibel unmittelbares Wort Gottes sey, zu hören oder zu lesen. Sie bemerkten auch, daß er die Conventikel der Brüdergemeine jetzt sparsamer besuchte, und sich dafür immer tiefer in sich selbst zurückzog.

Michelsen hatte ihm gesagt: „Sie werden gewiß nach einigen Jahren selbst ganz anders über diese Dinge denken.“ Diese Worte tönten ihm unaufhörlich in den Ohren wieder. Wäre es möglich, dachte er, daß ich je so unglücklich werden könnte, diese ewigen Wahrheiten, die

sen Gefühls seiner Lehren längst nicht mehr bedurfte, und eine Strenge in der Moral verlangte, die einem alten Asceten Ehre gemacht haben würde. Er mußte verwundert schweigen, als sich bey der Bemerkung, der Selbstmord sey meistens die Folge einer unglücklichen Verirrung des Verstandes, sein religiöserer Schüler die Zurechtweisung erlaubte, es müsse vielmehr die allerschwerste Sünde seyn, weil man sich nach der That nicht mehr bekehren könne. In eine noch größere Verlegenheit sah er sich gesetzt, als ihm nach einer Erwähnung des Tanzes als einer unter gewissen Umständen sehr erlaubten Leibesübung, sein Schüler den Einwurf machte, man finde doch nicht, daß Jesus getanzt habe. Da der würdige Lehrer, von dem hier die Rede ist, nicht immer im Stande war, dem jungen Zweifler jedesmal eine ganz befriedigende Antwort in seinem Geiste zu geben, so ward der Letztere dadurch nur in der Meinung bestärkt, daß selbst die besten und gelehrtesten Männer vermöge ihres Unglaubens eine geheime Seite hätten, um welcher willen ein reines Gemüth den allzu nahen Umgang mit ihnen sorgfältig vermeiden müsse.

Daß dies Mißtrauen jedoch nicht in Haß ausarten konnte, dafür war hinreichend gesorgt,

theils durch den übrigens höchst achtungswürdigen Charakter dieser Männer, theils durch den von seinen mystischen Lehrern selbst ihm eingeprägten Grundsatz, daß auch der Irrende die Liebe seiner besser unterrichteten Mitbrüder verdiene. Nur wo der junge Eiferer das sichtbare Bestreben sah, das Heilige und Ehrwürdige herabzusetzen oder gar zu bespötteln, da regte sich sein feuriges Temperament, und der sonst so bescheidene Schüler achtete weder das Ansehen des Lehrers, noch das Geschrei seiner Mitschüler. Einmal hatte ein junger Geistlicher während der Abwesenheit eines Lehrers die Geschäfte desselben übernommen. Die bloße Erscheinung dieses Mannes erregte eine widrige Empfindung in dem jungen Hoffmann, der mit Recht Frivolität und Geschwätzigkeit mit dem ihm so ehrwürdigen Charakter eines Predigers für unverträglich hielt. Als aber gar der unbesonnene Mann in einer wunderlichen Digression — er liebte dergleichen — auf die Herrnhuter zu sprechen kam, und über ihre „Kopfhängerey“ ein langes Gewitzel anfing, lief unserm Freunde die Galle über. Schon lange hatte er ziemlich laut seinen Unwillen durch Brummen und Stampfen zu erkennen gegeben, als der selbstgefällige Redner seine Persifflage

mit dem Ausspruche schloß, diese Leute lebten mehr für den Himmel als für die Erde. „Nun das ist eben recht!“ fuhr Hoffmann heftig heraus, und mit einer Miene, die jenen, der in diesem Augenblick seine Unbedachtsamkeit einsah, mit Verwirrung und Scham erfüllte. Die ganze Klasse rief: „das ist ein Herrnhuter!“ allein dies geschah weniger, um den ehrlichen Hoffmann zu kränken, als vielmehr um die sichtbare Verlegenheit des Vicars zu erhöhen.

Doch ging es in einer Schaar muthwilliger junger Leute nunmehr auch, wie man denken kann, nicht ohne scherzhafte Neckereien ab. Die witzigern legten ihm von Zeit zu Zeit allerley wunderliche Gewissensfragen vor, die ernsteren griffen sein System mit Gründen an, und da er vermöge seines Temperaments und seiner Entschlossenheit durchaus nichts schuldig bleiben konnte, so dienten ihm diese Neckereien zu Uebungen im Disputiren, worin er in der Folge eine nicht gemeine Stärke erlangt hat. In allen solchen kritischen Lagen aber benahm er sich so gut, daß die Achtung aller Bessern für ihn sich nur erhöhte. Wir nennen hier nur den einzigen Heindorf, weil das Publikum ihn kennt, schon damals, wie nachher bis ans Ende, seinen Herzens-

freund,

freund, und leider späterhin auch seinen Leidensgenossen. Der verstorbene Michelsen zog ihn jetzt immer mehr an sich, beschenkte ihn mit Büchern, und verschaffte ihm einträglichen Hausunterricht. Der allverehrte Spalding erinnert sich jetzt noch seiner als eines seiner liebsten Schüler.

Michelsen, welcher von dem so frühen Hange zum Mysticismus einen nachtheiligen Einfluß auf den Geist und die Stimmung unsers Freundes besorgte, versuchte es mehrmals, jedoch mit größter Behutsamkeit und unter vier Augen, sein Gemüth von diesen Dingen ein wenig abzuziehen. Er stellte ihm vor, daß es auch in diesen Sachen ein Zuviel gebe, das der gesetzte, Wahrheit suchende Mann vermeiden müsse. Der Jüngling hörte ihn kalt an, und anstatt auf seine Worte zu achten, rief er sich auf das lebhafteste die Warnungen seiner geistlichen Lehrer ins Gedächtniß zurück, keinem auch noch so süß redenden Versucher zu trauen. Auch der alte treuherzige Büsching stellte ihn einmal über seine Orthodoxie zur Rede. „Ich höre ja, Hoffmann, sagte er zu ihm, Er verachtet alle Prediger, und hört nur die Woltersdorfischen und die Silberschlagschen Predigten in den beiden Extremen der

Stadt. Wie kommt Er dazu?" — „Ich verachte niemand, erwiederte unser Freund. Diese beiden Männer aber gefallen mir am besten. Sie sagen mir gerade das, was ich für mein Herz bedarf." Der Greis sagte ihm darauf etwa dasselbe, was ihm Michelsen gesagt hatte, und er hörte es mit derselben Ruhe an.. Beide Unterredungen theilte er zu Hause seinen Brüdern mit, „aber, setzte er mit dem Tone triumphirender Zuversicht hinzu: sie sollen mich nicht irre machen!"

Was indessen andere nicht in dieser Hinsicht vermochten, das that allmälig, wie sich von einem so denkenden Kopfe erwarten läßt, seine eigene Vernunft. Von jenem oben erwähnten geistlichen Vicar vernahm er zuerst beiläufig, daß viele ihm für messianische Weissagungen gegebene Stellen in den Psalmen und Propheten von den bessern Schrifterklärern gar nicht auf Christum gedeutet würden, und als er darüber eine Art von Unruhe bezeigte, fuhr der Geistliche fort: „Kommen Sie nur erst nach Halle, da werden Sie noch ganz andere Dinge erfahren." Dieser und mehrere ähnliche Winke ließen einen schmerzenden Stachel in seiner Seele zurück. Sein unterdessen durch die Bekanntschaft mit

den alten Klassikern mehr geläuterter Geschmack ließ ihn immer deutlicher die logischen und ästhetischen Mängel in den Vorträgen der Pietisten fühlen, und er konnte es sich gar nicht mehr verschweigen, daß ein Zweifel von einem Spalding auf der Wagschale der Kritik ein größeres Gewicht habe, als tausend unerwiesene Behauptungen von Männern, deren Gelehrsamkeit mit ihrem Glauben offenbar im umgekehrten Verhältnisse stand. Die Angst des Jünglings über diesen Zustand der Ungewißheit in den Dingen, von deren Wahrheit das Glück seines Lebens abhing, war fürchterlich. Mehrmals hörten seine Brüder aus seinem Munde den brennenden Wunsch, doch nur irgendwo einen ganz unwiderleglichen Beweis, daß die Bibel unmittelbares Wort Gottes sey, zu hören oder zu lesen. Sie bemerkten auch, daß er die Conventikel der Brüdergemeine jetzt sparsamer besuchte, und sich dafür immer tiefer in sich selbst zurückzog.

Michelsen hatte ihm gesagt: „Sie werden gewiß nach einigen Jahren selbst ganz anders über diese Dinge denken.“ Diese Worte tönten ihm unaufhörlich in den Ohren wieder. Wäre es möglich, dachte er, daß ich je so unglücklich werden könnte, diese ewigen Wahrheiten, die

jetzt mein Alles sind, in denen ich lebe, und um welcher willen das Leben allein noch einen Werth für mich hat, in Dunstgestalten aufgelöset zu sehen? Es kann, es kann nicht seyn! Und doch, dieser Mann ist so brav, und meint es so gut mit mir; er sprach aus der Fülle des Herzens. Und alle Männer, die ich ehren und lieben muß, stimmen mit ihm überein. — Mancher wird hier vielleicht über die Befangenheit des Jünglings lächeln, oder sich über die Stärke der eingesogenen Vorurtheile wundern; denn man muß ein Herz von gleicher Liebeskraft besitzen, um Achtung für den Schmerz dessen empfinden zu können, dem das Losreißen von dem, auch für treulos erkannten, Gegenstande seiner ersten Liebe das Herz zerreißt.

Da er in seinen besten Freunden doch für diese Töne seines Innern nirgends eine gleichgestimmte Saite fand, so suchte er Trost bey dem, den er als den unsichtbaren Freund und Führer aller Guten früh zu suchen und zu finden gelernt hatte. Sein liebster Spaziergang war zum Kottbusser Thor hinaus nach der Hasenheide. Dahin ging er, wenn er mit seinen Schulgeschäften fertig war, gewöhnlich allein, und mit trübem, tief gesenktem Blick; aber mehr als einmal sa-

hen seine Brüder mit stiller Verwunderung ihn von diesen einsamen Wanderungen mit einer Heiterkeit zurückkehren, die es ihnen — denn sie standen ihm in Hinsicht des religiösen Gefühls sehr nahe — deutlich verrieth, von welchen Ideen sein Herz erhoben worden war. Noch in dem letzten Jahre seines Lebens erinnerte er sich in Gegenwart eines Freundes mit Rührung jener Spaziergänge. „Ich wollte noch die Stelle angeben, sagte er, auf der Wiese diesseit der Hasenheide, wo ich eines Abends auf meinen Knien unter heißen Thränen zu Gott gebetet habe, daß er doch meine Seele stärken, und mich nicht in meinen Zweifeln untergehen lassen möchte, oder daß er mich lieber von der Welt nähme, wenn Offenbarung, Religion, Tugend und Gewissen nichts wären. O wahrlich! meine Ueberzeugungen sind mir nicht so leicht geworden, ich habe nicht so blind und willig geglaubt; daher meine jetzige Zuversicht, und mein ruhiges Lächeln, wenn ich die jetzt emporschießenden, in acht Tagen ausgebrüteten neuen Systeme sehe."

Im Praktischen war die Frucht des Glaubens auch bey ihm Liebe, Freude, Friede, Geduld, und vor allem eine so strenge Redlichkeit, daß er sich auch nicht zur kleinsten Unwahrheit

entschließen konnte. Einen merkwürdigen Beweis davon gab er Ostern 1792, als ihm die Präfectur des köllnischen Singechors übertragen wurde. Sein Vorgänger in dieser Stelle, weit minder gewissenhaft und ökonomisch, hatte die mancherley Ausfälle in seinen Finanzen nicht anders zu decken gewußt, als durch Verschweigung mehrerer neu hinzugekommenen Singestellen, deren Einkünfte er für sich behalten hatte. Natürlich mußte er jetzt seinem Nachfolger den Betrug entdecken, allein er erschrak nicht minder über dessen zartes, als dieser über sein weites Gewissen. So weh es dem guten Hoffmann that, einem alten Bekannten Verdruß zuzuziehn, so konnte er diesem doch nichts weiter versprechen, als ihm, wo möglich, Schande zu ersparen. Die erste jener bisher unberechneten Einnahmen wandte er dazu an, ein Chorbuch zu kaufen, allein was mit den übrigen zu machen sey, wußte er schlechterdings nicht. Endlich entschloß er sich kurz und gut, seinem Direktor (Büsching) die ganze Einnahme hinzuzählen, und es darauf ankommen zu lassen, was daraus entstehen würde. „Wie? fragte der alte Mann, sind denn soviel neue Stellen hinzugekommen?“ Hoffmann zitterte, als ob er der

Verbrecher wäre, entdeckte alles in den schonendsten Ausdrücken, und bat selbst um Gnade für den Leichtsinnigen. Sein Benehmen dabey war von der Art, daß sein Vorgänger selbst nicht auf ihn zürnen konnte.

Noch lange nach seinem Abgange auf die Universität pflegte der verstorbene Gedike, Büschings Nachfolger im Directorate, unsern Freund bey Gelegenheit der Censuren als ein Muster eines fleißigen und ordnungliebenden Choristen vorzustellen. In wie hohem Grade er diese Auszeichnung verdient habe, mögen hier alle Chorschüler mit Erstaunen lesen. „Ungeachtet er nämlich seit seines Vaters Tode sich und seine Mutter einzig von seinem Chorgelde und den aus Opern, Concerten und Privatinformationen gezogenen Einkünften hatte erhalten müssen, so hatte er doch von dem Ueberflusse allmälig soviel zurückgelegt, daß er bey seinem Abschiede von Berlin dreihundert Thaler auf der Bank hatte.“ Freilich wäre eine so außerordentliche Ersparniß ohne die größte Mäßigkeit nicht möglich gewesen, allein bey seiner großen Gleichgültigkeit gegen alle sinnliche Genüsse wurde ihm doch diese Mäßigkeit nie zur Pein, und seine Brüder erinnern sich noch mehrerer Beispiele

kleiner Wohlthätigkeitsübungen, denen er sich, wenn sich die Gelegenheit darbot, nie entzog.

Nichts war dem Knaben und dem Jünglinge peinlicher, als wenn er sich in den Opern in theatralische Kleider stecken, und sich das Gesicht mit Schminke überziehen lassen mußte. Theils mochte sein zartes Rechtsgefühl dadurch beleidigt werden, daß er mit einem Haufen anderer dazu gedungener Menschen bloß zur Ergötzung eines müßig gaffenden Parterres vorgeführt wurde, während soviel arme Leute ihr tägliches Brodt mit so saurer Arbeit verdienen müßten; theils konnte es mit seiner Wahrheitsliebe nicht bestehen, daß er irgend jemand durch eine Gestalt, die nicht die seinige war, betrügen sollte. Daher auch seine frühe Abneigung gegen alle Theatertäuschung überhaupt, die er damals, da er dem Zwange nun einmal nicht ausweichen konnte, wenigstens dadurch an den Tag legte, daß er, sobald er nur den Augen des Garderobemeisters entronnen war, emsig die kaum aufgelegte Schminke wieder abrieb, um dem Publikum wenigstens kein falsches Gesicht zu zeigen.

Seine Lehrer erklärten ihn schon Ostern 1793

zur Akademie reif, allein da er in diesem Jahre noch nicht die nöthigen Stipendien erhalten konnte, so wartete er noch ein Jahr, da ihm dann eine Aussicht eröffnet ward, jährlich wenigstens eine sichere Rente von 80 bis 90 Thalern zu beziehen. Damit entschloß sich der genügsame Jüngling in Gottes Namen abzuziehen, und bey seiner Art zu leben reichte auch jene Summe so vollkommen für ihn hin, daß er, wenigstens seinem Gefühle nach, in Halle nie eigentlich Noth gelitten hat. Er hätte zwar seine Kasse durch Zusetzung seines kleinen Kapitals recht ansehnlich verstärken können, allein dies Geld sah er als einen Nothpfennig für seine alte Mutter und seine Geschwister an, von denen zur Zeit noch keines versorgt war *). Der Mutter ließ er gegen 70 Thaler baares Geld und einen reichlichen Vorrath an Holz zurück, wobey er tausendmal das kindliche Versprechen wiederholte, daß er, so lange er lebe, den letzten Bissen mit ihr theilen wolle.

Was in den letzten Tagen seines Beisam-

*) Die beiden Brüder hatten ihren ersten Beruf verlassen, und gingen damit um, sich in das Landschullehrer-Seminar aufnehmen zu lassen.

menseyns mit den Seinen, die er so zärtlich liebte, und die er nun zum ersteumal verlassen sollte, in seinem Gemüthe vorgegangen sey, werden nur ähnliche Seelen ihm nachempfinden können. Die wunderbare Führung seiner Schicksale ging jetzt seinem religiösen Sinne wie ein schön entwickeltes Schauspiel vorüber, und alle die frohen und wehmüthigen Empfindungen, die sich jetzt in ihm durchkreuzten, flossen zuletzt in eine zusammen, in die der hingegebensten Dankbarkeit gegen den Gott der Liebe, der ihn dies erste schöne Ziel des Lebens so glücklich hatte erreichen lassen. Die Familie, nicht ohne eine kleine unschuldige Eitelkeit, theilte diese Empfindung mit ihm, und eben waren sie, am Tage vor seiner Abreise, alle beisammen, und unterredeten sich traulich, lachend und weinend, hoffend und besorgt, über Vergangenheit und Zukunft, als die Erscheinung des Chors vor seinem Hause die Empfindungen der Liebe und des Schmerzes aufs höchste spannte. Es war der Abschiedsgesang, den ihm sein liebes Chor, dessen Mitglied er zehn, und dessen Führer er zwey Jahre lang gewesen war, nicht um der Sitte willen allein, bringen wollte. Die Geschwister und Verwandte brachen in Thränen aus, die

alte Mutter hing schluchzend an seinem Halse, ihm selber wollte bey dem Anklang der wohlbekannten Töne das Herz zerspringen. Seine Gefühle überwältigten ihn, er ergriff seinen Hut, stürzte, wie er war, die Treppe hinunter, nahm seinen alten Platz als Präfekt wieder ein, und stimmte mit einem Ausdruck, mit dem wohl weniges gesungen worden ist, die jetzt vergessene, schöne Motette an: „Herr wer bin ich, und was ist mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht hast.“ Von seiner Begeisterung mit ergriffen, fiel das Chor begleitend in den schönen dazu gehörigen Choral *) ein, und es entstand ein Konzert, das alle Nachbarn an die Fenster lockte, und alle Vorübergehende stillstehn machte. Die volle Brust, das unaffectirte Pathos, und das glänzende, rothgeweinte Auge des Sängers, sammt der feierlichen Begleitung des Chors, ent-

*) Dessen erste Strophe folgendermaßen lautet:

Mein treuer Gott, was soll ich sagen,
Daß du mir so viel Guts gethan
In allen meinen Lebenstagen,
Daß ich's nicht satt erzählen kann?
Ja, eh' ich noch die Welt gesehn,
Ist mir von dir viel Guts geschehn.

lockte selbst solchen, die ihn nicht kannten, Freudenthränen.

Von seinem Abschiede sage ich nichts. Der guten alten Mutter mußte er geloben, ja nicht in dem verrufenen Halle von dem rechten Glauben abzuweichen. In lieber Freunde Gesellschaft kam er im May 1794 in seinem neuen Wohnorte an. — „Wir konnten, schreibt sein zweiter Bruder, seiner Abwesenheit lange nicht gewohnt werden. Er schrieb zwar fleißig von dort aus an uns, erkundigte sich nach unsern Umständen, und sprach uns Muth ein, aber er fehlte uns doch an allen Enden. Dafür war er jedoch im Geiste gewiß recht oft um uns, wie seine brüderlichen Briefe bewiesen. Einst — er mochte wohl schon zwey Jahre in Halle seyn — erhielt ich, sein mittlerer Bruder, ein Schreiben von ihm, in welchem er unter andern sagte: „Nach meiner Einsicht würdest Du Dich recht gut zum Schullehrer schicken. Da es Dir aber an Mitteln fehlt, Dich dazu präpariren zu lassen, so gebe ich Dir hiermit die Freiheit, Dir Einhundert Thaler von der Bank zu holen, und sorgenlos davon zu nehmen. Plage Dich auch nicht mit Bekümmernissen, wie es werden wird, wenn dieses aufgezehrt seyn sollte, ehe Du ver-

sorgst wärest; es wird sich auch dann noch Rath finden." *) Eben so stattete er seine ältere Schwester bey ihrer Verheyrathung mit 50 Thalern aus, und als einige Jahre später der ältere Bruder sich etabliren wollte, streckte er demselben nicht nur eine beträchtliche Summe vor, sondern nahm auch davon in der Folge nur die Hälfte zurück, obgleich der Bruder gern alles wiedergeben wollte." — So leicht wurde das Geben einem jungen Menschen, der sein kleines Kapital mit zehnjähriger saurer Arbeit verdient hatte, und der sich auf der Universität mit jährlichen 80 Thalern behalf! **)

*) Zur Ehre des zartfühlenden und eben so genügsamen Bruders müssen wir anführen, daß derselbe von dem edelmüthigen Anerbieten keinen Gebrauch gemacht hat.

**) Bemerkenswerth scheint auch hierbey der kleine Zug, daß seine alte Aufwärterin in Halle, die seine Diogenische Enthaltsamkeit mit Mitleid, und seinen redlichen, frohen Sinn mit Wohlwollen betrachtete, sich freiwillig erbot, ihm, wenn er Kaffe trinken, oder dann und wann ein warmes Abendessen genießen wollte, beides nur für den halben Preis anzurechnen. — Einst entwendete ihm das Hausmädchen zehn Thaler aus seinem Schranke. Die Art, wie er sich bey dem Verlust benahm, der allge-

Daß er dafür den Studenten nicht gespielt haben werde, wird man ohnehin wohl vermuthen. Er machte seinen theologischen Kursus mit seiner gewöhnlichen Gewissenhaftigkeit durch, benutzte mit Sorgfalt die humanistischen Vorlesungen Wolfs, und versäumte nicht, sich unter der trefflichen Anleitung eines Niemeyer mit der theoretischen und praktischen Pädagogik bekannt zu machen. Im letzten Jahre seines dortigen Aufenthalts hat er täglich vier Stunden im Waisenhause und Pädagogium unterrichtet. Seine Bekanntschaft unter den Studenten erstreckte sich nicht viel weiter als über seine Schulfreunde und seine nächsten Hausgenossen; unter diesen aber fand er einige gleichfühlende Freunde heraus, die ihm für eine ganze Landsmannschaft galten, und in deren stillem Kreise er recht von Herzen froh

meine tiefe Unwille, mit welchem alle seine Hausburschen davon redeten, und endlich seine freundliche, schonende Nachfrage bey der Thäterin selbst, drückten der letztern so schwer auf das Gewissen, daß sie bald nach dem ersten Läugnen von selbst heimlich auf sein Zimmer kam, und ihm mit heißen Reuethränen, und mit der (streng von ihm erfüllten) Bitte, die That zu verschweigen, das Entwendete zurückgab.

seyn konnte. In der Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Sittsamkeit und Redlichkeit leuchtete er allen vor, und wenn gleich sein unfrisirtes Haar, sein unscheinbarer Rock und sein schüchterner Gang ihm unter den Studenten par excellence wenig Respekt verschafften, so erfüllte doch sein seltener Charakter die wenigen, die ihn näher kennen lernten, mit der innigsten Hochachtung.

Jetzt sah er die Prophezeihung seines Lehrers in Hinsicht der neuen Aufschlüsse über Schrift und Offenbarung nur allzusehr in Erfüllung gehen. So unverkennbar dem ehrwürdigen Nösselt der religiöse Charakter ins Gesicht geprägt war, so sah doch unser Freund bald, daß dieser Theologe eine ganz andere Exegese hatte, als Silberschlag und dessen Gleichen. Die kantische Philosophie, mit welcher er jetzt gleichfalls Bekanntschaft machte, war wahrlich auch nicht zur Befestigung eines religiösen Glaubens geeignet. Einige Freunde machten sich sogar eine Gewissenssache daraus, ihm ihre gemäßigtern Grundsätze aufzudringen, welches bey seiner ungemeinen Heftigkeit eine Menge bald ernsthafter, bald komischer Auftritte veranlaßte. Im Ganzen war ihm dabey nicht wohl zu Muthe, wiewohl er doch allmälig von seiner ersten Strenge vieles nachließ, zumal

Stadt. Wie kommt Er dazu?" — „Ich verachte niemand, erwiederte unser Freund. Diese beiden Männer aber gefallen mir am besten. Sie sagen mir gerade das, was ich für mein Herz bedarf." Der Greis sagte ihm darauf etwa dasselbe, was ihm Michelsen gesagt hatte, und er hörte es mit derselben Ruhe an. Beide Unterredungen theilte er zu Hause seinen Brüdern mit, „aber, setzte er mit dem Tone triumphirender Zuversicht hinzu: sie sollen mich nicht irre machen!"

Was indessen andere nicht in dieser Hinsicht vermochten, das that allmälig, wie sich von einem so denkenden Kopfe erwarten läßt, seine eigene Vernunft. Von jenem oben erwähnten geistlichen Vicar vernahm er zuerst beiläufig, daß viele ihm für messianische Weissagungen gegebene Stellen in den Psalmen und Propheten von den bessern Schrifterklärern gar nicht auf Christum gedeutet würden, und als er darüber eine Art von Unruhe bezeigte, fuhr der Geistliche fort: „Kommen Sie nur erst nach Halle, da werden Sie noch ganz andere Dinge erfahren." Dieser und mehrere ähnliche Winke ließen einen schmerzenden Stachel in seiner Seele zurück. Sein unterdessen durch die Bekanntschaft mit

den alten Klassikern mehr geläuterter Geschmack ließ ihn immer deutlicher die logischen und ästhetischen Mängel in den Vorträgen der Pietisten fühlen, und er konnte es sich gar nicht mehr verschweigen, daß ein Zweifel von einem Spalding auf der Wagschale der Kritik ein größeres Gewicht habe, als tausend unerwiesene Behauptungen von Männern, deren Gelehrsamkeit mit ihrem Glauben offenbar im umgekehrten Verhältnisse stand. Die Angst des Jünglings über diesen Zustand der Ungewißheit in den Dingen, von deren Wahrheit das Glück seines Lebens abhing, war fürchterlich. Mehrmals hörten seine Brüder aus seinem Munde den brennenden Wunsch, doch nur irgendwo einen ganz unwiderleglichen Beweis, daß die Bibel unmittelbares Wort Gottes sey, zu hören oder zu lesen. Sie bemerkten auch, daß er die Conventikel der Brüdergemeine jetzt sparsamer besuchte, und sich dafür immer tiefer in sich selbst zurückzog.

Michelsen hatte ihm gesagt: „Sie werden gewiß nach einigen Jahren selbst ganz anders über diese Dinge denken.“ Diese Worte tönten ihm unaufhörlich in den Ohren wieder. Wäre es möglich, dachte er, daß ich je so unglücklich werden könnte, diese ewigen Wahrheiten, die

jetzt mein Alles sind, in denen ich lebe, und um welcher willen das Leben allein noch einen Werth für mich hat, in Dunstgestalten aufgelöset zu sehen? Es kann, es kann nicht seyn! Und doch, dieser Mann ist so brav, und meint es so gut mit mir; er sprach aus der Fülle des Herzens. Und alle Männer, die ich ehren und lieben muß, stimmen mit ihm überein. — Mancher wird hier vielleicht über die Befangenheit des Jünglings lächeln, oder sich über die Stärke der eingesogenen Vorurtheile wundern; denn man muß ein Herz von gleicher Liebeskraft besitzen, um Achtung für den Schmerz dessen empfinden zu können, dem das Losreißen von dem, auch für treulos erkannten, Gegenstande seiner ersten Liebe das Herz zerreißt.

Da er in seinen besten Freunden doch für diese Töne seines Innern nirgends eine gleichgestimmte Saite fand, so suchte er Trost bey dem, den er als den unsichtbaren Freund und Führer aller Guten früh zu suchen und zu finden gelernt hatte. Sein liebster Spaziergang war zum Kottbusser Thor hinaus nach der Hasenheide. Dahin ging er, wenn er mit seinen Schulgeschäften fertig war, gewöhnlich allein, und mit trübem, tief gesenktem Blick; aber mehr als einmal sa-

hen seine Brüder mit stiller Verwunderung ihn von diesen einsamen Wanderungen mit einer Heiterkeit zurückkehren, die es ihnen — denn sie standen ihm in Hinsicht des religiösen Gefühls sehr nahe — deutlich verrieth, von welchen Ideen sein Herz erhoben worden war. Noch in dem letzten Jahre seines Lebens erinnerte er sich in Gegenwart eines Freundes mit Rührung jener Spaziergänge. „Ich wollte noch die Stelle angeben, sagte er, auf der Wiese diesseit der Hasenheide, wo ich eines Abends auf meinen Knien unter heißen Thränen zu Gott gebetet habe, daß er doch meine Seele stärken, und mich nicht in meinen Zweifeln untergehen lassen möchte, oder daß er mich lieber von der Welt nähme, wenn Offenbarung, Religion, Tugend und Gewissen nichts wären. O wahrlich! meine Ueberzeugungen sind mir nicht so leicht geworden, ich habe nicht so blind und willig geglaubt; daher meine jetzige Zuversicht, und mein ruhiges Lächeln, wenn ich die jetzt emporschießenden, in acht Tagen ausgebrüteten neuen Systeme sehe."

Im Praktischen war die Frucht des Glaubens auch bey ihm Liebe, Freude, Friede, Geduld, und vor allem eine so strenge Redlichkeit, daß er sich auch nicht zur kleinsten Unwahrheit

entschließen konnte. Einen merkwürdigen Beweis davon gab er Ostern 1792, als ihm die Präfectur des köllnischen Singechors übertragen wurde. Sein Vorgänger in dieser Stelle, weit minder gewissenhaft und ökonomisch, hatte die mancherley Ausfälle in seinen Finanzen nicht anders zu decken gewußt, als durch Verschweigung mehrerer neu hinzugekommenen Singestellen, deren Einkünfte er für sich behalten hatte. Natürlich mußte er jetzt seinem Nachfolger den Betrug entdecken, allein er erschrak nicht minder über dessen zartes, als dieser über sein weites Gewissen. So weh es dem guten Hoffmann that, einem alten Bekannten Verdruß zuzuziehn, so konnte er diesem doch nichts weiter versprechen, als ihm, wo möglich, Schande zu ersparen. Die erste jener bisher unberechneten Einnahmen wandte er dazu an, ein Chorbuch zu kaufen, allein was mit den übrigen zu machen sey, wußte er schlechterdings nicht. Endlich entschloß er sich kurz und gut, seinem Direktor (Büsching) die ganze Einnahme hinzuzählen, und es darauf ankommen zu lassen, was daraus entstehen würde. „Wie? fragte der alte Mann, sind denn soviel neue Stellen hinzugekommen?" Hoffmann zitterte, als ob er der

Verbrecher wäre, entdeckte alles in den schonendsten Ausdrücken, und bat selbst um Gnade für den Leichtsinnigen. Sein Benehmen dabey war von der Art, daß sein Vorgänger selbst nicht auf ihn zürnen konnte.

Noch lange nach seinem Abgange auf die Universität pflegte der verstorbene Gedike, Büschings Nachfolger im Directorate, unsern Freund bey Gelegenheit der Censuren als ein Muster eines fleißigen und ordnungliebenden Choristen vorzustellen. In wie hohem Grade er diese Auszeichnung verdient habe, mögen hier alle Chorschüler mit Erstaunen lesen. „Ungeachtet er nämlich seit seines Vaters Tode sich und seine Mutter einzig von seinem Chorgelde und den aus Opern, Concerten und Privatinformationen gezogenen Einkünften hatte erhalten müssen, so hatte er doch von dem Ueberflusse allmälig soviel zurückgelegt, daß er bey seinem Abschiede von Berlin dreihundert Thaler auf der Bank hatte.“ Freilich wäre eine so außerordentliche Ersparniß ohne die größte Mäßigkeit nicht möglich gewesen, allein bey seiner großen Gleichgültigkeit gegen alle sinnliche Genüsse wurde ihm doch diese Mäßigkeit nie zur Pein, und seine Brüder erinnern sich noch mehrerer Beispiele

kleiner Wohlthätigkeitsübungen, denen er sich, wenn sich die Gelegenheit darbot, nie entzog.

Nichts war dem Knaben und dem Jünglinge peinlicher, als wenn er sich in den Opern in theatralische Kleider stecken, und sich das Gesicht mit Schminke überziehen lassen mußte. Theils mochte sein zartes Rechtsgefühl dadurch beleidigt werden, daß er mit einem Haufen anderer dazu gedungener Menschen bloß zur Ergötzung eines müßig gaffenden Parterres vorgeführt wurde, während soviel arme Leute ihr tägliches Brodt mit so saurer Arbeit verdienen mußten; theils konnte es mit seiner Wahrheitsliebe nicht bestehen, daß er irgend jemand durch eine Gestalt, die nicht die seinige war, betrügen sollte. Daher auch seine frühe Abneigung gegen alle Theatertäuschung überhaupt, die er damals, da er dem Zwange nun einmal nicht ausweichen konnte, wenigstens dadurch an den Tag legte, daß er, sobald er nur den Augen des Garderobemeisters entronnen war, emsig die kaum aufgelegte Schminke wieder abrieb, um dem Publikum wenigstens kein falsches Gesicht zu zeigen.

Seine Lehrer erklärten ihn schon Ostern 1793

zur Akademie reif, allein da er in diesem Jahre noch nicht die nöthigen Stipendien erhalten konnte, so wartete er noch ein Jahr, da ihm dann eine Aussicht eröffnet ward, jährlich wenigstens eine sichere Rente von 80 bis 90 Thalern zu beziehen. Damit entschloß sich der genügsame Jüngling in Gottes Namen abzuziehen, und bey seiner Art zu leben reichte auch jene Summe so vollkommen für ihn hin, daß er, wenigstens seinem Gefühle nach, in Halle nie eigentlich Noth gelitten hat. Er hätte zwar seine Kasse durch Zusetzung seines kleinen Kapitals recht ansehnlich verstärken können, allein dies Geld sah er als einen Nothpfennig für seine alte Mutter und seine Geschwister an, von denen zur Zeit noch keines versorgt war *). Der Mutter ließ er gegen 70 Thaler baares Geld und einen reichlichen Vorrath an Holz zurück, wobey er tausendmal das kindliche Versprechen wiederholte, daß er, so lange er lebe, den letzten Bissen mit ihr theilen wolle.

Was in den letzten Tagen seines Beisam-

*) Die beiden Brüder hatten ihren ersten Beruf verlassen, und gingen damit um, sich in das Landschullehrer-Seminar aufnehmen zu lassen.

mensezns mit den Seinen, die er so zärtlich liebte, und die er nun zum ersteumal verlassen sollte, in seinem Gemüthe vorgegangen sey, werden nur ähnliche Seelen ihm nachempfinden können. Die wunderbare Führung seiner Schicksale ging jetzt seinem religiösen Sinne wie ein schön entwickeltes Schauspiel vorüber, und alle die frohen und wehmüthigen Empfindungen, die sich jetzt in ihm durchkreuzten, flossen zuletzt in eine zusammen, in die der hingegebensten Dankbarkeit gegen den Gott der Liebe, der ihn dies erste schöne Ziel des Lebens so glücklich hatte erreichen lassen. Die Familie, nicht ohne eine kleine unschuldige Eitelkeit, theilte diese Empfindung mit ihm, und eben waren sie, am Tage vor seiner Abreise, alle beisammen, und unterredeten sich traulich, lachend und weinend, hoffend und besorgt, über Vergangenheit und Zukunft, als die Erscheinung des Chors vor seinem Hause die Empfindungen der Liebe und des Schmerzes aufs höchste spannte. Es war der Abschiedsgesang, den ihm sein liebes Chor, dessen Mitglied er zehn, und dessen Führer er zwey Jahre lang gewesen war, nicht um der Sitte willen allein, bringen wollte. Die Geschwister und Verwandte brachen in Thränen aus, die

alte Mutter hing schluchzend an seinem Halse, ihm selber wollte bey dem Anklang der wohlbekannten Töne das Herz zerspringen. Seine Gefühle überwältigten ihn, er ergriff seinen Hut, stürzte, wie er war, die Treppe hinunter, nahm seinen alten Platz als Präfekt wieder ein, und stimmte mit einem Ausdruck, mit dem wohl weniges gesungen worden ist, die jetzt vergessene, schöne Motette an: „Herr wer bin ich, und was ist mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht hast.“ Von seiner Begeisterung mit ergriffen, fiel das Chor begleitend in den schönen dazu gehörigen Choral *) ein, und es entstand ein Konzert, das alle Nachbarn an die Fenster lockte, und alle Vorübergehende stillstehn machte. Die volle Brust, das unaffectirte Pathos, und das glänzende, rothgeweinte Auge des Sängers, sammt der feierlichen Begleitung des Chors, ent-

*) Dessen erste Strophe folgendermaßen lautet:

Mein treuer Gott, was soll ich sagen,
Daß du mir so viel Guts gethan
In allen meinen Lebenstagen,
Daß ich's nicht satt erzählen kann?
Ja, eh' ich noch die Welt gesehn,
Ist mir von dir viel Guts geschehn.

menseyns mit den Seinen, die er so zärtlich liebte, und die er nun zum ersteumal verlassen sollte, in seinem Gemüthe vorgegangen sey, werden nur ähnliche Seelen ihm nachempfinden können. Die wunderbare Führung seiner Schicksale ging jetzt seinem religiösen Sinne wie ein schön entwickeltes Schauspiel vorüber, und alle die frohen und wehmüthigen Empfindungen, die sich jetzt in ihm durchkreuzten, flossen zuletzt in eine zusammen, in die der hingegebensten Dankbarkeit gegen den Gott der Liebe, der ihn dies erste schöne Ziel des Lebens so glücklich hatte erreichen lassen. Die Familie, nicht ohne eine kleine unschuldige Eitelkeit, theilte diese Empfindung mit ihm, und eben waren sie, am Tage vor seiner Abreise, alle beisammen, und unterredeten sich traulich, lachend und weinend, hoffend und besorgt, über Vergangenheit und Zukunft, als die Erscheinung des Chors vor seinem Hause die Empfindungen der Liebe und des Schmerzes aufs höchste spannte. Es war der Abschiedsgesang, den ihm sein liebes Chor, dessen Mitglied er zehn, und dessen Führer er zwey Jahre lang gewesen war, nicht um der Sitte willen allein, bringen wollte. Die Geschwister und Verwandte brachen in Thränen aus, die

alte Mutter hing schluchzend an seinem Halse, ihm selber wollte bey dem Anklang der wohlbekannten Töne das Herz zerspringen. Seine Gefühle überwältigten ihn, er ergriff seinen Hut, stürzte, wie er war, die Treppe hinunter, nahm seinen alten Platz als Präfekt wieder ein, und stimmte mit einem Ausdruck, mit dem wohl weniges gesungen worden ist, die jetzt vergessene, schöne Motette an: „Herr wer bin ich, und was ist mein Haus, daß du mich bis hieher gebracht hast." Von seiner Begeisterung mit ergriffen, fiel das Chor begleitend in den schönen dazu gehörigen Choral *) ein, und es entstand ein Konzert, das alle Nachbarn an die Fenster lockte, und alle Vorübergehende stillstehn machte. Die volle Brust, das unaffectirte Pathos, und das glänzende, rothgeweinte Auge des Sängers, sammt der feierlichen Begleitung des Chors, ent-

*) Dessen erste Strophe folgendermaßen lautet:

Mein treuer Gott, was soll ich sagen,
Daß du mir so viel Guts gethan
In allen meinen Lebenstagen,
Daß ich's nicht satt erzählen kann?
Ja, eh' ich noch die Welt gesehn,
Ist mir von dir viel Guts geschehn.

lockte selbst solchen, die ihn nicht kannten, Freudenthränen.

Von seinem Abschiede sage ich nichts. Der guten alten Mutter mußte er geloben, ja nicht in dem verrufenen Halle von dem rechten Glauben abzuweichen. In lieber Freunde Gesellschaft kam er im May 1794 in seinem neuen Wohnorte an. — „Wir konnten, schreibt sein zweiter Bruder, seiner Abwesenheit lange nicht gewohnt werden. Er schrieb zwar fleißig von dort aus an uns, erkundigte sich nach unsern Umständen, und sprach uns Muth ein, aber er fehlte uns doch an allen Enden. Dafür war er jedoch im Geiste gewiß recht oft um uns, wie seine brüderlichen Briefe bewiesen. Einst — er mochte wohl schon zwey Jahre in Halle seyn — erhielt ich, sein mittlerer Bruder, ein Schreiben von ihm, in welchem er unter andern sagte: „Nach meiner Einsicht würdest Du Dich recht gut zum Schullehrer schicken. Da es Dir aber an Mitteln fehlt, Dich dazu präpariren zu lassen, so gebe ich Dir hiermit die Freiheit, Dir Einhundert Thaler von der Bank zu holen, und sorgenlos davon zu nehmen. Plage Dich auch nicht mit Bekümmernissen, wie es werden wird, wenn dieses aufgezehrt seyn sollte, ehe Du ver-

sorgst wärest; es wird sich auch dann noch Rath finden.“ *) Eben so stattete er seine ältere Schwester bey ihrer Verheyrathung mit 50 Thalern aus, und als einige Jahre später der ältere Bruder sich etabliren wollte, streckte er demselben nicht nur eine beträchtliche Summe vor, sondern nahm auch davon in der Folge nur die Hälfte zurück, obgleich der Bruder gern alles wiedergeben wollte.“ — So leicht wurde das Geben einem jungen Menschen, der sein kleines Kapital mit zehnjähriger saurer Arbeit verdient hatte, und der sich auf der Universität mit jährlichen 80 Thalern behalf! **)

*) Zur Ehre des zartfühlenden und eben so genügsamen Bruders müssen wir anführen, daß derselbe von dem edelmüthigen Anerbieten keinen Gebrauch gemacht hat.

**) Bemerkenswerth scheint auch hierbey der kleine Zug, daß seine alte Aufwärterin in Halle, die seine Diogenische Enthaltsamkeit mit Mitleid, und seinen redlichen, frohen Sinn mit Wohlwollen betrachtete, sich freiwillig erbot, ihm, wenn er Kaffe trinken, oder dann und wann ein warmes Abendessen genießen wollte, beides nur für den halben Preis anzurechnen. — Einst entwendete ihm das Hausmädchen zehn Thaler aus seinem Schranke. Die Art, wie er sich bey dem Verlust benahm, der allge-

Daß er dafür den Studenten nicht gespielt haben werde, wird man ohnehin wohl vermuthen. Er machte seinen theologischen Kursus mit seiner gewöhnlichen Gewissenhaftigkeit durch, benutzte mit Sorgfalt die humanistischen Vorlesungen Wolfs, und versäumte nicht, sich unter der trefflichen Anleitung eines Niemeyer mit der theoretischen und praktischen Pädagogik bekannt zu machen. Im letzten Jahre seines dortigen Aufenthalts hat er täglich vier Stunden im Waisenhause und Pädagogium unterrichtet. Seine Bekanntschaft unter den Studenten erstreckte sich nicht viel weiter als über seine Schulfreunde und seine nächsten Hausgenossen; unter diesen aber fand er einige gleichfühlende Freunde heraus, die ihm für eine ganze Landsmannschaft galten, und in deren stillem Kreise er recht von Herzen froh

meine tiefe Unwille, mit welchem alle seine Hausburschen davon redeten, und endlich seine freundliche, schonende Nachfrage bey der Thäterin selbst, drückten der letztern so schwer auf das Gewissen, daß sie bald nach dem ersten Läugnen von selbst heimlich auf sein Zimmer kam, und ihm mit heißen Reuethränen, und mit der (streng von ihm erfüllten) Bitte, die That zu verschweigen, das Entwendete zurückgab.

seyn konnte. In der Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Sittsamkeit und Redlichkeit leuchtete er allen vor, und wenn gleich sein unfrisirtes Haar, sein unscheinbarer Rock und sein schüchterner Gang ihm unter den Studenten par excellence wenig Respekt verschafften, so erfüllte doch sein seltener Charakter die wenigen, die ihn näher kennen lernten, mit der innigsten Hochachtung.

Jetzt sah er die Prophezeihung seines Lehrers in Hinsicht der neuen Aufschlüsse über Schrift und Offenbarung nur allzusehr in Erfüllung gehen. So unverkennbar dem ehrwürdigen Nösselt der religiöse Charakter ins Gesicht geprägt war, so sah doch unser Freund bald, daß dieser Theologe eine ganz andere Exegese hatte, als Silberschlag und dessen Gleichen. Die kantische Philosophie, mit welcher er jetzt gleichfalls Bekanntschaft machte, war wahrlich auch nicht zur Befestigung eines religiösen Glaubens geeignet. Einige Freunde machten sich sogar eine Gewissenssache daraus, ihm ihre gemäßigtern Grundsätze aufzudringen, welches bey seiner ungemeinen Heftigkeit eine Menge bald ernsthafter, bald komischer Auftritte veranlaßte. Im Ganzen war ihm dabey nicht wohl zu Muthe, wiewohl er doch allmälig von seiner ersten Strenge vieles nachließ, zumal

da er zu seinem Troste sah, wie harmonisch doch alle Guten bey der größten Verschiedenheit der Ueberzeugungen im Praktischen übereinstimmten. Da es indessen einem Mann von Charakter unmöglich ist, lange in einem Zustande der Unentschiedenheit hin und her zu schwanken, so beschloß er endlich, den fatalen Knoten lieber zu zerhauen, als sich zeitlebens mit seiner Auflösung zu ängstigen. Ueberzeugt von der wohlthätigen Wirkung des Offenbarungsglaubens auf die Gemüther der Jugend und des Volks, bestimmte er sich kurz und gut dahin, als künftiger Lehrer beider das orthodoxe System aus allen Kräften fest zu halten, und von der Speculation lieber ganz abzustehen, als sich von derselben in ein Labyrinth führen zu lassen, aus welchem vielleicht kein Ausgang zu finden seyn möchte. Daß dieser Friede zwischen Glauben und Vernunft bey einem Manne von seinem Geiste kein ewiger Friede gewesen seyn könne, werden die Leser leicht von selbst errathen.

Was ihn indessen zu diesem Entschlusse noch mehr bestimmte, war das Beyspiel Knapps, desjenigen von seinen akademischen Lehrern, dem er die größte Tiefe des Gemüths zutraute, und dessen kurze und nur sparsam, aber bedeutungs-

voll hingeworfene Winke über die himmelweite Kluft zwischen den Gebieten des Fühlens und Denkens, des Glaubens und Wissens, seinen mystischen Sinn auf eine geheimnißvolle, ungemein anziehende Weise ansprachen. Auch das gefiel ihm an diesem Lehrer besonders, daß derselbe in seiner Kirchengeschichte mit einer eigenthümlichen Vorliebe bey den kleinen christlichen Gemeinden verweilte, welche zur Zeit der heillosesten Hierarchie den wahren Geist der Lehre Jesu in seiner ursprünglichen Einfalt und Reinheit zu erhalten gesucht, und daß er stets mit einer ausgezeichneten Achtung von den Brüdergemeinden sprach, als denjenigen religiösen Gesellschaften, in welchen das meiste praktische Christenthum herrsche. Ja als im Jahre 1797 das Gerücht von dem eigenen Uebertritt desselben zu jener Secte laut ward, war unser Freund nicht nur einer von den Wenigen, welche ihn gegen alle Beschuldigungen böser Spötter in Schutz nahmen, sondern er selber fühlte auch bey dieser Gelegenheit alle Empfindungen seiner Kindheit in ihrer ganzen Stärke wieder erwachen, und nur seine überhäuften Arbeiten im letzten Jahre seines akademischen Lebens verhinderten ihn an der Aufsuchung solcher Bekanntschaften, welche seine

geheimen Wünsche hätten befriedigen können. Die religiöse Feier des Sonntags aber überging er nie; wenigstens hörte er eine Predigt, die er am Abend regelmäßig ausarbeitete, so daß sich in seinem Nachlasse noch mehrere Jahrgänge hallischer Predigten finden, meistens von dem würdigen Konsistorialrath Senf, seinem Lieblingsprediger, dessen persönlichen Umgang er auch eifrig suchte, so wie er den des allverehrten Nösselt, seines Hauswirths, längst genoß.

Zu einem eigenen Versuche im Predigen konnte er sich lange nicht entschließen, nicht aus Furchtsamkeit, sondern wegen seiner hohen Vorstellungen von der Würde, die dies Geschäft erfordere. Auch hatte die Sache ihre ökonomischen Schwierigkeiten. Sein Wechsel war auf Anschaffung neuer Kleidungsstücke nicht berechnet; es mußte deßhalb erst nach Berlin geschrieben werden, von woher denn endlich auf emsigen Betrieb der ganzen Familie ein alter schwarzer Rock ankam, in welchem der junge Prädikant sich selber nicht ohne Lächeln betrachten konnte. Man kann denken, welchen Fleiß er auf seinen ersten Vortrag gewendet haben werde, allein zu seiner eigenen Verwunderung verließ ihn an Ort und Stelle, Trotz dem sorgfältigsten

Memoriren, das Gedächtniß, und er sah sich genöthigt, ganz frey aus der Fülle des Herzens zu sprechen. Dies machte ihn jedoch keinesweges unruhig, vielmehr brachte es ihn auf die Idee, künftig nie die Predigt wörtlich einzulernen, damit er an Ort und Stelle jedesmal Herr der Umstände und seiner Laune bleiben, und sich mehr den freien Eingebungen des augenblicklichen Gefühls überlassen könne. Welche Methode wir hiermit jedoch nicht jedem Kandidaten zum Muster empfohlen haben wollen.

Gegen das Ende seines hallischen Aufenthalts machte er zufällig noch eine Bekanntschaft, deren Folgen wenigstens dazu dienten, seine Kenntniß der böhmischen Brüdergemeine zu berichtigen. Es war ein junger Mann von großer Nervenschwäche und sehr beschränktem Verstande, welcher Fehler sich jedoch hinter einer ungemeinen Sanftmuth und Bescheidenheit verbarg, so daß unser Freund ihn um dieser Eigenschaften willen lieb gewann, und es innig bedauerte, Halle verlassen müssen, ohne ihn genauer kennen gelernt zu haben. Dafür versprach jedoch jener, nicht nur fleißig an ihn zu schreiben, sondern ihn auch bald in Berlin persönlich zu besuchen, und seinen Durst nach der den Brüdern geöffneten

Weisheitsquelle auf das vollkommenste zu befriedigen. Hoffmann war noch nicht lange in Berlin, als er folgenden Brief erhielt, den wir hier mit diplomatischer Genauigkeit abdrucken lassen, so wie wir denselben in seinem Nachlasse gefunden haben.

Halle, den 3. Jul. 1797.

Lieber Bruder,

Die erfreuliche Nachricht von (Ihrer, nicht mehr) Deiner jetzigen Lage, traf gerade zu einer Zeit ein, wo ich solche noch nicht vermuthet hatte — weil ich mir leicht die Unruhen, die mit einer solchen Zurückkunft verknüpft ist, vorstellen kann.

Das Zutrauen und der zu guten Meinung T. F., die Du, in Beurtheilung Anderer, von mir hast, wünschte ich ganz zu entsprechen — aber das öftere Verlieren des Lapidis Christianorum — des Steins — der noch größere Verwandlungen bewirkt und Kräfte besitzt, als das U. und T. im pristerlichen Brust-Schilde, denn Er transmutirt die gesunkene, sündhafte

menschliche Natur zur göttlichen in Jesu — verursacht noch solche Versehen.

Die mir aufgetragenen Empfelungen habe ich pünktlich ausgerichtet, und sie erwiedern ein Gleiches mit dem Zusaz: „es ist doch gut, daß der arme Hoffmann versorgt ist.“ Weiter nichts — das Gespräch bricht ab — Du weißt, l. B. unsere Namen stehen hier nicht im Goldenen Büchlein, ich will auch gerne niedrig seyn — — Im übrigen sehe ich gerne, daß Du wohl lernest und fleißig betest. Thue also, mein Brüderchen, und fahre fort, wenn ich Dich besuche, so will ich Dir auch einen schönen Jahrmarkt mitbringen *). — Ich weiß einen hübschen lustigen Garten, da gehen viele Brüderchen innen, haben goldene Röcklein an, und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sättlein. Da fragte ich den Mann, dessen der Gar-

*) Er hat Wort gehalten. Der gleichfalls noch vorhandene Jahrmarkt besteht in einem altmodischen Stockbande von hellblauer Seide mit dicken Puscheln, die mit Goldarbeit durchflochten sind.

ten ist, weß die Brüderchen wären? Da sprach er: die gerne beten, lernen und fromm sind.

Da sprach ich zu dem Manne: ich habe auch ein Brüderchen, heißt Wilhelmchen Hoffmann, dürfte er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möchte, und solche feine Pferdlein reiten, und mit den übrigen spielen? Da sprach der Mann, wenn er gerne betet, fleißig und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, und wenn sie denn alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, und allerley Saitenspiel haben, auch tanzen und mit feinen Armbrüsten schießen. Darum liebes Brüderchen ꝛc. — — — — — — —

Unbekannt grüße Dein liebes Haus von mir, ich aber grüße und küsse Dich mit herzlicher Bruderliebe, und bin einer

Deiner
geringsten Freunde
G.

N. S. Den 22sten huj. ist mein Geburtstag. Denke auch für dem Herrn meiner.

Ich habe mit unserer Madam auf eine Zeitlang verreisen müssen.

Wir zweifeln nicht, daß dieser Brief unserm damals vier und zwanzigjährigen Freunde eine kleine Schamröthe werde abgejagt haben. Wenigstens hat er desselben nie, auch gegen seine vertrautesten Freunde nicht erwähnt, und daß er die Correspondenz nicht fortgesetzt habe, wissen wir auf das bestimmteste.

Nach Ostern 1797 also verließ er Halle nach einem dreijährigen Aufenthalte, und ging nach Berlin zurück. Hier nahm ihn sein ehemaliger Director Gedike mit offenen Armen in das Seminarium für gelehrte Schulen auf, und öffnete ihm dadurch eine willkommene Laufbahn. Immer nämlich war sein Wunsch gewesen, die erste Hälfte des männlichen Alters der Jugenderziehung, und die zweite dem Volksunterricht zu widmen, um weder als junger Prediger noch als alter Schulmann der Achtung zu ermangeln, deren beide Aemter so sehr benöthigt sind. Daß er jetzt sogleich seine alte Mutter zu sich genommen und auf das zärtlichste verpflegt habe, versteht sich von einem solchen Sohne von selbst. Ja er suchte sogar seines Vaters Bruder, einen alten Weber, auf, und unterstützte ihn von Zeit zu Zeit mit Geld und alten Kleidungsstücken.

Das erwähnte Seminarium, diese treffliche Anstalt, in welcher sich unter Gedikens belebender Leitung so manches herrliche Lehrertalent entwickelt hat, weckte auch in unserm Hoffmann Kräfte, die selbst mancher seiner früheren Bekannten nicht in ihm geahnt hatte. Mit Verwunderung und Achtung hörten seine ehemaligen Lehrer in den monatlichen Sessionen des Seminars (denen das ganze Lehrerpersonale des Gymnasiums und der beiden dazu gehörigen Schulen beiwohnte), sowohl seine eigenen pädagogischen Vorlesungen, als auch seine Bemerkungen über die Abhandlungen seiner Kollegen an, und freuten sich der Zuversicht und Freimüthigkeit, mit der er eine reiflich überlegte Behauptung (denn andere erlaubte er sich nie) nicht selten gegen den berühmten Vorsitzer selbst bis auf den letzten Augenblick vertheidigte. Unter seinen Kollegen zog ihn bald der als geschmackvoller und philosophischer Humanist bekannte Süvern (jetzt Director des Gymnasiums in Elbing) an, der ihn noch wenige Wochen vor seinem (Hoffmanns) Tode mit einem sehr unerwarteten Beweise seines freundschaftlichen Andenkens erfreut hat.

In den untern Klassen der beiden Schulen, in welchen ihm Gedike seine ersten Lectionen an-

gewiesen hatte, war sein eifrigstes Bestreben auf zweierley Dinge gerichtet: wie er sich die Achtung und Liebe seiner Schüler erwerben, und wie er ihnen auf die beste Art nützlich werden könnte. Ungeachtet alle Erfordernisse zu dem erstern längst in ihm selber lagen, so versäumte er doch kein zweckmäßiges Hülfsmittel, dieselben noch kräftig zu verstärken. Die größte Aufmerksamkeit auf sich selbst, Anständigkeit im Betragen, im Ausdruck, in der Kleidung, strenge Gerechtigkeit gegen alle Schüler ohne Ausnahme, Festigkeit in der Durchsetzung einmal ausgesprochener Vorsätze, sichtbarer Eifer für der Schüler Wohl und für die vollkommenste Uebung der Pflicht ohne allen Eigennutz, und endlich die größte Sorgfalt in Vermeidung auch der kleinsten Blöße in Ansehung des Verstandes oder der Kenntnisse — das waren die Mittel, durch welche es ihm gelang, die guten unter seinen Schülern zur innigsten Anhänglichkeit an sich zu bringen, und die bösen in einer beständigen Scheu und Angst zu erhalten. Furchtbar erschien er ihnen besonders durch seinen beispiellosen Wahrheitseifer. Der geringste Versuch eines Schülers, ihn zu hintergehen, konnte ihn in einen Zorn versetzen, der die ganze Klasse zittern

lockte selbst solchen, die ihn nicht kannten, Freudenthränen.

Von seinem Abschiede sage ich nichts. Der guten alten Mutter mußte er geloben, ja nicht in dem verrufenen Halle von dem rechten Glauben abzuweichen. In lieber Freunde Gesellschaft kam er im May 1794 in seinem neuen Wohnorte an. — „Wir konnten, schreibt sein zweiter Bruder, seiner Abwesenheit lange nicht gewohnt werden. Er schrieb zwar fleißig von dort aus an uns, erkundigte sich nach unsern Umständen, und sprach uns Muth ein, aber er fehlte uns doch an allen Enden. Dafür war er jedoch im Geiste gewiß recht oft um uns, wie seine brüderlichen Briefe bewiesen. Einst — er mochte wohl schon zwey Jahre in Halle seyn — erhielt ich, sein mittlerer Bruder, ein Schreiben von ihm, in welchem er unter andern sagte: „Nach meiner Einsicht würdest Du Dich recht gut zum Schullehrer schicken. Da es Dir aber an Mitteln fehlt, Dich dazu präpariren zu lassen, so gebe ich Dir hiermit die Freiheit, Dir Einhundert Thaler von der Bank zu holen, und sorgenlos davon zu nehmen. Plage Dich auch nicht mit Bekümmernissen, wie es werden wird, wenn dieses aufgezehrt seyn sollte, ehe Du ver-

sorgst wärest; es wird sich auch dann noch Rath finden." *) Eben so stattete er seine ältere Schwester bey ihrer Verheyrathung mit 50 Thalern aus, und als einige Jahre später der ältere Bruder sich etabliren wollte, streckte er demselben nicht nur eine beträchtliche Summe vor, sondern nahm auch davon in der Folge nur die Hälfte zurück, obgleich der Bruder gern alles wiedergeben wollte." — So leicht wurde das Geben einem jungen Menschen, der sein kleines Kapital mit zehnjähriger saurer Arbeit verdient hatte, und der sich auf der Universität mit jährlichen 80 Thalern behalf! **)

*) Zur Ehre des zartfühlenden und eben so genügsamen Bruders müssen wir anführen, daß derselbe von dem edelmüthigen Anerbieten keinen Gebrauch gemacht hat.

**) Bemerkenswerth scheint auch hierbey der kleine Zug, daß seine alte Aufwärterin in Halle, die seine Diogenische Enthaltsamkeit mit Mitleid, und seinen redlichen, frohen Sinn mit Wohlwollen betrachtete, sich freiwillig erbot, ihm, wenn er Kaffe trinken, oder dann und wann ein warmes Abendessen genießen wollte, beides nur für den halben Preis anzurechnen. — Einst entwendete ihm das Hausmädchen zehn Thaler aus seinem Schranke. Die Art, wie er sich bey dem Verlust benahm, der allge-

Daß er dafür den Studenten nicht gespielt haben werde, wird man ohnehin wohl vermuthen. Er machte seinen theologischen Kursus mit seiner gewöhnlichen Gewissenhaftigkeit durch, benutzte mit Sorgfalt die humanistischen Vorlesungen Wolfs, und versäumte nicht, sich unter der trefflichen Anleitung eines Niemeyer mit der theoretischen und praktischen Pädagogik bekannt zu machen. Im letzten Jahre seines dortigen Aufenthalts hat er täglich vier Stunden im Waisenhause und Pädagogium unterrichtet. Seine Bekanntschaft unter den Studenten erstreckte sich nicht viel weiter als über seine Schulfreunde und seine nächsten Hausgenossen; unter diesen aber fand er einige gleichfühlende Freunde heraus, die ihm für eine ganze Landsmannschaft galten, und in deren stillem Kreise er recht von Herzen froh

meine tiefe Unwille, mit welchem alle seine Hausburschen davon redeten, und endlich seine freundliche, schonende Nachfrage bey der Thäterin selbst, drückten der letztern so schwer auf das Gewissen, daß sie bald nach dem ersten Läugnen von selbst heimlich auf sein Zimmer kam, und ihm mit heißen Reuethränen, und mit der (streng von ihm erfüllten) Bitte, die That zu verschweigen, das Entwendete zurückgab.

seyn konnte. In der Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Sittsamkeit und Redlichkeit leuchtete er allen vor, und wenn gleich sein unfrisirtes Haar, sein unscheinbarer Rock und sein schüchterner Gang ihm unter den Studenten par excellence wenig Respekt verschafften, so erfüllte doch sein seltener Charakter die wenigen, die ihn näher kennen lernten, mit der innigsten Hochachtung.

Jetzt sah er die Prophezeihung seines Lehrers in Hinsicht der neuen Aufschlüsse über Schrift und Offenbarung nur allzusehr in Erfüllung gehen. So unverkennbar dem ehrwürdigen Nösselt der religiöse Charakter ins Gesicht geprägt war, so sah doch unser Freund bald, daß dieser Theologe eine ganz andere Exegese hatte, als Silberschlag und dessen Gleichen. Die kantische Philosophie, mit welcher er jetzt gleichfalls Bekanntschaft machte, war wahrlich auch nicht zur Befestigung eines religiösen Glaubens geeignet. Einige Freunde machten sich sogar eine Gewissenssache daraus, ihm ihre gemäßigtern Grundsätze aufzudringen, welches bey seiner ungemeinen Heftigkeit eine Menge bald ernsthafter, bald komischer Auftritte veranlaßte. Im Ganzen war ihm dabey nicht wohl zu Muthe, wiewohl er doch allmälig von seiner ersten Strenge vieles nachließ, zumal

da er zu seinem Troste sah, wie harmonisch doch alle Guten bey der größten Verschiedenheit der Ueberzeugungen im Praktischen übereinstimmten. Da es indessen einem Mann von Charakter unmöglich ist, lange in einem Zustande der Unentschiedenheit hin und her zu schwanken, so beschloß er endlich, den fatalen Knoten lieber zu zerhauen, als sich zeitlebens mit seiner Auflösung zu ängstigen. Ueberzeugt von der wohlthätigen Wirkung des Offenbarungsglaubens auf die Gemüther der Jugend und des Volks, bestimmte er sich kurz und gut dahin, als künftiger Lehrer beider das orthodoxe System aus allen Kräften fest zu halten, und von der Speculation lieber ganz abzustehen, als sich von derselben in ein Labyrinth führen zu lassen, aus welchem vielleicht kein Ausgang zu finden seyn möchte. Daß dieser Friede zwischen Glauben und Vernunft bey einem Manne von seinem Geiste kein ewiger Friede gewesen seyn könne, werden die Leser leicht von selbst errathen.

Was ihn indessen zu diesem Entschlusse noch mehr bestimmte, war das Beyspiel Knapps, desjenigen von seinen akademischen Lehrern, dem er die größte Tiefe des Gemüths zutraute, und dessen kurze und nur sparsam, aber bedeutungs-

voll hingeworfene Winke über die himmelweite Kluft zwischen den Gebieten des Fühlens und Denkens, des Glaubens und Wissens, seinen mystischen Sinn auf eine geheimnißvolle, ungemein anziehende Weise ansprachen. Auch das gefiel ihm an diesem Lehrer besonders, daß derselbe in seiner Kirchengeschichte mit einer eigenthümlichen Vorliebe bey den kleinen christlichen Gemeinden verweilte, welche zur Zeit der heillosesten Hierarchie den wahren Geist der Lehre Jesu in seiner ursprünglichen Einfalt und Reinheit zu erhalten gesucht, und daß er stets mit einer ausgezeichneten Achtung von den Brüdergemeinden sprach, als denjenigen religiösen Gesellschaften, in welchen das meiste praktische Christenthum herrsche. Ja als im Jahre 1797 das Gerücht von dem eigenen Uebertritt desselben zu jener Secte laut ward, war unser Freund nicht nur einer von den Wenigen, welche ihn gegen alle Beschuldigungen böser Spötter in Schutz nahmen, sondern er selber fühlte auch bey dieser Gelegenheit alle Empfindungen seiner Kindheit in ihrer ganzen Stärke wieder erwachen, und nur seine überhäuften Arbeiten im letzten Jahre seines akademischen Lebens verhinderten ihn an der Aufsuchung solcher Bekanntschaften, welche seine

geheimen Wünsche hätten befriedigen können. Die religiöse Feier des Sonntags aber überging er nie; wenigstens hörte er eine Predigt, die er am Abend regelmäßig ausarbeitete, so daß sich in seinem Nachlasse noch mehrere Jahrgänge hallischer Predigten finden, meistens von dem würdigen Konsistorialrath Senf, seinem Lieblingsprediger, dessen persönlichen Umgang er auch eifrig suchte, so wie er den des allverehrten Nösselt, seines Hauswirths, längst genoß.

Zu einem eigenen Versuche im Predigen konnte er sich lange nicht entschließen, nicht aus Furchtsamkeit, sondern wegen seiner hohen Vorstellungen von der Würde, die dies Geschäft erfordere. Auch hatte die Sache ihre ökonomischen Schwierigkeiten. Sein Wechsel war auf Anschaffung neuer Kleidungsstücke nicht berechnet; es mußte deßhalb erst nach Berlin geschrieben werden, von woher denn endlich auf emsigen Betrieb der ganzen Familie ein alter schwarzer Rock ankam, in welchem der junge Prädikant sich selber nicht ohne Lächeln betrachten konnte. Man kann denken, welchen Fleiß er auf seinen ersten Vortrag gewendet haben werde, allein zu seiner eigenen Verwunderung verließ ihn an Ort und Stelle, Trotz dem sorgfältigsten

Memoriren, das Gedächtniß, und er sah sich genöthigt, ganz frey aus der Fülle des Herzens zu sprechen. Dies machte ihn jedoch keinesweges unruhig, vielmehr brachte es ihn auf die Idee, künftig nie die Predigt wörtlich einzulernen, damit er an Ort und Stelle jedesmal Herr der Umstände und seiner Laune bleiben, und sich mehr den freien Eingebungen des augenblicklichen Gefühls überlassen könne. Welche Methode wir hiermit jedoch nicht jedem Kandidaten zum Muster empfohlen haben wollen.

Gegen das Ende seines hallischen Aufenthalts machte er zufällig noch eine Bekanntschaft, deren Folgen wenigstens dazu dienten, seine Kenntniß der böhmischen Brüdergemeine zu berichtigen. Es war ein junger Mann von großer Nervenschwäche und sehr beschränktem Verstande, welcher Fehler sich jedoch hinter einer ungemeinen Sanftmuth und Bescheidenheit verbarg, so daß unser Freund ihn um dieser Eigenschaften willen lieb gewann, und es innig bedauerte, Halle verlassen müssen, ohne ihn genauer kennen gelernt zu haben. Dafür versprach jedoch jener, nicht nur fleißig an ihn zu schreiben, sondern ihn auch bald in Berlin persönlich zu besuchen, und seinen Durst nach der den Brüdern geöffneten

Weisheitsquelle auf das vollkommenste zu befriedigen. Hoffmann war noch nicht lange in Berlin, als er folgenden Brief erhielt, den wir hier mit diplomatischer Genauigkeit abdrucken lassen, so wie wir denselben in seinem Nachlasse gefunden haben.

Halle, den 3. Jul. 1797.

Lieber Bruder,

Die erfreuliche Nachricht von (Ihrer, nicht mehr) Deiner jetzigen Lage, traf gerade zu einer Zeit ein, wo ich solche noch nicht vermuthet hatte — weil ich mir leicht die Unruhen, die mit einer solchen Zurückkunft verknüpft ist, vorstellen kann.

Das Zutrauen und der zu guten Meinung T. F., die Du, in Beurtheilung Anderer, von mir hast, wünschte ich ganz zu entsprechen — aber das öftere Verlieren des Lapidis Christianorum — des Steins — der noch größere Verwandlungen bewirkt und Kräfte besitzt, als das U. und T. im pristerlichen Brust-Schilde, denn Er transmutirt die gesunkene, sündhafte

menschliche Natur zur göttlichen in Jesu — verursacht noch solche Versehen.

Die mir aufgetragenen Empfelungen habe ich pünktlich ausgerichtet, und sie erwiedern ein Gleiches mit dem Zusaz: „es ist doch gut, daß der arme Hoffmann versorgt ist.“ Weiter nichts — das Gespräch bricht ab — Du weißt, l. B. unsere Namen stehen hier nicht im Goldenen Büchlein, ich will auch gerne niedrig seyn — — Im übrigen sehe ich gerne, daß Du wohl lernest und fleißig betest. Thue also, mein Brüderchen, und fahre fort, wenn ich Dich besuche, so will ich Dir auch einen schönen Jahrmarkt mitbringen *). — Ich weiß einen hübschen lustigen Garten, da gehen viele Brüderchen innen, haben goldene Röcklein an, und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sättlein. Da fragte ich den Mann, dessen der Gar-

*) Er hat Wort gehalten. Der gleichfalls noch vorhandene Jahrmarkt besteht in einem altmodischen Stockbande von hellblauer Seide mit dicken Puscheln, die mit Goldarbeit durchflochten sind.

ten ist, weß die Brüderchen wären? Da sprach er: die gerne beten, lernen und fromm sind.

Da sprach ich zu dem Manne: ich habe auch ein Brüderchen, heißt Wilhelmchen Hoffmann, dürfte er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möchte, und solche feine Pferdlein reiten, und mit den übrigen spielen? Da sprach der Mann, wenn er gerne betet, fleißig und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, und wenn sie denn alle zusammen kommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, und allerley Saitenspiel haben, auch tanzen und mit feinen Armbrüsten schießen. Darum liebes Brüderchen rc. — — — — — — —

Unbekannt grüße Dein liebes Haus von mir, ich aber grüße und küsse Dich mit herzlicher Bruderliebe, und bin einer

Deiner
geringsten Freunde
G.

N. S. Den 22sten huj. ist mein Geburtstag. Denke auch für dem Herrn meiner.

Ich habe mit unserer Madam auf eine Zeitlang verreisen müssen.

Wir zweifeln nicht, daß dieser Brief unserm damals vier und zwanzigjährigen Freunde eine kleine Schamröthe werde abgejagt haben. Wenigstens hat er desselben nie, auch gegen seine vertrautesten Freunde nicht erwähnt, und daß er die Correspondenz nicht fortgesetzt habe, wissen wir auf das bestimmteste.

Nach Ostern 1797 also verließ er Halle nach einem dreijährigen Aufenthalte, und ging nach Berlin zurück. Hier nahm ihn sein ehemaliger Director Gedike mit offenen Armen in das Seminarium für gelehrte Schulen auf, und öffnete ihm dadurch eine willkommene Laufbahn. Immer nämlich war sein Wunsch gewesen, die erste Hälfte des männlichen Alters der Jugenderziehung, und die zweite dem Volksunterricht zu widmen, um weder als junger Prediger noch als alter Schulmann der Achtung zu ermangeln, deren beide Aemter so sehr benöthigt sind. Daß er jetzt sogleich seine alte Mutter zu sich genommen und auf das zärtlichste verpflegt habe, versteht sich von einem solchen Sohne von selbst. Ja er suchte sogar seines Vaters Bruder, einen alten Weber, auf, und unterstützte ihn von Zeit zu Zeit mit Geld und alten Kleidungsstücken.

Das erwähnte Seminarium, diese treffliche Anstalt, in welcher sich unter Gedikens belebender Leitung so manches herrliche Lehrertalent entwickelt hat, weckte auch in unserm Hoffmann Kräfte, die selbst mancher seiner früheren Bekannten nicht in ihm geahnt hatte. Mit Verwunderung und Achtung hörten seine ehemaligen Lehrer in den monatlichen Sessionen des Seminars (denen das ganze Lehrerpersonale des Gymnasiums und der beiden dazu gehörigen Schulen beiwohnte), sowohl seine eigenen pädagogischen Vorlesungen, als auch seine Bemerkungen über die Abhandlungen seiner Kollegen an, und freuten sich der Zuversicht und Freimüthigkeit, mit der er eine reiflich überlegte Behauptung (denn andere erlaubte er sich nie) nicht selten gegen den berühmten Vorsitzer selbst bis auf den letzten Augenblick vertheidigte. Unter seinen Kollegen zog ihn bald der als geschmackvoller und philosophischer Humanist bekannte Süvern (jetzt Director des Gymnasiums in Elbing) an, der ihn noch wenige Wochen vor seinem (Hoffmanns) Tode mit einem sehr unerwarteten Beweise seines freundschaftlichen Andenkens erfreut hat.

In den untern Klassen der beiden Schulen, in welchen ihm Gedike seine ersten Lectionen an-

gewiesen hatte, war sein eifrigstes Bestreben auf zweierley Dinge gerichtet: wie er sich die Achtung und Liebe seiner Schüler erwerben, und wie er ihnen auf die beste Art nützlich werden könnte. Ungeachtet alle Erfordernisse zu dem erstern längst in ihm selber lagen, so versäumte er doch kein zweckmäßiges Hülfsmittel, dieselben noch kräftig zu verstärken. Die größte Aufmerksamkeit auf sich selbst, Anständigkeit im Betragen, im Ausdruck, in der Kleidung, strenge Gerechtigkeit gegen alle Schüler ohne Ausnahme, Festigkeit in der Durchsetzung einmal ausgesprochener Vorsätze, sichtbarer Eifer für der Schüler Wohl und für die vollkommenste Uebung der Pflicht ohne allen Eigennutz, und endlich die größte Sorgfalt in Vermeidung auch der kleinsten Blöße in Ansehung des Verstandes oder der Kenntnisse — das waren die Mittel, durch welche es ihm gelang, die guten unter seinen Schülern zur innigsten Anhänglichkeit an sich zu bringen, und die bösen in einer beständigen Scheu und Angst zu erhalten. Furchtbar erschien er ihnen besonders durch seinen beispiellosen Wahrheitseifer. Der geringste Versuch eines Schülers, ihn zu hintergehen, konnte ihn in einen Zorn versetzen, der die ganze Klasse zittern

machte, und indem er die Lüge so ungewöhnlich hoch aufnahm, hat er ganz unstreitig in vielen seiner Schüler den Grund zu einer Wahrheit des Charakters gelegt, die sich gewiß noch in der Folge recht offenbaren wird. Noch an seinem Sarge wenigstens erinnerten sich einige derselben des entsetzlichen Blickes, den er auf einen Lügner habe werfen können, und seiner freundlichen Nachgiebigkeit, wenn er dagegen auf einen gestoßen sey, der ihm offenherzig einen Fehler bekannt habe. Dessen ungeachtet war in der ersten Zeit seines Lehramts seine Autorität nicht immer außer Gefahr; im Gymnasium vorzüglich, wo theils jeder junge und unbetitelte Lehrer einen schwerern Stand hat, Hoffmann aber ganz besonders durch seine unbezähmbare Hitze vieles verdarb. Sein beispielloser moralischer Rigorismus erschien dabey den nur allzu frey erzogenen berlinischen Jünglingen als unbefugte Caprice oder herrnhutische Weltverleugnung. Auch mochte der Mangel an feinerer geselliger Bildung, der an ihm wohl sehr natürlich und sehr verzeihlich war, wenigstens einen Theil der Schuld tragen.

Ein großer Gelehrter möchte er, auch bey längerm Leben, schwerlich geworden seyn, aber

unter den gründlichen praktischen Schulmännern seiner Zeit würde er sich unstreitig einen der ersten Plätze errungen haben, ja wir möchten behaupten, er sey diesem Ziel wirklich schon sehr nahe gewesen. An der Spitze einer großen Bürgerschule hätte er Wunder gethan. Faßlicher und planmäßiger, und mit schärferer Rücksicht auf den Zweck alles Lernens kann man nicht leicht unterrichten, als er that. Ungeachtet fast alle seine Lectionen von der Art waren, daß ihm das Materiale längst geläufig seyn mußte, so ging er doch selbst in die geringste Lection nicht ohne Vorbereitung, und eine Menge schriftlicher Dispositionen zu seinen historischen, physikalischen und mathematischen Lehrgängen, die sich in seinem Nachlasse gefunden, zeigen, wie schwer er sich das Geschäft der Auswahl, der Anordnung und der Methode auch für die untersten Klassen gemacht hat. Der mathematische Elementarunterricht, gewöhnlich eine Geduldsübung für Lehrer und Schüler, ward unter seinen Händen zur reizendsten Unterhaltung; denn wie in allen Dingen sein Sinn immer auf das Praktische gerichtet war, so stellte er auch keinen mathematischen Satz auf, ohne dessen Anwendbarkeit zur Erklärung bekannter Erscheinungen aus dem gemeinen

Leben zu zeigen; er nannte auch wohl die Erscheinung zuerst, und leitete unvermerkt durch sokratische Fragen aus ihr das Abstract der geometrischen etc. Wahrheit ab. Er verfertigte nicht nur zur Veranschaulichung der popularsten Wahrheiten aus der Stereometrie mit großer Sauberkeit alle mögliche mathematische Körperchen aus Pappe, sondern er schnitzte auch auf einer eigen dazu angeschafften Hobelbank verschiedene Modelle, z. B. von Winden und Flaschenzügen, mit solcher Nettheit, daß sie einem Tischler Ehre gemacht haben würden. Er verfertigte Sonnenuhren von allen Arten, ja um die Verbindung der mechanischen Werkzeuge in einer gewöhnlichen Taschenuhr recht deutlich zu machen, schraubte er mit Hülfe eines Federmessers seine eigene in der Klasse auseinander, und setzte sie mit derselben Leichtigkeit wieder zusammen, ein Kunststück, welcher er, der keinerley nützliche Kenntniß verschmähte, einem hallischen Studenten abgelernt hatte, der vorher Uhrmacher gewesen war. — Der seel. Gedike, dem es zum gerechten Lobe gereicht, daß er kein unter seinen Augen aufblühendes Talent verkannte oder zurücksetzte, zog auch unsern Freund deshalb bald hervor, und übertrug ihm bey Gelegenheit man-

ches schwierige Vicariat in den obern Klassen, dessen er sich jedesmal mit Ruhm entledigte.

Im December 1799 verlor er seine gute Mutter. Der Schmerz beugte ihn tief, wiewohl ihm der Verlust mehr als doppelt ersetzt ward durch eine schon früher geknüpfte Verbindnng mit einer Familie, die sich durch die ihm erwiesene Liebe und Pflege in den Herzen aller, welche besonders in seiner letzten Krankheit Zeugen davon gewesen sind, ein bleibendes Denkmal der Hochachtung erworben hat. Hr. Müller, Inhaber einer Kartenfabrik auf der Königsstadt, hatte ihm schon 1798 den Privatunterricht seiner vier Töchter anvertraut, und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er auch diesem Nebengeschäft oblag, hatte jenen auf den Gedanken gebracht, ihm statt der baaren Entschädigung eine freie Station in seinem Hause anzubieten. Hoffmann nahm den Vorschlag an, der ihn der zerstreuten Hausinformationen überhob, auf welche die Seminaristen sonst zur Erhaltung ihrer Subsistenz angewiesen sind. Sein Pflichteifer verwandelte nun auf der Stelle das Amt des Lehrers in das des strengsten Erziehers, und indem er sich freute, seine lange gesammelten Ideen über Kinderzucht nun einmal realisiren zu kön-

Leben zu zeigen; er nannte auch wohl die Erscheinung zuerst, und leitete unvermerkt durch sokratische Fragen aus ihr das Abstract der geometrischen rc. Wahrheit ab. Er verfertigte nicht nur zur Veranschaulichung der popularsten Wahrheiten aus der Stereometrie mit großer Sauberkeit alle mögliche mathematische Körperchen aus Pappe, sondern er schnitzte auch auf einer eigen dazu angeschafften Hobelbank verschiedene Modelle, z. B. von Winden und Flaschenzügen, mit solcher Nettheit, daß sie einem Tischler Ehre gemacht haben würden. Er verfertigte Sonnenuhren von allen Arten, ja um die Verbindung der mechanischen Werkzeuge in einer gewöhnlichen Taschenuhr recht deutlich zu machen, schraubte er mit Hülfe eines Federmessers seine eigene in der Klasse auseinander, und setzte sie mit derselben Leichtigkeit wieder zusammen, ein Kunststück, welcher er, der keinerley nützliche Kenntniß verschmähte, einem hallischen Studenten abgelernt hatte, der vorher Uhrmacher gewesen war. — Der seel. Gedike, dem es zum gerechten Lobe gereicht, daß er kein unter seinen Augen aufblühendes Talent verkannte oder zurücksetzte, zog auch unsern Freund deshalb bald hervor, und übertrug ihm bey Gelegenheit man-

ches schwierige Vicariat in den obern Klassen, dessen er sich jedesmal mit Ruhm entledigte.

Im December 1799 verlor er seine gute Mutter. Der Schmerz beugte ihn tief, wiewohl ihm der Verlust mehr als doppelt ersetzt ward durch eine schon früher geknüpfte Verbindnng mit einer Familie, die sich durch die ihm erwiesene Liebe und Pflege in den Herzen aller, welche besonders in seiner letzten Krankheit Zeugen davon gewesen sind, ein bleibendes Denkmal der Hochachtung erworben hat. Hr. Müller, Inhaber einer Kartenfabrik auf der Königsstadt, hatte ihm schon 1798 den Privatunterricht seiner vier Töchter anvertraut, und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er auch diesem Nebengeschäft oblag, hatte jenen auf den Gedanken gebracht, ihm statt der baaren Entschädigung eine freie Station in seinem Hause anzubieten. Hoffmann nahm den Vorschlag an, der ihn der zerstreuten Hausinformationen überhob, auf welche die Seminaristen sonst zur Erhaltung ihrer Subsistenz angewiesen sind. Sein Pflichteifer verwandelte nun auf der Stelle das Amt des Lehrers in das des strengsten Erziehers, und indem er sich freute, seine lange gesammelten Ideen über Kinderzucht nun einmal realisiren zu kön-

nen, mußten die guten Kinder nicht selten vor der furchtbaren Strenge seines Idealismus zittern, oder vielmehr des edlen Eigensinns, mit welchem er der schwachen menschlichen Natur zum Trotze die Wirklichkeit zum Idealen emporarbeiten wollte. Doch bestätigte sein Beispiel abermals die nicht genug zu beherzigende pädagogische Wahrheit, daß der strengere Lehrer auch immer der geliebtere ist, wofern er sich nur in seiner Strenge consequent bleibt, und seine Zöglinge merken läßt, daß er allein um Recht und Wahrheit eifre. Ein freundlicher Wink von ihm, und die vorher noch schluchzenden Kinder hingen alle an seinem Halse.

Seine angenehme häusliche Lage, und die Gewohnheit, alle seine Geschäfte rasch hinter einander abzuthun, erlaubte ihm jetzt (zumal da er mit der Sonne aufstand) mehrere Mußestunden, die er theils der Musik, theils dem Studium der schönen Litteratur widmete, in der er sich bisher zu sehr vernachlässigt hatte. Er las jetzt zuerst Rousseau, Montesquieu, Winkelmann, Schiller, Göthe; und eine Menge nachgelassener Excerpte aus diesen Schriftstellern, vermischt mit treffenden eigenen Reflexionen darüber, zeigen, von welcher Art dies Lesen war. Alles Gemeine ver-

achtete er tief, es reizte seine Neugierde nicht einmal. Außer Wilhelm Meister und Lorenz Stark hat er nie einen Roman gelesen. Komödien noch weniger. Dagegen zog ihn alles mächtig an, was nur irgend die Tendenz zum Edlern, zum Idealischen verkündigte, und aus diesem Grunde war das Athenäum und mancher andere Versuch der beiden genialischen Brüder, das ermattende Zeitalter aus dem Gängelwagen des Schlendrians zu reißen, so keck er sich auch producirte, ihm eine interessante Erscheinung, die ihn lange und eifrig beschäftigte. Daß er Schillern vor Göthen den Vorzug gab, werden sich diejenigen, die sich auf dergleichen verstehen, aus dem bisher beschriebenen Gange seiner Bildung leicht erklären können. Die hohe Vortrefflichkeit des Schillerschen Wallenstein konnte ihn sogar dahin bringen, sein altes Vorurtheil gegen den Besuch des Schauspiels zu überwinden. Er sah Fleck, und dieser Unvergeßliche blieb auch ihm bis ans Ende seines Lebens eine kostbare Erinnerung. Der Ton, in welchem derselbe die rührenden Worte: „Max, bleibe bey mir; geh nicht von mir, Max!“ gesprochen, hallte noch Jahre lang in seiner Seele wieder. Auch Theklas Bild blieb unauslöschlich in seinem Herzen.

nen, mußten die guten Kinder nicht selten vor der furchtbaren Strenge seines Idealismus zittern, oder vielmehr des edlen Eigensinns, mit welchem er der schwachen menschlichen Natur zum Trotze die Wirklichkeit zum Idealen emporarbeiten wollte. Doch bestätigte sein Beispiel abermals die nicht genug zu beherzigende pädagogische Wahrheit, daß der strengere Lehrer auch immer der geliebtere ist, wofern er sich nur in seiner Strenge consequent bleibt, und seine Zöglinge merken läßt, daß er allein um Recht und Wahrheit eifre. Ein freundlicher Wink von ihm, und die vorher noch schluchzenden Kinder hingen alle an seinem Halse.

Seine angenehme häusliche Lage, und die Gewohnheit, alle seine Geschäfte rasch hinter einander abzuthun, erlaubte ihm jetzt (zumal da er mit der Sonne aufstand) mehrere Mußestunden, die er theils der Musik, theils dem Studium der schönen Litteratur widmete, in der er sich bisher zu sehr vernachlässigt hatte. Er las jetzt zuerst Rousseau, Montesquieu, Winkelmann, Schiller, Göthe; und eine Menge nachgelassener Excerpte aus diesen Schriftstellern, vermischt mit treffenden eigenen Reflexionen darüber, zeigen, von welcher Art dies Lesen war. Alles Gemeine ver-

achtete er tief, es reizte seine Neugierde nicht einmal. Außer Wilhelm Meister und Lorenz Stark hat er nie einen Roman gelesen. Komödien noch weniger. Dagegen zog ihn alles mächtig an, was nur irgend die Tendenz zum Edlern, zum Idealischen verkündigte, und aus diesem Grunde war das Athenäum und mancher andere Versuch der beiden genialischen Brüder, das ermattende Zeitalter aus dem Gängelwagen des Schlendrians zu reißen, so keck er sich auch producirte, ihm eine interessante Erscheinung, die ihn lange und eifrig beschäftigte. Daß er Schillern vor Göthen den Vorzug gab, werden sich diejenigen, die sich auf dergleichen verstehen, aus dem bisher beschriebenen Gange seiner Bildung leicht erklären können. Die hohe Vortrefflichkeit des Schillerschen Wallenstein konnte ihn sogar dahin bringen, sein altes Vorurtheil gegen den Besuch des Schauspiels zu überwinden. Er sah Fleck, und dieser Unvergeßliche blieb auch ihm bis ans Ende seines Lebens eine kostbare Erinnerung. Der Ton, in welchem derselbe die rührenden Worte: „Max, bleibe bey mir; geh nicht von mir, Max!" gesprochen, hallte noch Jahre lang in seiner Seele wieder. Auch Theklas Bild blieb unauslöschlich in seinem Herzen.

Dennoch hat er seitdem nie wieder ein Schauspiel gesehen.

Große Musiken versäumte er dagegen sehr selten. Diese Kunst trug es bey ihm — sehr consequent — weit über die dramatische davon. Nächstdem hatte er einen ganz ausgezeichneten Sinn für Naturschönheiten, und um sich Genüsse dieser Art zu verschaffen, wählte er nicht nur zu seinen Spaziergängen oft sehr entfernte Gegenden um Berlin, sondern er machte sich auch das Gesetz, keinen Sommer ohne eine ziemlich starke Fußreise vorübergehen zu lassen, selbst wenn er sie ganz allein machen müßte. So besuchte er in den Hundstagsferien 1799 ohne Gefährten den Harz, 1800 in Gesellschaft zweier Freunde das Riesengebirge, und 1801 machte er wiederum ganz allein eine Tour durch Freienwalde, Wriezen, Angermünde, Neustadt-Eberswalde und Bernau, auf welcher er mehrere alte Freunde besuchte. Einige auf diesen Reisen an seine älteste Schülerin geschriebene Zettelchen stellen seinen frohen Sinn und sein herzliches Mitgefühl so ungekünstelt dar, daß wir uns nicht enthalten können, sie hier mitzutheilen.

---

(Mit Bleistift geschrieben.)

Wansleben, den 28. Jul. 1799.

Guten Morgen, guten Morgen, mein Lottchen! Ich gratulire von Herzen! Siehst Du wohl, wie wenig ich Dich vergesse? Ich müßte mich sehr irren, wenn mein Glückwunsch nicht unter allen, die Dir heut zugedacht sind, der erste wäre. Sey froh, daß dieses Blättchen nicht sofort nach Berlin fliegen kann; es möchte Dich vielleicht aus Deinem süßesten Schlummer stören. Meine Uhr ist gerade ein Viertel auf fünfe. — Ich schriebe Dir gern jetzt mehr, aber es geschieht nur so auf den Raub. Ich will mich sogleich wieder auf die Beine machen, denn das Mittagbrodt will ich vier Meilen weiter, in Halberstadt, essen. Tinte und Feder habe ich nicht; das Papier zu diesem Briefe habe ich mir in Genthin (12 Meilen von Berlin) geben lassen. Sey recht vergnügt heute mit Deinem lieben Vater und Deiner guten Mutter.

(Fortsetzung auf der andern Seite.)

Heute, den 29. Jul., habe ich Tinte und Feder, und etwas mehr Zeit, darum will ich nur die weiße Seite auf diesem Blatte noch be-

krizeln. In Wansleben konnte ich das Blättchen nicht gleich auf die Post geben, ich nahm es daher noch vier Meilen weiter. So bekommst Du etwas ganz apartes: aus zwey Orten einen Brief. Gelt, das sollte für manchen wohl ein Räthsel seyn! Nun wie stehts mit Euren Stunden? Ihr seyd doch alle recht fleißig? *) Und Du führst mir doch das Protokoll recht sorgfältig? Da seht Ihr wohl? ich bin eher wieder da, als ich Euch versprochen hatte. Ihr müßt Euch nämlich statt dieses Blattes mich vorstellen, als wenn ich vor Euch stände, und Euch diese Worte mündlich sagte. Und das Mündliche wird ja auch bald kommen. Was sollt Ihr da nicht alles zu hören bekommen! Schon jetzt könnte ich Euch mehr erzählen, als auf sechs solchen Blättern Platz hat. Was wird nicht dann erst seyn! Adieu, auf Wiedersehen!

*) Er pflegte ihnen nämlich in solchen Fällen ein 14tägiges Tagewerk von schriftlichen Arbeiten sehr speciell vorzuzeichnen, und die ältern Schwestern zu Aufseherinnen der jüngern zu bestellen.

(An das M** sche Haus.)

Hirschberg, den 23. Jul. 1800.

Gern, Ihr lieben Leute, schriebe ich Euch ein recht lustiges Briefchen, aber dazu ist das Herz zu voll. Wir selbst, wir drey Reisegefährten, sehen uns oft still einander an, und der stumme Blick sagt mehr, als alle Worte auszudrücken vermögen. Schon den dritten Tag sind wir hier, und wünschten noch Wochen lang hier bleiben zu dürfen. Die glücklichen Hirschberger! Eben kommen wir aus der protestantischen und katholischen Kirche, berauscht von den Werken der Kunst, mit denen besonders die erste geschmückt ist. Den gestrigen Nachmittag verschwelgten wir im Genusse der schönen Partien auf dem Haus- Kreuz- und Helikonsberge. Komm und siehe! muß man hier sagen, und mehr wird keiner sagen wollen, der hier fühlt was er sieht. Sollte der Himmel es uns verbieten, ins eigentliche Riesengebirge zu reisen, wir würden ohne Murren nach Berlin zurückkehren.

Auf unserer Reise sind wir bisher sehr glücklich gewesen. Das beste Wetter, d. h. zum Reisen, haben wir gehabt. Erklärt es Euch einmal, Ihr Leute, wie es möglich gewesen, daß ich

noch eher als Hampe in Frankfurt angekommen bin, nämlich Donnerstag früh um halb 9, und Hampe, dem ich übrigens das Zeugniß geben muß, daß er wie ein junger Gott bis Hirschberg gelaufen ist, erst um 10 Uhr? *) Morgen früh denken wir von hier nach Schmiedeberg zu gehen. Jetzt sitzen wir alle drey ziemlich stumm, und schreiben, (manchmal nur will ein Schalk den andern aus dem Context bringen,) und sobald wir werden ausgekritzelt haben, machen wir uns zunächst auf den Weg nach Warmbrunn, dort zu speisen, und Nachmittag den Kienast zu besteigen. Nur Schade, daß das Wetter, wie unsere gar artige Aufwärterin sich ausdrückt, etwas ängstlich aussieht. Aus freien schönen Aussichten machen wir uns jetzt schon immer weniger, wenn wir gleich im Anfang, als wir zuerst das Riesengebirge in der Gestalt einer leichten am Horizont aufsteigenden Wolke vor Bunzlau erblickten, von ihnen hingerissen wurden. Wir haben jetzt andere Schönheiten kennen

*) Hoffmann, der erst später, nämlich Mittwoch Mittag ausgegangen war, hatte unterweges eine Fuhrgelegenheit gefunden, und seinen früher abgereiseten Freund verfehlt.

gelernt, als diese Kleinigkeiten. Ich will daher auch nicht sehr unzufrieden seyn, wenn wir auf der Koppe kein gutes Wetter haben sollten, wozu in der That nur wenig Anschein ist. u. s. w.

O sagt doch einem jeden, der gesunde Beine und ein gefühlvolles Herz hat, daß er hierher komme. Die Beschwerden werden über alle Maßen belohnt ꝛc.

Nachschrift an meine lieben Kleinen. Unmöglich kann ich nach Berlin schreiben, ohne an Euch, die Ihr mir so nahe am Herzen lieget, zu denken, und mit Euch ein Wörtchen von Herzen zu Herzen zu reden. O möchtet ihr mich ganz verstehn! Als ich Euch zuerst im Geist beisammen in meiner Stube mit Eurer Arbeit beschäftigt sitzen sah, da war ich dicht vor den Thoren Frankfurts. Da wünschte ich lebhaft, daß Ihr Euch alle übrige Tage mit eben den guten Vorsätzen an die Arbeit machen möchtet, als Ihr es wahrscheinlich diesen ersten Tag werdet gethan haben. Noch einmal muß ich Euch an das Motto Eures Arbeitsplans erinnern. *) Wie werde ich mich freuen, wenn ich

*) „Ein weises Herz thut willig die erkannte Pflicht.“

bey meiner Rückkehr alle meine Aufträge und Eure Versprechungen erfüllt sehe. Auf Euch kommt es an, mir diese Freude zu machen, die das Vergnügen, welches ich hier genieße, krönen wird. O thut es ja. Euer Hoffmann bittet Euch darum, am meisten um Eurer selbst willen. Wenn ich wiederkomme, sollt Ihr auch manch schönes Histörchen von mir hören. Bleibt gesund, und denkt an mich, wie ich an Euch.

---

(Mit Bleistift.)

Hohenelben, den 28. Jul. 1800.

Siehst Du, liebes Lottchen, auch in Böhmen vergesse ich Dich und Deinen Geburtstag nicht. — Alles Glück zum Anfange des 13ten Jahres! O könntest Du Deinen Geburtstag so feiern, als ich ihn hier feire! Ich meine nicht eben bey Butterprezeln und östreichischem Weine, als welches Frühstück wir uns diesen Augenblick so gut schmecken lassen, daß ich dazwischen kaum zum Schreiben kommen kann. (Eben thue ich mit Hrn. Hampe und meinem Vetter einen Zug auf Deine Gesundheit). In der schönen Natur, hier in dem Elbthale solltest Du Dich mit mir freuen! Welche Empfindungen haben wir gehabt,

als wir die einst so große Elbe hier nicht weit von ihrem Ursprunge durch ein angenehmes Thal durchschleichen sahen! Wir haben sie von Arnau bis Hohenelben, drey Stunden weit verfolgt, zwischen rothen Felswänden und den fruchtbarsten Fluren, wo wir ihr liebliches Rauschen bald in der Ferne hörten, bald sie selber über bunte Kiesel mit krystallklarem Wasser hingleiten, und hin und wieder ein Rad zu einer Mühle oder zu einer Bleiche treiben sahen. — — Was ist das? Ich werde von einem Policeyboten unterbrochen, der uns mit sich gehen heißt. Der Kaiser wird mich doch nicht zum Querpfeifer machen wollen? Denn zum Musketier kann er mich wohl nicht brauchen. Adieu auf eine Weile! — —

Eben komme ich von der Policey zurück, und Gottlob unangetastet. Wir können ruhig mit unserm Führer, auf den wir nur warten, ins Gebirge hineinklettern. Auf der Schneekoppe sind wir schon vergangenen Freitag gewesen, und zwar von Hirschberg aus. Heut Abend oder morgen früh geht es, wills Gott, zum zweiten Mal hinauf, wenn der Morgen irgend heiter ist. Heut ist heller Sonnenschein, nur zu hell für drey arme Pilger, die in der Mittags-

stunde wandern sollen. Es ist 11 Uhr. Unser Führer ist da. Blut und Wasser werden wir schwitzen. Adieu für diesmal!

---

Nun (das heißt um 5 Uhr) haben wir ausgeschwitzt, und — ausgefroren, denn beides hat mit einander abgewechselt. Jetzt sitzen wir in einer wahren Badstube, und warten auf den Kaffe, denn der Magen thut uns etwas weh, von dem vielen Brodtessen. Wir sind in der böhmischen Wiesenbaude, wo noch zu Johannis der Schnee anderthalb Ellen hoch gelegen hat. Dicht neben mir in der Kammer ist das Butterfaß, das die Elbe etwa 200 Schritt von ihrem Ursprunge treibt. Sobald ich den Kaffe werde getrunken haben, werde ich ihn besehen, und den Abend im Freien genießen. Nochmals Adieu! Gott weiß, wenn Du diesen Brief bekommen wirst.

---

Neuwald, oder auf der böhmischen Glashütte, den 30sten Jul. — Der Spaß, von dem ich vorgestern Morgens schrieb, wurde am Abend ziemlich ernsthaft. Wenigstens vereinigten sich mehrere Umstände, die uns in dem Verdacht bestärkten, daß man uns wirklich nach-

stelle. Wir änderten daher hurtig unsere Tour, und opferten, um nur nicht länger im Böhmischen bleiben zu dürfen, lieber den Elbfall auf. Auch davon mündlich mehr, so wie von den wunderschönen Dingen, welche ich gestern gesehen habe. Mich verlangt nun schon herzlich nach Hause, um Euch, liebe Kinder, wiederzusehen. Binnen 9 oder 10 Tagen denke ich, so Gott will, in Berlin einzutreffen. Wenn ich Berlins Thürme wiedersehe, will ich mich eben so sehr freuen, als ich mich freute, da ich den Zackenfall erblickte. — Das ist doch brav, daß Gustchen ihr Versprechen gehalten, und seit meiner Abwesenheit keine Thräne bey ihrer Arbeit vergossen hat. Uebermorgen ist ja wohl Minchens Geburtstag? Ich gratulire praenumerando.

. . . .

Endlich, den 1. Aug., kann ich von Görlitz aus den Brief abschicken.

---

Wir kehren wieder zur Geschichte unsers Freundes zurück. Mit einer besondern Vorliebe für die köllnische Schule, seine erste Bildnerin, hatte er sich immer — vielleicht mit einer liebe-

stunde wandern sollen. Es ist 11 Uhr. Unser Führer ist da. Blut und Wasser werden wir schwitzen. Adieu für diesmal!

---

Nun (das heißt um 5 Uhr) haben wir ausgeschwitzt, und — ausgefroren, denn beides hat mit einander abgewechselt. Jetzt sitzen wir in einer wahren Badstube, und warten auf den Kaffe, denn der Magen thut uns etwas weh, von dem vielen Brodtessen. Wir sind in der böhmischen Wiesenbaude, wo noch zu Johannis der Schnee anderthalb Ellen hoch gelegen hat. Dicht neben mir in der Kammer ist das Butterfaß, das die Elbe etwa 200 Schritt von ihrem Ursprunge treibt. Sobald ich den Kaffe werde getrunken haben, werde ich ihn besehen, und den Abend im Freien genießen. Nochmals Adieu! Gott weiß, wenn Du diesen Brief bekommen wirst.

---

Neuwald, oder auf der böhmischen Glashütte, den 30sten Jul. — Der Spaß, von dem ich vorgestern Morgens schrieb, wurde am Abend ziemlich ernsthaft. Wenigstens vereinigten sich mehrere Umstände, die uns in dem Verdacht bestärkten, daß man uns wirklich nach-

stelle. Wir änderten daher hurtig unsere Tour, und opferten, um nur nicht länger im Böhmischen bleiben zu dürfen, lieber den Elbfall auf. Auch davon mündlich mehr, so wie von den wunderschönen Dingen, welche ich gestern gesehen habe. Mich verlangt nun schon herzlich nach Hause, um Euch, liebe Kinder, wiederzusehen. Binnen 9 oder 10 Tagen denke ich, so Gott will, in Berlin einzutreffen. Wenn ich Berlins Thürme wiedersehe, will ich mich eben so sehr freuen, als ich mich freute, da ich den Zackenfall erblickte. — Das ist doch brav, daß Gustchen ihr Versprechen gehalten, und seit meiner Abwesenheit keine Thräne bey ihrer Arbeit vergossen hat. Uebermorgen ist ja wohl Minchens Geburtstag? Ich gratulire praenumerando.

. . . .

Endlich, den 1. Aug., kann ich von Görlitz aus den Brief abschicken.

---

Wir kehren wieder zur Geschichte unsers Freundes zurück. Mit einer besondern Vorliebe für die köllnische Schule, seine erste Bildnerin, hatte er sich immer — vielleicht mit einer liebe-

vollen Erinnerung an seinen unvergeßlichen Lehrer Kletschke — das Subrectorat an derselben gewünscht. Der Lehrer, welcher diesen Posten seit langem bekleidete, obwohl ein wackerer Mann, war Gedikens Liebling nicht, und man kann es wohl sagen, daß er seine oft erbetene Beförderung zum Predigtamte erst dem Wunsche Hoffmanns verdankte, sein Nachfolger zu werden. Wahrlich ein bescheidener Wunsch für einen Mann, den andere Schulvorsteher, wenn sie ihn gekannt hätten, wetteifernd in Versprechungen würden an sich gelockt haben. Gedike, sehr zufrieden, ihn um einen so geringen Preis seinen Anstalten zu erhalten, that sein Möglichstes für ihn, und nach Ostern 1800 trat er sein neues Amt an. Er legte jetzt die humanistischen Studien ganz bey Seite, zu denen er nie eine recht lebendige Neigung gehabt hatte, und umfaßte mit desto größerm Eifer diejenigen Wissenschaften, die ihm als Lehrer einer Bürgerschule nützlich werden konnten. So hörte er im Winter 1800 und 1801 die sehr besuchten Vorlesungen des hiesigen Doctors Meyer über die Physiologie, und im Sommer 1801 mit großer Beschwerde die Wildenowsche Botanik, um welcher willen er oft an Mittwochs- und Sonnabends-Nachmittagen

bey großer Hitze die Fluren und Heiden um Berlin bis auf zwey Meilen in der Runde mit seiner Mappe durchstreifte. Die nächstfolgenden Winter würde er auf gleiche Art der Physik, Chemie und Astronomie gewidmet haben, wenn es dem Schicksal gefallen hätte, ihm länger den Gebrauch seiner Kräfte zu erlauben. Außer dieser so vielfach vertheilten Thätigkeit (er unterrichtete dabey die M** schen Kinder täglich mehrere Stunden) war er oft auch noch auf der Drehbank beschäftigt, um sich manche kleine Vorrichtung zurecht zu schnitzen, wodurch er seinen Unterricht in der praktischen Mathematik versinnlichen konnte.

Jetzt sey es uns erlaubt, die Geschichte seiner religiösen Bildung wieder aufzunehmen. In dieser ging mit dem Jahre 1800 eine ganz neue Epoche an, zu welcher höchst wahrscheinlich der Schillersche Wallenstein den Weg gebahnt hatte. Dies Gedicht weckte mit gewaltigem Zauber in unsers Freundes Seele den früh empfangenen Glauben an eine höhere übersinnliche Welt wieder auf, und es gereichte ihm zum Entzücken, zu sehen, daß ein Mann von Schillers Genius der Darstellung dieser verklärten Weltansicht und dieser überirdischen Gefühle die edelsten seiner

Bemühungen gewidmet habe. Indessen da hier nur der Dichter als Dichter sprach, so ward er doch nicht ganz befriedigt. Einen Menschen hatte er sich immer zu finden gewünscht, der jene idealische Ansicht zur Basis seines Lebens als Mensch gemacht hätte, wie er selbst gethan, Trotz allen Hindernissen der verhaßten Wirklichkeit und der ewig widerstrebenden Sinnlichkeit der eigenen Natur. Er verzweifelte jedoch immer mehr und mehr an der Möglichkeit, seines Wunsches ganz gewährt zu werden. Wo er den Glauben fand, da fehlte meist die Einsicht, und wo diese in hohem Grade vorhanden war, schien wieder das Gefühl erstorben. Unwillig mußte er sich zu dem Entschlusse bequemen, nur in den Dichtern seine wahren sympathetischen Freunde zu suchen, seinen persönlichen Bekannten aber nur das Gewöhnliche, Aeußerliche seines Wesens zum Umgang darzubieten, das sie eben an jedem andern gescheiten Menschen auch gefunden haben würden. Ein Mann war es jedoch, der ihm von Seiten des religiösen Sinnes und des würdevollen Charakters Achtung und Interesse abgewann, der noch lebende ältere (Elias) Troschel, Prediger an der Petrikirche; ein Mann, von dem man wohl sagen kann, daß

seine Mitbürger nicht wissen, was sie an ihm haben, weil sie sich sonst eifriger und zahlreicher zu seinen herzlichen, ernsten und gedankenreichen Vorträgen hindrängen würden, als leider wirklich geschiehet. Hoffmann versäumte seit seiner Rückkehr von Halle nie ohne Noth eine Predigt von ihm, und äußerte oft, daß er in Zukunft in seinen eigenen geistlichen Reden kein anderes Muster als ihn nachahmen werde. Ja er hatte sich schon jetzt den Ton dieses Mannes so angeeignet, daß dies seinen Vorträgen in der Schule einen nicht angenehmen Anstrich von Pedanterey gab, darum nicht angenehm, weil der Ton affektirt, und einem alten Manne (dem er sehr wohl anstand) von einem jungen nachgeahmt war.

Doch der Leser verzeihe diese Abschweifung. Wir wollten von Hoffmanns inniger Sehnsucht nach einem völlig sympathetischen Freunde reden. Was er suchte, war gefunden, sobald ihm die Reden über die Religion*) in die Hände gekommen waren. Hier fand er die idealische Weltansicht und das himmelanstrebende Gefühl seines Lieblingsdichters in dem Haupte eines tie-

*) Berlin, bey Unger, 1799.

sen Denkers und in dem Busen des wärmsten Menschheitsfreundes wieder, der nicht als Dichter einen müßigen Haufen mit seinen Ideen ergötzen, sondern der als Redner und Volkslehrer jede der Wahrheit und Liebe empfängliche Menschenbrust für diese Ideen begeistern wollte, und aus welchem der verklärte Sinn dessen sprach, der einst in demselben göttlichen Bemühen, das Trachten der Sterblichen von dem Irdischen ab, nach dem Ewigen zu richten, sein Leben gelassen hatte. Aber noch weit gewaltiger als dieses Buch ergriffen ihn die bald nachher erscheinenden Monologen *) desselben Verfassers. Dies kleine, in seiner Gattung einzige Werk, in welchem ein wahrhaft großes Gemüth sich selber abgezeichnet hat, daß es ein Spiegel würde und ein ermunterndes Vorbild ähnlichen Gemüthern, wurde das Hand- und Taschenbuch unsers Freundes, das ihn auf allen seinen einsamen Spaziergängen begleitete, und noch auf seinem Krankenlager sein liebster Freund und Tröster war. Hier fand er nicht nur seine innersten Gefühle auf das lebendigste ausgesprochen, sondern auch mit einer Energie des Willens und einer Schärfe des

*) Berlin, bey Spener, 1800.

Verstandes gepaart, die ihn auf der andern Seite fast wieder beschämt und muthlos machten.

Ein ganz neuer Mensch ging jetzt aus ihm hervor. Zerbrochen waren die engen Fesseln, die sein religiöses Gefühl bisher an gewisse Dogmen gebunden hatten, vor deren historischer Vernichtung ihm immer heimlich bange gewesen war. Jetzt hätte die ganze äußere Glaubwürdigkeit der Schrift seinetwegen in Trümmer stürzen können; er hatte ja nun ein inneres Kriterium für jede ächt göttliche Offenbarung gefunden, das der ohnmächtigen Bemühungen geistloser Historiker spotten durfte. Durch dieselbe Sympathie, die ihn den Verfasser der Monologen als den Prediger göttlicher Wahrheit unterscheiden lehrte, fühlte er sich jetzt auch allen jenen Auserlesenen verwandt, die das neue Testament im eigensten Sinne des Worts als göttliche Gesandte nennt. Welche Kleinigkeit war ihm jetzt der Streit über die Wunder, der ihm in frühern Jahren so viele Scrupel gemacht hatte! Nun war er ja überzeugt, daß die Veranstaltungen des Weltregierers zur allmäligen Errichtung eines Gottesreiches auf Erden auf tausenderley Weisen nach Maaßgabe der tausenderley Gemüthsformen der verschiedenen, starken und schwachen Menschen,

kinder getroffen werden mußten, über deren Zweckmäßigkeit jetzt, nach 1800 Jahren, zu räsonniren, eben so abgeschmackt als vermessen sey. Welche müßige Untersuchung, ob dies oder jenes Wunder wohl wirklich ein Wunder gewesen! Genug, daß es in Zeiten, wo man die Wunder ehrte, den Dienst des Wunders verrichtet, und die Lehre des Heils befördert habe.

So umgewandelt aus einem trübsinnigen herrnhutischen Finsterling in einen Mystiker der edelsten Art, und aus einem furchtsamen Orthodoxen in einen Freigeist im höhern Sinne des Worts, bedurfte es nur noch einer Philosophie, wie die Fichtische, um sein neues System unerschütterlich fest zu stellen. Daß es eben die Bestimmung des Menschen war, die ihm von den Schriften dieses Denkers zuerst in die Hände fiel, war wieder ein günstiger Umstand, denn bey seiner fortwährenden Abneigung gegen die höhere Speculation würde ihm das, was er von diesem Kopfe noch brauchte, um in dem seinigen den völligen Frieden herzustellen, wenigstens viel später zugekommen seyn. Die vollkommene Scheidung der Gebiete des Wissens und des Glaubens, die in jenem Buche auch dem gemeineren Verstande faßlich dargelegt ist, ge-

währte unserm Freunde eine um so erfreuendere Genugthuung, da er durch dieselbe einen ihm bis dahin mysteriösen Gedanken seines verehrten Lehrers Knapp, von dem oben geredet worden, deutlicher ausgesprochen und erwiesen sah.

So glücklich ihn seine idealische Weltansicht auf der einen Seite machte, wenn er allein war, so verhaßt machte sie ihm dagegen die Menschen um ihn her, wenn er Gelegenheit hatte, ihre Schlaffheit und gänzliche Sorglosigkeit um einen festen Zielpunkt alles Seyns und Strebens in der Nähe zu betrachten. Und wie selten sind doch diejenigen, in deren Leben, Reden und Handeln ein besonnenes Verfolgen eines vorher überdachten Plans, ein würdiger Lebenszweck sichtbar wird. Wie vielen scheint das animalische nur das einzige Leben, und dessen Verschönerung das einzig würdige Geschäft der denkenden Kraft im Menschen zu seyn. Bey noch größerer eigener Kraft würde Hoffmann diese Schwäche minder glücklicher Naturen nur bedauert haben, aber bey seiner Empfindlichkeit und seinem so ungemein heftigen Temperament erregte sie unaufhörlich in ihm Zorn und Erbitterung. Die Gespräche, Scherze, Spiele, die er in seiner Umgebung anzuhören, auch wohl zu theilen,

oft genöthigt war, erfüllten ihn mit Verdruß und Ekel, und so gewiß er den guten Leuten, die er seinen Unwillen nur zu deutlich merken ließ, Unrecht that, so schwer würde er doch davon zu überzeugen gewesen seyn. Am heftigsten empörte ihn alles Unsittliche, was in der Kinder Gegenwart oder mit den Kindern selbst vorgenommen ward, und man durfte ihm nur einen Zug von Gewissenlosigkeit, Eigennutz, Ungerechtigkeit oder Heucheley von einem Lehrer erzählen, um sein Gesicht zum Glühen zu bringen. Fand er dagegen irgendwo festen, treuen Sinn, Offenherzigkeit, Bescheidenheit und ein der edlern Liebe empfängliches Herz, so gab er sich diesem mit ganzer Seele hin. Seine Freunde werden es nie vergessen können, wie geschäftig er, ihnen seine Liebe zu zeigen, gewesen ist. Wahrhaft edel war auch das Vertrauen, mit dem er manchem derselben treu blieb, selbst wenn dieser ihn vernachlässigte, oder ein böser Anschein gegen ihn war. Wer ihm einmal werth gewesen war, blieb es bis ans Ende.

Daß ein Mann von seinem heißen Blut, und dessen Busen von so inniger Sehnsucht nach Mitgefühl brannte, nie ein weibliches Wesen gefunden hat, wie doch unstreitig schon ein frü-

her Wunsch es seiner Phantasie vormalte, bewährt die Kraft der Erziehung abermals auf eine so einleuchtende Weise, daß alle, die sich mit diesem Geschäft befassen, sich eine wichtige Lehre daraus nehmen könnten. Vermöge der großen Sorgfalt und Behutsamkeit seines Vaters hatte er nämlich schon in seinem zwölften Jahre eine solche Scheu vor dem allzu nahen Umgang mit Personen des andern Geschlechts, und ein so fest eingewurzeltes Gefühl der Schamhaftigkeit gehabt, daß er jedes weibliche Geschöpf mit der größten Schüchternheit betrachtete, und vor jedem unanständigen Ausdruck, den er von manchen seiner Mitschüler hörte, einen recht innerlichen Abscheu empfand. Einst hatte er von seinem Musiklehrer eine Arie zum Einüben mit nach Hause genommen, worin die Anrede: „süßes Mädchen" vorkam, worauf der Vater sogleich mit ernster Miene einen großen Klecks auf das letztere Wort gemacht, und die Bemerkung hinzugefügt hatte, ein sittsamer junger Mensch müsse das Wort Mädchen gar nicht in den Mund nehmen. Hoffmann selbst pflegte in seinen spätern Jahren diese kleine Anecdote als einen Beweis der richtigen pädagogischen Einsicht seines Vaters zu erzählen, und diese Strenge im

höchsten Grade zu loben, worüber freilich Viele lächeln werden.

Die Unterhaltungen mit Gott auf seinen oben erwähnten einsamen Spaziergängen nach der Hasenheide hatten nicht selten auch die Tugend der Keuschheit zum Gegenstande gehabt. Damals war er in dem Alter gewesen, wo der mächtig erwachende Trieb nur allzu leicht die Vernunft übertäubt, und an einem Orte, wo die Verführung so groß ist, bedurfte es, zumal bey solchem Temperamente, wohl besonders fester Grundsätze, um allen Versuchungen männlich Trotz zu bieten. Einige Jahre vor seinem Tode führte ihn ein Spaziergang mit einem trauten Freunde wieder auf jene Wiese, den heiligen Schauplatz seiner innern Kämpfe, hin, und lächelnd zeigte er hier die Stelle, auf welcher er, ein achtzehnjähriger Jüngling, im Angesicht des Himmels das stille Gelübde gethan hatte, seine Unschuld zu bewahren, bis er einst die Gattin umarmte. Er hat dies Gelübde in so strengem Sinne erfüllt, daß niemand jemals nur ein unkeusches Wort aus seinem Munde gehört hat, selbst in Halle nicht, wo Andere, auch bey strengem Wandel, doch einer gewissen Zügellosigkeit der

Sprache Raum geben, die als zum Studententon gehörig betrachtet wird.

Dafür vertröstete er sein Herz auf jene Zeit, die ihm seine Phantasie als die glücklichste seines Lebens vorhielt, wo es ihm erlaubt seyn würde, mit einem edlen Mädchen den Bund der ewigen Liebe zu schließen. „Es ist wohl, schreibt er bey der Gelegenheit, wo er der Apostasie seines Lehrers Kletschke erwähnt, der natürlichste, ja ich möchte sagen der edelste Wunsch eines jungen Mannes, besonders eines Jugendlehrers, einmal im Stande zu seyn, selbst, in eigner, keiner fremden, Autorität Vater zu seyn, und seine pädagogischen Grundsätze, deren Kräfte vorher durch soviel Nebenkräfte in ihrer Richtung gestört wurden, in ihrer reinen Wirkung zu beobachten. Traurig für ihn, und wenn er ein vorzüglicher Lehrer ist, auch traurig für den Staat, daß er oft erst den Schulstand verlassen muß, um in den Ehestand treten zu können!" — Und einem Freunde, dem er seine Beförderung zum Subrectorat meldete, schrieb er: „Mein Hauptwunsch für die Sinnenwelt ist damit leider freilich noch nicht erfüllt, ja nicht einmal seiner Erfüllung näher gebracht. Ach! mein Freund, ich schäme mich nicht, zu geste-

hen, daß mich diese Betrachtung zuweilen sehr traurig macht. Ich besorge fast, ich werde einmal mit Kant (si parva licet componere magnis) sagen müssen: da ich eine Frau nehmen konnte, da konnte ich sie nicht ernähren, und da ich sie ernähren konnte, da mochte ich sie nicht nehmen." — Schillers Thekla und manche schöne Aeußerung in den Monologen fachten seine Gefühle dieser Art zu neuen Flammen an, aber mächtiger als alle Dichtung riß ihn zuweilen der Anblick glücklicher Liebe in der Wirklichkeit hin. Einst kam er in großer Bewegung von einem Spaziergange zurück. Seine gute Wirthin, die einige Minuten nachher in sein Zimmer trat, fand ihn in Thränen. Erschrocken fragte sie nach der Ursach seines Schmerzes, und nach einigem Zaudern erzählte er ihr, wie er eine junge, blühende Mutter gesehen, die sich mit unbeschreiblicher Liebenswürdigkeit und Anmuth über ihr saugendes Kind geneigt habe, und wie dies Bild ihm so rührend vorgekommen sey, daß er es gar nicht wieder aus dem Gedächtnisse los werden könne.

Wir sind dem Leser noch eine Schilderung von dem Aeußern unsers Freundes schuldig. Dies verrieth von seinem Innern so ungemein wenig,

daß nicht einmal von der Würde und dem tiefen Ernst, der doch den Hauptzug seines Charakters ausmachte, etwas darin zu finden war. Sein Körper von mittlerer Größe und weniger als mittlerer Stärke, hatte eine seltsame Beweglichkeit, die deshalb nicht einmal gut ins Auge fiel, weil sie den Mangel an ästhetischer äußerer Erziehung verrieth, und sein immer freundliches Gesicht verkündigte mehr den allezeit bereitwilligen Diener, als den festen entschlossenen Geist, der zum Herrscher über tausend andere geboren war. Unstreitig hing ihm dies alles noch von seiner Erziehung zur Demuth an, und wir zweifeln auch, daß er es jemals abgelegt haben würde, weil er, der abgesagte Feind alles erheuchelten Wesens, nichts so sehr haßte, als jene erkünstelte Gravität, mit welcher so mancher den Mangel der innern Würde zu verdecken sucht. Mit solchen, die er keiner ernsthaften Unterhaltung empfänglich glaubte, suchte er wohl einen Scherz anzuknüpfen, indeß fühlte er selber bald, daß er dabey nicht ganz in seiner Sphäre war. Sein Gesicht, obgleich hager und von Pockennarben bedeckt, hatte eine reine und gesunde Farbe; aus den braunen Augen blickte im ruhigen Zustande gutmüthige Ehr-

lichkeit, in der Begeisterung ein edles, verklärtes Wesen, im Zorne ein verzehrendes Feuer hervor. Sein braunes Haar, von eben so ungelenkem Wuchs als unreiner Farbe, trug das Meiste dazu bey, ihm ein gemeines Ansehen zu geben, zumal da er es meist ungepudert, schlicht durchgekämmt, und schlecht verschnitten trug. Auch in der Kleidung blieb er stets hinter dem herrschenden Geschmack zurück, wiewohl er in den letztern Jahren Geld genug auf dieselbe verwandte. In Gesellschaft von Fremden war er verlegen, und das Gefühl seiner Verlegenheit machte nicht selten, daß er denen, die mit einer gewissen Erwartung zu ihm gekommen waren, etwas viel schlechteres zu hören gab, als er selbst gewünscht hatte. Seine vertrauteren Freunde hingegen haben ihn nie verlassen, ohne irgend einen neuen Zug seines Scharfsinns und seines richtigen Gefühls mitzunehmen, ja er pflegte sich wohl auf manche ihrer Besuche lange im Stillen vorzubereiten. Wenn er nämlich in der Hitze des Disputirens übertäubt worden war, und der Gegner ihn unüberzeugt von seiner Meinung verließ, so blieb er verdrüßlicher zurück, als ein Soldat von Ehre nach einem unentschiedenen Kampfe. Er betrachtete dann alsbald den

Stand des Streits genauer, und rief sich die Ansicht des Gegners recht lebhaft zurück, um deutlich finden zu können, auf welchen Standpunkt derselbe noch zu führen, und warum sein gegenwärtiger nicht der rechte sey. Bey der nächsten Zusammenkunft rückte er hierauf mit seinem Geschütz an, und wehe dem Andern, wenn er nicht eben so gut gerüstet war. Er legte Punkt vor Punkt von dem Streite mit solcher Klarheit dar, und bestimmte die zu untersuchenden Fragen so genau, daß der Gegner, wie bey einem mißlichen Brettspiel, nur wenige Züge übrig behielt, und meistens — er mochte ziehn wie er wollte — verloren war. Diese Strenge gegen seine Bekannten schreckte manchen zurück, denn ihm war es nie genug, zu wissen, daß irgend jemand anders denke; er mußte durchaus wissen, wie er denke, und warum er so denke, und wer ihm davon nicht Rechenschaft geben konnte, hatte, wenn auch nicht seine Zuneigung, doch seine Achtung auf immer verloren. Denn das unterschied ihn von allen gewöhnlichen Menschen, daß keine Art von nützlicher Wahrheit ihn gleichgültig ließ. Er konnte sich nicht damit begnügen, zu hören, daß über diesen oder jenen Gegenstand von manchem so, von manchem an-

ders geurtheilt werde; er mußte auf der Stelle, wenn anders der Gegenstand nur irgend in seiner Sphäre lag, die Untersuchung selbst anstellen, und dann ruhte er nicht eher, als bis er dieselbe bis an die äußerste subjective Gränze des Erforschbaren verfolgt hatte. Seine unaufhörliche Klage über schlaflose Nächte hatte keine andere Ursach, als das angestrengte Festhalten langer Reihen von abstracten Ideen, von denen er nicht eher abließ, als bis eine überwiegende Ermattung der Organe „die Knoten der strengen Gedanken" zu lösen kam.

Wie er sich nun im Gespräch keine Behauptung erlaubte, die nicht auf eigner Untersuchung beruhte, und kein Wort, bey dem er sich nicht etwas bestimmtes dachte, so konnte ihn auch an Andern nichts mehr anekeln, als ein flaches Geschwätz, eine erkünstelte Gelehrsamkeit, eine sklavische Nachbeterey, ein unbedachtsames Aburtheilen über nie geprüfte Meinungen, oder eine stumpfe Selbstzufriedenheit; und wenn ihm dergleichen vorkam, so fehlte es ihm nach Gelegenheit nicht an derben Zurechtweisungsmitteln oder an einer feinen, treffenden Ironie. Sehr ungern sah er es, als seine Brüder allmälig die

Orthodoxie der frühern Jugend verließen, und sich auf ihre wachsende Aufklärung etwas zu Gute thaten, und er rieth ihnen wiederholt das Lesen solcher Schriften ab, die dazu dienen könnten, ihren alten Glauben noch mehr zu verwirren. Das was er an Erwachsenen nur mißbilligen durfte, verfolgte er an seinen Schülern mit einem wahren Inquisitoreifer. Keinen unschicklichen Ausdruck, keine unbestimmte Antwort ließ er ihnen durchgehen, und mancher vorlaute Knabe hätte gern ein unbedachtes Wort wieder zurückgehabt, für welches der überall auf Zweck und Bestimmtheit dringende Lehrer ihn bis zu Thränen quästioniren konnte. Sein Zorn war nicht polternd und ungestüm, sondern empfindlich schneidend, doch nie von langer Dauer. Nachtragen konnte er nichts, aber auch nichts auf dem Herzen behalten. Die Einförmigkeit seines täglichen Lebens suchte er sich durch unzählige kleine Abwechselungen, die er mit seinen Beschäftigungen, Möbeln, Speisen u. dgl. vornahm, weniger fühlbar zu machen. Lange aus einerley Glase zu trinken oder an einerley Platz zu sitzen, war ihm unmöglich. In seiner nachmaligen Krankheit nahm diese seine Liebe zur Veränderung zu, und niemals besuchten ihn seine Freunde, ohne

ihn selbst oder irgend eines seiner Möbeln an einem andern Orte zu finden.

---

Wir nähern uns jetzt dieser traurigen Periode seines Lebens, die ihm und seinen Freunden so unerwartet einbrach, daß selbst die großen Anstrengungen, die er im Sommer 1801 seinem Körper zugemuthet hatte, uns doch noch nicht Grund genug zu so schrecklichen Folgen zu seyn schienen. Noch in den letzten Tagen des Septembers desselben Jahres besuchte er mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit einen kranken Freund *), der ihn wegen seiner Munterkeit noch beneidete. Wenig Tage darauf aber fühlte er auf einmal eine besondere Unbehaglichkeit, und gleich darauf stellte sich ein Flußfieber mit Husten ein, welches ihn sehr bestürzt machte. Dennoch schleppte er sich noch zwey Wochen lang täglich den weiten Weg nach seiner Schule hin, und versah seine Lectionen mit der größten Beschwerde, um nur seinen Director Gedike nicht

*) Und ganz auf seine Weise. Er hatte gehört, daß es demselben am Nöthigsten fehle, daher brachte er ihm in seinen Taschen zwey Flaschen Wein, und legte eine Geldrolle dazu auf den Tisch.

in Verlegenheit zu setzen, bis er endlich am 8. October unter der Last erlag. Er kam ganz erschöpft nach Hause, und am andern Morgen stellte sich ein Blutauswurf ein, mit heftigen Stichen begleitet. Der sogleich gerufene Prof. Herz erklärte zwar das Uebel nur für etwas Katharrhalisches, allein der üble Auswurf zeigte sehr bald eine Vereiterung in den Lungen an. Der Patient schien auf seinen Tod gefaßt zu seyn, und erwartete ihn mit ruhiger Ergebung. Allein so leicht sollte er nicht davon kommen.

Die Krankheit nahm sichtbar einen schleichenden Charakter an, und ließ bald der Furcht, bald der Hoffnung Raum. Da sein Geist nicht einen Augenblick ohne Beschäftigung seyn konnte, so nahm er den Unterricht seiner Schülerinnen bald wieder vor, und las, schrieb, musicirte, oder griff zu irgend einer leichten Handarbeit. Schiller und die Monologen wurden jetzt seine Tröster, so wie sie vorher seine Führer gewesen waren. Was aber mehr als alles ihn erhob, war die persönliche Theilnahme des Verfassers der letztern, der, durch einen gemeinschaftlichen Freund von dem Zustande und dem Charakter Hoffmanns unterrichtet, jetzt selber seine Bekanntschaft suchte, und seine Nachfragen mit der

Sorgfalt eines alten Freundes wiederholte, ungeachtet die Wohnungen beider fast eine halbe Meile auseinander lagen.

Der Winter ging indessen unserm Freunde so leidlich hin, daß der Arzt sich noch immerfort über die wahre Natur der Krankheit täuschte, und sogar dem sel. Gedike versicherte, Hoffmann werde nach Ostern vollkommen wieder im Stande seyn, sein Amt zu verwalten, wofern ers nur mit Ruhe thäte, und der Stunden nicht zu viele übernähme. Gedike, zwiefach erfreut über dieses Zeugniß, sorgte nicht nur für die bequemste Zusammenstellung seiner Lectionen, und wies ihm ein eignes Auditorium im Erdgeschoß an, um ihm die hohe Treppe zu ersparen, sondern zog auch fast die Hälfte seiner Stunden ein, oder gab sie andern Lehrern. Dafür wünschte er aber auch, daß Hoffmann schon auf dem Osterexamen mit der mathematischen Klasse vortreten möchte, weil dieser Auftritt bisher immer durch die Art, wie Hoffmann diese Lection behandelte, für die Zuhörer der interessanteste gewesen war. Hoffmann entschloß sich dazu, obgleich er seine Schüler in einem halben Jahre nicht gesehen hatte, und die halbe Stunde, während welcher er an diesem Tage (23. April 1802)

an der ihm stets so feierlichen Stelle mit schwacher Stimme redete, war vielleicht die ehrenvollste seines Lebens. Hier zeigte sich im schönsten Lichte, auf der einen Seite die Achtung und Sorgfalt seiner Vorgesetzten und Kollegen für ihn, und auf der andern die innige Liebe und das zärtliche Andenken, in welchem er bey allen Schülern stand. So schwer es ist, bey einer solchen Gelegenheit eine erträgliche Stille unter mehr als hundert hin und her laufenden unruhigen Knaben hervorzubringen, so war doch plötzlich wie durch eine Zauberruthe ein tiefes Schweigen durch den ganzen Saal verbreitet, als der lange entbehrte Lehrer matt und abgezehrt hervortrat, und seinen Platz am Katheder einnahm. Alt und Jung richtete mit gespannter Aufmerksamkeit Auge und Ohr auf ihn, und hielt fast den Athem an sich, um des seinigen zu schonen. Angelehnt an das Katheder zog er ein sauber beklebtes Stückchen Pappe aus der Tasche, das auf der einen Seite ein gleichseitiges Dreieck und auf der andern eine Setzwage vorstellte, und knüpfte daran auf die natürlichste Weise eine sokratische Unterredung über zwey interessante Sätze aus der reinen und angewandten Mathematik. Gerührt und aufgemuntert durch die ausgezeich-

nete Achtung, welche die ganze zahlreiche Versammlung durch ihr schonendes Schweigen an den Tag legte, übersah er alle Winke seines um ihn besorgten Directors, und trat nicht eher ab, als bis sein Pensum erschöpft war. Unter unzähligen Liebeserweisungen einzelner Anwesenden und seiner Schüler insbesondere verließ er das Haus.

Aber ach, die Freude des guten Gedike war von kurzer Dauer. Kaum vierzehn Tage hatte Hoffmann mit vieler Mühe die neuen Lectionen versehen, als er abermals, und für immer, von der geliebten Anstalt Abschied nehmen mußte. Nicht nur die Brustschwäche war Ursach davon, sondern die fürchterlichen Darmkrämpfe, die er in frühern Jahren durch starke Bewegung gedämpft hatte, die sich aber jetzt um so heftiger einstellten, da sein Unterleib durch die lange Ruhe viel gelitten hatte, und die ihn gewaltsamer als jemals abängstigten, da er ihnen vermöge seiner schwachen Brust keinen innern Widerstand mehr entgegenstellen konnte. Jeder Bissen, jeder Tropfen, den er verschluckte, zerriß seine Eingeweide mit fürchterlichem Schmerze, und der dadurch gereizte Husten ließ ihm keine Nacht Ruhe. Und als ob es daran noch nicht

genug wäre, meldete sich auch noch von Zeit zu Zeit der Stein, der ihn schon von Jugend auf gepeinigt hatte. Diese Schmerzen, die ihn unaufhörlich abäscherten, erhitzten seine schwache Lunge dergestalt, daß er oft Tage lang in einem beständigen Fieber lag, unaufhörlich hustete, und oft dem Ersticken nahe war. Dennoch sank sein Muth nicht, er scherzte sogar über sich selbst, und in den wenigen Stunden, da der Schmerz ein wenig nachließ, unterrichtete er immerfort seine Schülerinnen, und studirte für sich selbst, wie er denn in diesem Sommer die vier Evangelisten mit dem ganzen Commentar des Prof. Paulus durcharbeitete, auch die Kirchengeschichte und andere theologische Studien vornahm, um sich, nach Herzens Rath, in den sich auch Gedike allmälig ergab, zu einer Landpredigerstelle vorzubereiten.

Einige Stellen aus Briefen, welche in jene Zeit fallen, werden seine Gefühle wie seine Gesinnungen klärer darstellen, als es die trockene Erzählung vermag. — „Konnte ichs je für möglich halten, schrieb er am 14. Jun. 1802, daß ich einmal in einen Zustand von Geistesleere gerathen könnte, in welchem ich diese Leere nicht einmal empfände, nur erkennete? Ich ve-



Bayerische Staatsbibliothek München

getire hier in meinem Garten mit meinen Pflanzen, die ich mit immer neuem Interesse vom frühen Morgen bis an den späten Abend betrachte, ruhig fort, von der milden Sonne und liebenden Menschen gepflegt. O Lieber, könntest du doch dies Glück mit mir theilen! Wahrlich, schon oft habe ich es mit Wehmuth gefühlt, daß mir mein Leiden zu leicht gemacht, zu sehr versüßt wird. Ja wenn jeder unserer mitleidenden Brüder *) nur halb soviel Pflege und Liebe genösse, wieviel Ursach zum Dank gegen Gott würde er haben! . . . Endlich denkst du doch mit Ernst an die Veränderung deiner Wohnung, sagt mir die M. Nun das ist brav! Mache nur so bald als möglich Anstalt dazu, und dann auf jeden Fall weg aus dem Gewühl der Stadt, hierher in unsere ruhigere Nähe. Dann wollen wir in meinem Garten den frischen Blumenduft einathmen, den Kohl, den ich gestern sitzend gepflanzt habe, wachsen sehen, und unter dem Schatten unserer Linde ruhen, oder in meiner Laube von allen Menschen abgesondert traulich ein Wörtchen plaudern, oder auch schweigen.

*) Der Freund, an den der Brief gerichtet ist, litt an demselben Brustübel.

[library stamp]

Ja, lieber, guter **, wende lieber dazu das Geld an, welches du für die theuren Bäder bestimmt hattest, und komm. Meine gute, herzensgute Pflegemutter wünscht dasselbe. Dein ꝛc.“

Ein späterer Brief, vom 7. August 1802, an Herrn M**, der damals abwesend war, lautet von Wort zu Wort folgendermaßen:

„Dank dem Höchsten, daß ich jetzt wieder den Muth und die Kraft habe, nach Feder und Papier zu greifen, um Ihnen zu sagen, daß Ihre ununterbrochen fortgesetzte, sorgsame Theilnahme an meinem Schicksale mit zu den vielen wohlthätigen Erquickungen gehört, die ich genieße, und daß insonderheit Ihr gestern eingetroffenes Schreiben mir eine rührende Freude verursacht hat. Ja wohl stand es schlecht mit mir, und ich habe in diesen Wochen Empfindungen kennen gelernt, die ich in meiner ganzen Krankheit noch nicht gehabt hatte, da Unterleib und Brust gleich heftig angegriffen wurden, und kein Schlaf meinen tödtlich ermatteten Körper erquicken wollte. Doch die bösen Tage sind, Gott sey Dank! vorüber, und wenn ich gleich noch herzlich schwach bin, und mich auch aller Wahrscheinlichkeit nach nur langsam erholen werde, so bin ich doch heut schon wieder zum zweiten Male in unserm

Gärtchen, und scrible da diese Zeilen unter Gottes freiem, schönem, blauem Himmel auf meinem Schooße, im Großvater, und Angesichts unserer schattigen Linde, deren Laub Sie aber leider schon veraltet und ungestaltet finden werden. — Daß Ihre liebe, gute, herzensgute Frau alles aufgeboten hat, mir mein Leiden so erträglich als möglich zu machen, das brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Gott weiß, wie sie das alles prästirt hat. Sie wissen, wie sehr sich durch Ihre Entfernung die Last ihrer sonst schon überhäuften Geschäfte vermehrt hat: alles hat sie pünktlich und mit einem unbeschreiblichen Eifer in Ordnung gehalten, und bey dem allen mich nicht Nacht nicht Tag nur eine Stunde vernachlässigt. Des Nachts hat sie sich, die von des Tages Last und Hitze ermüdet, wohl einer ordentlichen Ruhe bedurfte, auf dem Sopha herumgetrieben, um mich nur nicht allein zu lassen, und bey Tage hat sie die mächtigen Stöße Karten zu mir herüber geschleppt, und da, um die Schneider zu fördern, und doch auch mir immer zur Hand zu seyn, zusammengeschossen, daß sie oft auf ihren Füßen nicht mehr stehen konnte. Zum Zeitvertreib hat sie auch mir wohl zuweilen ein paar Hände voll

Karten ans Bett gebracht, die ich zu Spielen gelegt habe. Ach, liebster M**, welche Last haben Sie von mir, und was habe ich von Ihnen! Doch davon darf ich nun einmal Ihnen und Ihrer lieben Frau nichts sagen, um Ihr Zartgefühl nicht zu beleidigen; nur am Busen eines andern Freundes kann hier das wehmüthig gepreßte Herz sich Luft machen, wenn gleich dadurch der Stein vom Herzen nie ganz weggewälzt wird, ich meine das drückende Gefühl, eine Schuld zu machen, die einem wider Willen über den Kopf wächst, ohne daß man es im geringsten verhüten kann, oder die Möglichkeit absieht, auch nur einen Heller davon jemals abtragen zu können."

„Doch weg mit diesen finstern Gedanken, die oft meine Stirn umwölken; wenigstens jetzt weg, wo der Himmel eine heitre Bläue ist, die Sonne mit gesenktem Strahl anmuthig durch das Laub unserer Bäume auf die bunten Astern blickt, und die Grillen mein Ohr lieblich umschwirren. Schade, Schade, daß ich nun gleich dies schöne Plätzchen werde verlassen müssen, denn es wird gleich fünfe schlagen, und der herannahende Schatten drängt mich hinein. Geht die Besserung auf dem angefangenen Wege fort

Gärtchen, und scrible da diese Zeilen unter Gottes freiem, schönem, blauem Himmel auf meinem Schooße, im Großvater, und Angesichts unserer schattigen Linde, deren Laub Sie aber leider schon veraltet und ungestaltet finden werden. — Daß Ihre liebe, gute, herzensgute Frau alles aufgeboten hat, mir mein Leiden so erträglich als möglich zu machen, das brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Gott weiß, wie sie das alles prästirt hat. Sie wissen, wie sehr sich durch Ihre Entfernung die Last ihrer sonst schon überhäuften Geschäfte vermehrt hat: alles hat sie pünktlich und mit einem unbeschreiblichen Eifer in Ordnung gehalten, und bey dem allen mich nicht Nacht nicht Tag nur eine Stunde vernachlässigt. Des Nachts hat sie sich, die von des Tages Last und Hitze ermüdet, wohl einer ordentlichen Ruhe bedurfte, auf dem Sopha herumgetrieben, um mich nur nicht allein zu lassen, und bey Tage hat sie die mächtigen Stöße Karten zu mir herüber geschleppt, und da, um die Schneider zu fördern, und doch auch mir immer zur Hand zu seyn, zusammengeschossen, daß sie oft auf ihren Füßen nicht mehr stehen konnte. Zum Zeitvertreib hat sie auch mir wohl zuweilen ein paar Hände voll

Karten ans Bett gebracht, die ich zu Spielen gelegt habe. Ach, liebster M**, welche Last haben Sie von mir, und was habe ich von Ihnen! Doch davon darf ich nun einmal Ihnen und Ihrer lieben Frau nichts sagen, um Ihr Zartgefühl nicht zu beleidigen; nur am Busen eines andern Freundes kann hier das wehmüthig gepreßte Herz sich Luft machen, wenn gleich dadurch der Stein vom Herzen nie ganz weggewälzt wird, ich meine das drückende Gefühl, eine Schuld zu machen, die einem wider Willen über den Kopf wächst, ohne daß man es im geringsten verhüten kann, oder die Möglichkeit absieht, auch nur einen Heller davon jemals abtragen zu können."

„Doch weg mit diesen finstern Gedanken, die oft meine Stirn umwölken; wenigstens jetzt weg, wo der Himmel eine heitre Bläue ist, die Sonne mit gesenktem Strahl anmuthig durch das Laub unserer Bäume auf die bunten Astern blickt, und die Grillen mein Ohr lieblich umschwirren. Schade, Schade, daß ich nun gleich dies schöne Plätzchen werde verlassen müssen, denn es wird gleich fünfe schlagen, und der herannahende Schatten drängt mich hinein. Geht die Besserung auf dem angefangenen Wege fort

(und dazu habe ich um so mehr Hoffnung, da Herz morgen von seiner Reise nach Pyrmont zurückkommt) so hoffe ich Sie mit natürlich heiterer Stirn bey Ihrer Gottlob baldigen Ankunft zu umarmen ꝛc."

Herz kam, doch brachte er weder für unsern Freund, noch für sich selbst Hülfe mit. Bekanntlich starb er im Januar 1803. Hoffmann, der schon längst von der Medicin wenig erwartet hatte, war von dieser Seite über den Verlust nicht sehr betrübt, und nahm auch nie wieder nachher im ganze Ernste einen Arzt an. Das Beispiel eines Freundes, der sich durch lebhafte und fast gewaltsame Verfolgung eines wissenschaftlichen Interesse gegen die tödtliche Langeweile seines eben so hoffnungslosen Zustandes zu schützen suchte, und dem die Freude an dem stufenweisen Gelingen seiner mancherley kleinen litterarischen Plane eine Heiterkeit des Geistes erhielt, die mit der Schwäche seines abgezehrten Körpers in gar keinem Verhältnisse stand — dies Beispiel reizte auch unsern Hoffmann, noch neben dem Unterricht der M..schen Kinder eine Arbeit von bestimmtem Zwecke vorzunehmen, und dazu jede schmerzlose Stunde eifrig anzuwenden. So entstand seine mathe-

matische Elementarschule *), ein Werk, das ihm den Ruhm eines hellen Denkers, eines einsichtsvollen Schulmanns und eines eben so interessanten als populären Jugendschriftstellers auf lange Zeit sichern, und ohne welches kein verständiger Lehrer forthin den mathematischen Unterricht in Bürgerschulen übernehmen wird. Seinen Freunden aber, welche Blatt für Blatt davon — ach! unter welchen Anstrengungen! —

*) Mathematische Elementarschule, oder Anleitung zum kunstlosen Denken über mathematische Gegenstände. Ein Handbuch für Lehrer und Lernende. Mit sieben Kupfertafeln, Berlin 1803, 648 S. 8. Es ist davon in der jenaischen Litteraturzeitung (1804, Febr. 13.) eine sorgfältig ausgearbeitete Recension erschienen, deren Verfasser ganz gewiß ein guter Mathematiker, aber eben so gewiß ein schlechter Schulmann, oder, welches wir lieber annehmen möchten, gar keiner ist. Die Art, wie derselbe von der Vorrede Bericht erstattet, verräth deutlich, daß ihm der wahre Geist des Werks gänzlich entgangen sey; ja aus den Anfangsworten der Recension, und dem so beiläufig mit verbissenen Lippen hingebrummten Lobe möchte man schließen, der Recensent sey selbst Verfasser eines mathematischen Schulbuchs, das nach seiner Meinung jede fernere Arbeit dieser Art überflüssig mache.

entstehen sahen, wird dies Buch immerdar ein rührendes Denkmal seiner rastlosen Thätigkeit, und ein merkwürdiges Zeugniß davon seyn, welche Siege ein fester, muthiger Wille über einen Körper davon tragen könne, dessen Kraft durch jahrelange Leiden fast gebrochen ist. Man kann leicht denken, daß er in diesem Werke alles dasjenige niedergelegt haben werde, was er ehemals zum Gegenstande seiner mathematischen Lectionen in der köllnischen Schule gemacht hatte, und insofern kann es denen, die ihn nicht persönlich gekannt haben, zu einer treuen Vorstellung von dem verhelfen, was er einst als Lehrer gewesen seyn müsse. Die Vorrede allein ist ein Meisterstück in ihrer Art, insofern sie das, was der Verfasser mit seinem Buche gewollt habe, mit einer Klarheit und Bestimmtheit angiebt, deren sich wohl wenig Schriftsteller in diesem Grade bewußt seyn mögen.

Im May 1803 war dies Werk vollendet, nachdem er etwa drey Vierteljahre mit vielen Unterbrechungen daran gearbeitet hatte. Daß es einem Manne von seiner Strenge nur sehr unvollkommen genügt haben werde, kann man leicht denken. Erst nach mancher freundschaftlichen Vorstellung, daß dies gewiß die Empfin-

dung jedes gewissenhaften Schriftstellers sey, konnte er sich entschließen, das Manuscript einem Buchhändler anzubieten. Das Honorar bestimmte er zur Ausführung eines lange gehegten Lieblingswunsches, einer Reise nach Dresden und Leipzig, die er jetzt um so eifriger betrieb, da er sich davon sogar einen Erfolg für seine Gesundheit versprach. Damit traf ein Plan des Herrn M** sehr gut zusammen, der seiner in Leipzig wohnhaften Familie längst schon versprochen hatte, ihr seine Frau und seine vier Kinder einmal zum Besuch zu überschicken. Man wird sich leicht die fröhliche Bewegung im M**schen Hause denken können, die die Aussichten und die Rüstungen zu dieser Reise hervorbrachten. Selbst der arme Kranke lebte ganz wieder auf, studirte emsig mehrere Beschreibungen von Dresden und seiner Umgebungen durch, und glaubte in seiner Freude, an Kräften um vieles zugenommen zu haben.

In solcher Gesellschaft war auch die sonst mißliche Unternehmung allenfalls wohl zu wagen. Für einen großen und bequemen Wagen war gesorgt, die Mädchen nahmen ihren Lehrer in die Mitte, und die gute Mutter war beim Einpacken auf die kleinsten Bedürfnisse des Pa-

tienten bedacht gewesen. So ging die Reise am 1. Jun. (1803) lustig zum Thore hinaus. Hier einiges aus seiner Reisebeschreibung.

Dresden, den 5. Jun. 1803.

So wäre ich denn wirklich, mein lieber **, in Dresden. Vorgestern Abend sind wir hier angekommen, haben also drey volle Tage zu der Reise gebraucht, woran Hindernisse mancher Art Schuld waren. Mit meinem körperlichen Befinden ist es so ziemlich gegangen, wenn ich den Husten ausnehme, der mich diese Tage über entsetzlich gequält hat, und mir noch immer sehr zusetzt. Wider alles Vermuthen aber hat mir die gute M** krank werden müssen. Diese Fatalität und einige Unannehmlichkeiten mit schlechten Postillionen abgerechnet, habe ich auf dem Wege doch auch nicht selten ganz angenehme Empfindungen gehabt. Schon unsere Kinder gaben mir Stoff zu mancherley Bemerkungen, besonders aber hat mich die zuvorkommende Freundlichkeit der Menschen in Sachsen oft rührend überrascht. Geschämt habe ich mich wahrlich, ein Berliner zu seyn, wenn von allen Seiten, indem wir durch ein Städtchen oder

Dorf fuhren, Jung und Alt, uns mit der Miene des aufrichtigsten Wohlwollens grüßte. In einem kleinen Dörfchen, kurz vor Dresden, warf uns ein kleines, etwa sechsjähriges Knäbchen ganz still ein Bouquet in den Wagen, und machte uns dadurch in diesem Augenblick in der Einbildung zu Prinzen und Prinzessinnen. In Großenhayn, einem sehr artigen Städtchen, dem letzten auf unserm Wege, grüßten mich sogar, als ich im Gasthofe zum Fenster hinaus sah, die vorübergehenden Schulknaben auf eine besonders anständige Weise. Diese und ähnliche Erfahrungen erlauben, dächte ich, wohl den Schluß, daß die Menschen hier wirklich menschlicher sind, als im Brandenburgischen. — Gestern haben wir die Rüstkammer besehen. Sie übertraf meine Erwartung, und ist mit Recht eine Sehenswürdigkeit, und ein wichtiges Dokument menschlicher Geschicklichkeit, menschlichen Fleißes, und — menschlicher Thorheiten. Morgen gehts in die Bildergallerie. Jetzt aber will ich Reinhard hören, und dann nach der katholischen Kirche gehen. Es hat schon drey Viertel auf neun geschlagen. Adieu bis morgen!

Montag früh. Reinhard hat mir sehr gefallen. Schade nur, daß ich ihn nicht ganz

habe verstehen können, weil ich mich auf der einen Seite der Kirche befand, und er sehr ungleich deklamirt. Ich rechne ihn zu der kleinen Zahl der noch übrigen ächt christlichen Prediger. Die Kirche war ganz voll, für einen Berliner ein ungewohnter Anblick. In der katholischen Kapelle ist meine Erwartung nur zum Theil befriedigt worden. Es ist wahr, die Musik an sich ist vortreflich, und nimmt sich besonders in diesem Gebäude überaus schön aus. Allein ich erwartete eine Musik, die mich zur Andacht stimmen, und dem Gottesdienst eine Feierlichkeit geben sollte. Dagegen schien sie mir beinahe darauf berechnet, mich vergessen zu machen, wo ich sey. Sie begann mit einem entsetzlichen Trompetenschmettern und Paukengerümpel, das bey einem Gesundheitstrinken nicht übel angebracht gewesen wäre; aber beim Gottesdienst? Und zu meinem Verdrusse mußte dieser Kavalleristenspektakel alle Augenblicke wiederkehren, wie er denn auch das Ganze gehörig beschloß, so daß beim Herausgehen Heiligthum und Priester förmlich ausgetrommelt wurden. Die einzelnen Theile der Musik waren übrigens, wie gesagt, sehr schön, unter andern gleich zu Anfange ein Kyrie. Dagegen aber wurde auch wieder zu ei-

nem feierlich stillen Gebete eine Symphonie aufgeführt. Was sagst du dazu? — Von dem gelben Manne mit dem langen Stocke habe ich manche Weisung bekommen; bald saß, bald stand ich ihm nicht, „wie der Befehl nun einmal ist.“ Uebrigens habe ich unter der Zeit ganz artige Leibschmerzen gehabt, wie ich denn überhaupt, seit ich hier bin, nicht wenig mit kolikartigen Empfindungen zu thun habe. Nachmittag haben wir die Moritzburg, drey Stunden von hier, besucht. Es ist ein Jagdschloß, das eine äußerst angenehme Lage zwischen romantischen Seen und Waldungen hat, und wohin ein recht plaisanter Weg führt. Dieser Weg fällt eine Stunde von der Moritzburg mit dem berliner Wege zusammen, und wir hatten daher auf der Rückfahrt zum zweiten Male das entzückende Schauspiel, Dresden in seinem großen Thale von der Höhe herab, mit seiner dunkeln Hinterwand von wolkenhohen Gebirgen bey einer prächtigen Beleuchtung von der Abendsonne vor uns liegen zu sehen. Jetzt will ich nach der Bildergallerie gehen. Gott gebe nur, daß die Leibschmerzen, die mich im Stehen und Gehen immer empfindlicher zwacken, mir nicht den Genuß zu sehr stören. Wärst du doch jetzt bey

mir, damit ich doch einen hätte, nach dem ich zuweilen einen sprechenden Blick richten könnte!

Mittwoch Vormittag. Ach, lieber **, daß mein Brief ein Recept gegen den Reiseneid werden muß! Theuer, ja wahrlich recht theuer müssen wir, die gute M** und ich, uns jedes Vergnügen erkaufen. Die Erinnerung an die actos labores wird wohl unser Hauptgenuß werden, wenigstens werden wir erst actis laboribus das viele Schöne, das für uns hier bereitet ist, in der Erinnerung recht genießen. Unsere Stimmung ist ganz so, wie ich es erwartet habe, d. h. sehr elegisch, wenn ich so sagen darf. Gestern Nachmittag fuhren wir nach Tharand, über drey Stunden von hier. Das Wetter war uns sehr günstig. Welch eine Lustfahrt durch den Plauenschen Grund! Die M** seufzte gerührt, die Kinder jubelten, ich freute mich still. Wir kamen glücklich an, obgleich das Schmeißen des Wagens auf dem unebnen Wege der armen M** schon manche unangenehme Empfindung verursacht hatte. Nach Beseitigung des Kaffees erstiegen wir, so gut es gehen wollte, (die Wege hinauf sind übrigens der Badegäste wegen, denen sie zu Promenaden dienen, äußerst bequem gemacht) die Anhöhe, auf der

die Ruine des alten Schlosses steht. Da hatten wir einen Anblick, einen Genuß! Die M** weinte, und auch meine Augen blieben nicht trocken. Alle Beschwerden des Leibes waren vergessen. O Gott, wie schön! Das war alles, was wir sprechen konnten. Ich kann Dir nicht sagen, welch einen neuen, tiefen Sinn mir auf einmal der alte Spruch zu fassen schien, der mir jetzt eben ins Gedächtniß kam:

Wie schön, o Gott, ist deine Welt gemacht,
Ihr fehlts an Engeln nur, und nicht an Pracht,
Daß sie kein Himmel ist.

Ja, immer, wenn ich in einem romantischen Thale durch das Laub der Bäume beim Rauschen eines Flüßchens friedliche Hütten durchschimmern sehe, drängt sich mir der Wunsch auf, daß engelreine, schuldlose Menschen sie bewohnen möchten. O daß eine Rührung von ganz anderer Art dieser himmlischen folgen mußte! Ungern schieden wir nach einem zweistündigen Aufenthalt von diesem Orte, und beruhigten uns mit dem Vorsatz, nächstens noch einmal, und zwar auf einen ganzen Tag, hierher zu kommen. Heiter lächelte der Himmel bey unserer Abfahrt, und herrlich vergoldete die Abendsonne die Gipfel der bewaldeten Felsen, zwischen de-

nen wir an der rauschenden Weiseritz hinfuhren. Aber ach! schon hatten wir keine Augen mehr für diese sonst entzückenden Scenen, denn die arme liebe M** litt unaussprechlich an den durch das Stoßen des Wagens erneuerten Krämpfen, und ein beängstigtes Herz und rothgeweinte Augen brachten wir alle nach endlich überstandner Fahrt nach Hause zurück. Am Thore mußten wir noch eine Sänfte holen lassen, weil selbst das langsamste Fahren auf dem Pflaster der M** durchaus unausstehliche Schmerzen machte. Wie mir dabey zu Muthe war, magst Du Dir selbst sagen. Beruhigt wurde ich indessen in etwas durch das gute Benehmen der ehrlichen Wirthsleute. Nach zwey Minuten war schon der Arzt da, der sich nicht die Zeit genommen hatte, seine Pantoffeln mit Schuhen zu vertauschen, und der sich auch in allem übrigen sogleich als einen verständigen, braven und vorsichtigen Mann charakterisirte. In der größten Eil wurden alle nöthige Anstalten getroffen, die denn auch Gottlob nicht ohne Wirkung geblieben sind.

Donnerstag früh, 9. Jun. Mit unserm Besehen hier in der Stadt geht es sehr langsam. Auf der Bildergallerie sind wir erst

zwei-

zweimal gewesen, nämlich Montag und Dienstag. Gestern ist gar nichts geschehen, weil die M** so sehr schlecht war, und auch ich mich sehr übel befand. Ich machte zwar Vor- und Nachmittag Anstalt, zum dritten Male hinzugehen, allein beide Male war ich vor dem Weggehen so matt, daß ich in einen Schlaf sank, und die Zeit verschlief. Ich gehe aber auf jeden Fall wieder hin, und vielleicht noch heute. Das erste Mal kam ich mißvergnügter von der Gallerie herunter, als ich hinaufgegangen war. Mit innigem Vergnügen sah ich zwar die schönen niederländischen und französischen Sachen in den vier Vorsälen, allein da wir volle zwey Stunden darauf zubrachten, so war ich körperlich und geistig bereits erschöpft, als das innere Heiligthum uns geöffnet wurde. Dazu kam nun noch, daß man uns in einer Stunde hier durchpeitschen wollte und mußte, weil um zwölf Uhr zugeschlossen wird. Ich hatte kaum den Gesichtspunkt eines Gemäldes gefaßt, so ging es schon weiter. Kein Wunder war es unter solchen Umständen, daß ich bey der rafaelischen Mutter Gottes und bey der Nacht des Correggio völlig kalt blieb. Solche Sachen wollen lange und ruhig betrachtet seyn. Darum ging ich am an-

nen wir an der rauschenden Weiseritz hinfuhren. Aber ach! schon hatten wir keine Augen mehr für diese sonst entzückenden Scenen, denn die arme liebe M** litt unaussprechlich an den durch das Stoßen des Wagens erneuerten Krämpfen, und ein beängstigtes Herz und rothgeweinte Augen brachten wir alle nach endlich überstandner Fahrt nach Hause zurück. Am Thore mußten wir noch eine Sänfte holen lassen, weil selbst das langsamste Fahren auf dem Pflaster der M** durchaus unausstehliche Schmerzen machte. Wie mir dabey zu Muthe war, magst Du Dir selbst sagen. Beruhigt wurde ich indessen in etwas durch das gute Benehmen der ehrlichen Wirthsleute. Nach zwey Minuten war schon der Arzt da, der sich nicht die Zeit genommen hatte, seine Pantoffeln mit Schuhen zu vertauschen, und der sich auch in allem übrigen sogleich als einen verständigen, braven und vorsichtigen Mann charakterisirte. In der größten Eil wurden alle nöthige Anstalten getroffen, die denn auch Gottlob nicht ohne Wirkung geblieben sind.

Donnerstag früh, 9. Jun. Mit unserm Besehen hier in der Stadt geht es sehr langsam. Auf der Bildergallerie sind wir erst

zwei-

zweimal gewesen, nämlich Montag und Dienstag. Gestern ist gar nichts geschehen, weil die M** so sehr schlecht war, und auch ich mich sehr übel befand. Ich machte zwar Vor- und Nachmittag Anstalt, zum dritten Male hinzugehen, allein beide Male war ich vor dem Weggehen so matt, daß ich in einen Schlaf sank, und die Zeit verschlief. Ich gehe aber auf jeden Fall wieder hin, und vielleicht noch heute. Das erste Mal kam ich mißvergnügter von der Gallerie herunter, als ich hinaufgegangen war. Mit innigem Vergnügen sah ich zwar die schönen niederländischen und französischen Sachen in den vier Vorsälen, allein da wir volle zwey Stunden darauf zubrachten, so war ich körperlich und geistig bereits erschöpft, als das innere Heiligthum uns geöffnet wurde. Dazu kam nun noch, daß man uns in einer Stunde hier durchpeitschen wollte und mußte, weil um zwölf Uhr zugeschlossen wird. Ich hatte kaum den Gesichtspunkt eines Gemäldes gefaßt, so ging es schon weiter. Kein Wunder war es unter solchen Umständen, daß ich bey der rafaelischen Mutter Gottes und bey der Nacht des Correggio völlig kalt blieb. Solche Sachen wollen lange und ruhig betrachtet seyn. Darum ging ich am an-

dern Morgen wieder hin, und brachte die ganzen drey Stunden bloß mit der Betrachtung von etwa zwanzig Stücken aus der italiänischen Schule zu. Das war denn freilich ein anderer Genuß! Nun ging mir eine Morgenröthe über Rafaels göttliches Werk auf, nachdem ich etwa eine halbe Stunde vor ihm allein verweilt hatte. Ich weiß nicht, welch einen Ausdruck von Glückseligkeit, Verstand, Demuth und Unschuld ich in dem wunderbaren, einzigen Gesicht der Madonna zu lesen glaubte. Und das Kind! Welch ein geheimnißvoller Geist in seinen Augen, und dabey doch alles so kindlich! Welche ganz andere Schönheit zeigt wieder die heilige Barbara! Schöner beynahe, möchte ich sagen, ist dieser Kopf, aber er sagt nur Eins, dahingegen die Mutter Gottes so unaussprechlich viel sagt. Doch ich muß das noch viel öfter sehen, und dann mündlich darüber mein Herz ausschütten, unter andern über einen Christuskopf von Guido. Mit der M** steht es Gottlob etwas besser, sie sitzt bereits auf ꝛc.

## An Hrn. M**.

Sonnabend früh, den 11. Jun.

Gestern haben wir das Fahren satt gekriegt. In einem abscheulichen Wagen und von einem betrunkenen Fuhrknecht, der die Wege nicht wußte, wurden wir nach dem Zschoner Grunde gerumpelt, ein Weg von einer Stunde für den Fußgänger, auf dem wir volle drittehalb Stunden wie auf einer Marterbank zubrachten. Mir wenigstens schienen Unterleib und Brust zerrissen zu seyn. Die Wege, die jener unvernünftige Kerl uns führte, waren höchstens für die hiesigen schmalen Bauerwagen breit genug, nicht aber für den breiten Familienkasten, Gott weiß aus welchem Seculum, in den man uns gepackt hatte. Zehnmal wenigstens hätten wir umgeworfen, wenn die Wege selbst — äußerst enge Hohlwege — es nicht verhindert hätten. So sauer mir das Gehen wird, so machten wir doch den letzten Theil des Weges, so wie mehr als die Hälfte des Rückwegs, lieber zu Fuße. Dieser Grund hat freilich nicht das hohe, große Schöne des Plauenschen, aber wenn ich ein Dresdener wäre, so würde ich ihn dennoch, und zwar zu einsamen Spaziergängen, vorziehen.

In dieser Hinsicht hat er ganz vorzügliche Reize. Auf den Bergen bey der Mühle, wo man dort einzukehren pflegt, hat man eine vortrefliche Aussicht über das ganze Elbthal, über Dresden, den Königstein, Lilienstein und die dran und drum liegenden Gebirge. Als wir diesmal auf unserm Rückwege die Stadt vor uns erblickten, sahen wir sie noch viel schöner, als wir sie bisher gesehen hatten. Es war wahrlich ein feenhafter Anblick. Die Sonne schien nämlich mit ihrem schon röthlichen Glanze seitwärts so in das Thal, daß aus der ganzen langen Fronte der Stadt ihre Strahlen von allen Fenstern nach uns her reflectirt wurden, eine Pracht, die über alle Beschreibung geht, und deren Anblick man von der berlinischen Seite aus nicht haben kann, da dort die Sonne diese Stellung nicht bekommt. — Von dem Frohnleichnamsfeste werden Ihnen wohl die Kinder geschrieben haben; über die dabey aufgeführte Musik könnte ich Ihnen nichts anders sagen, als was ich bereits in einem meiner vorigen Briefe davon bemerkt habe. Aber an den entzückenden Gemälden in der katholischen Kirche kann ich mich gar nicht satt sehen, und ich denke darum noch recht oft hinzuschleichen. Hat man doch dies Schöne so ganz umsonst.

Gestern habe ich auch die Kreuz- und Frauenkirche besucht. Erstere ist prächtig, diese geschmackvoll, mit einem vortrefflichen Altarblatte ꝛc.

---

## An Hrn. M**

Geschrieben auf der Elbe, zwischen Pirna und Königstein, den 14. Jun.

Hier, liebster M**, sollten Sie neben mir im Schiffe liegen! So eine Fahrt ist noch eine Fahrt! Nein, den Genuß hätte uns nie eine Landpartie gewähren können! Wir alle sind wie trunken von Wonne, und einer jubelt immer lauter als der andere. So neu, so groß, so schön ist hier alles, alles, über alle Beschreibung, besonders von Pirna an, und doch habe ich hier noch keinen Lilienstein, noch keinen Königstein gesehen, nur himmlich romantisch liegende Häuschen die ganze Elbe hinauf zu beiden Seiten unter den dickbegrünten, grotesken, oft gigantischen Sandsteinmassen. Bald, denke ich, werden auch jene Riesen der ersten Größe mir unter einem einzigen Gesichtspunkte liegen, denn soviel sehe ich wohl, in solchen Gegenden muß

man auf dem Wasser selbst, nicht daneben sich befinden. Hier habe ich alles doppelt, was der zu Lande nur einfach haben kann. Aber wenn dieser auch das nämliche sähe, woher will er denn das Vergnügen nehmen, durch die schäumenden Wellen eines breiten Stromes von einem schmeichelnden Winde sanft sich tragen zu lassen? Was weiß er von der Wonne, auf dem Boden eines Schiffchens liegend, an der Segelbank ein Briefchen an einen fernen Freund zu schreiben, wie ich jetzt thue? Nein, so etwas ist nur für die Seefahrer! — Jetzt schreit alles, ich soll sehen. — Ich habe gesehen. Was? Ja was ich nicht beschreiben kann. Warum sind Sie auch nicht hier? Wie kann man so was versäumen! Das Wetter wird immer besser, je länger wir fahren. An diese Tour werde ich denken. Eben erhebt sich wieder der Wind, und der Schiffer legt sein Ruder aus der Hand. So will ich denn auch die Feder weglegen, um ganz Auge, ganz Gefühl zu seyn. Schwebe, schwebe, traulicher Kahn, immerfort über die blaue Fläche hin! Adieu. Tausend Grüße. Nächstens mehr.

Dresden, den 16. Jun.

Ja, lieber * *, aus unserer Reise nach dem Königstein ist wirklich etwas geworden, und das etwas recht Schönes. Wir sind noch über Königstein hinaus bis Schandau gefahren, und haben uns an den entzückenden Elbufern, besonders zwischen Pirna und Königstein, königlich geweidet. Diese Tour hättest Du mitmachen sollen! Es ist doch etwas herrliches, sich vom Winde durch einen wogenden Strom zwischen kühn aufgethürmten und reich bewaldeten Felsen sanft hintragen zu lassen, ohne das geringste Stößchen zu empfinden. Ja, zu Wasser möchte ich bis ans Ende der Welt reisen! Daß ich mich auf den Königstein habe hinauftragen lassen, wirst Du nebst vielem andern aus unsern Briefen an M * * ersehen haben. . . Deinen Brief erhielt ich mit drey andern diesen Morgen um 9 Uhr, eben als wir von unserer Elbfahrt zurück gekommen waren. Das hieß recht Freude auf Freude! Trotz meiner Hinfälligkeit ward ich dadurch zu einer ausgelassenen Lustigkeit gestimmt, und es genügte mir nicht, sie durch bloßes Jubeln zu äußern, sondern ich kommandirte Ungarwein, und erhitzte durch ein gutes Glas davon mein Blut so arg, daß ich Noth hatte, es durch

eine nachgespülte Kanne Wassers wieder zur Ruhe zu bringen. Wie Schade, daß ich die Trompeten und Pauken aus der katholischen Kirche nicht zur Hand hatte, um unter ihrem Lärmen aller braven Berliner Gesundheit zu trinken! Ja, * *, solche Stunden muß man mitnehmen, sie kommen nicht gar zu oft. Ach, daß Du nicht Theil daran hast nehmen können! Wenn wir auch hinterher in doppelten Seufzern uns die Ohren voll stöhnen müssen, was schadet das? Nun, * *, wenn wir uns wiedersehen, wollen wir einmal recht toben! — Die M * * hat durch Eure Briefe die entgegengesetzte Stimmung der wehmüthigen Rührung bekommen, und all mein Lärmen und Spektakeln konnte ihr kaum ein Lächeln abnöthigen. Aber sie soll mir schon wieder lachen. Sie hat nicht nur die letzte größere Fahrt nach dem Königstein im Ganzen recht vergnügt mitgemacht, sondern vorher sind wir auch schon zu Wasser nach dem Loschwitzer Grunde in der sächsischen Schweiz gefahren. Zu meiner großen Freude hörte ich hier in dem an der Elbe liegenden Loschwitz, daß das gegenüber liegende Dorf Blasewitz der Geburtsort meines lieben *) Naumann sey. Obgleich wir nun erst spät von Loschwitz abfuhren, so konnte ichs

doch nicht übers Herz bringen, mich nicht nach Blasewitz übersetzen zu lassen. Ich wallfahrtete mit einem eigenen Gefühl das Dorf hinan bis zu der Sommerwohnung des großen Mannes, die dicht neben seiner Eltern Bauerhause liegt. Vor diesem standen gerade mehrere Leute, die fragte ich nach N's Wohnung, und sagte dabey, daß ich diesem Manne sehr gut gewesen wäre. Indem ich mich nun etwas vor N's Gartenmauer, innerhalb welcher sein stilles Häuschen steht, herumtrieb, und sehnsuchtsvoll nach den hervorragenden Pappeln blickte, kam ein ganz altes Mütterchen vom Nachbar freundlich herbey getrippelt, und rief mir schon von ferne entgegen: warten Sie, warten Sie, ich will Ihnen alles zeigen! So trat ich denn ehrfurchtsvoll — es trieb mich, als müßt' ich den Hut abnehmen — in das kleine, etwas melancholische Vordergärtchen, und das gute Mütterchen konnte mir nach ihrer Art alles nicht sorgfältig genug zeigen, und bedauerte recht, daß ich nicht die schönen Zimmer sehen könnte, so wie ich es beklagte, daß ich nicht viel Zeit, mich aufzu-

*) Naumann war Hoffmanns Liebling unter den neuern Componisten.

halten, hätte. Ich wollte ihr ihre Mühe mit einer Kleinigkeit belohnen. Da hättest Du aber das Mütterchen sehen sollen, wie sie zurücklief, und versicherte, daß es ihre größte Freude sey, einem Fremden etwas von ihrem ehemaligen Herrn zu zeigen, und wie sie sich gar nicht erschöpfen konnte im Beschreiben, wie gut der liebe Naumann gewesen sey. Es rührte mich zu Thränen, und ich wußte nicht, wie ich der guten Alten die Hände recht dafür drücken sollte; ich hätte sie küssen mögen. Eine schön ausgearbeitete Lobrede auf den Mann hätte nicht den Eindruck auf mich machen können, den hier die simple Natur machte. O, dachte ich beim Rückwege, es giebt doch einen herrlichen Triumph des Guten, und lange noch nach seinem Tode ist sein bloßer Name in allen verwandten Seelen die Losung zu einer himmlischen Empfindung. Tutto per amore: das war die einzige Inschrift, die ich in dem Gärtchen unter einem Genius mit einer Lyra fand. Wie ähnlich sieht ihm auch das!

Montag früh. Ich fühle immer mehr meine Ohnmacht. Kein Wunder, da ich den ganzen Tag auf den Beinen seyn muß, und nun schon drey Tage hintereinander ziemlich starke

Wagentouren gemacht habe. Freitag nämlich besuchten wir den Lockwitzer Grund, Sonnabend das Radeberger Bad und das Seifersdorfer Thal, und gestern Liebethal in der sächsischen Schweiz. Davon etwas zu rühmen, hieße den Glanz der Sonne beschreiben wollen. Besonders der letztere Ort ist ein Elysium. Im Seifersdorfer Thal wurde meine Sehnsucht nach Naumann aufs neue rege gemacht. Wir stießen da nämlich auf ein kleines Denkmal, welches man ihm zu Ehren einmal an seinem Geburtstage errichtet hat. Denke Dir, N. hat an dem Tage seine Harmonika da gehabt. Damals hätte ich dort seyn müssen! — Jetzt will ich mich anziehen, um die Kupferstichsammlung zu besehen. Adieu.

Montag den 20. Jun. Nun habe ich auch die Kupferstichsammlung, wenigstens die besten Sachen in derselben, gesehen, und hiermit das Buch der Memorabilien Dresdens zugemacht. Ich hatte das Vergnügen, von den beiden Aufsehern dieser Sammlung, dem Inspector und dem Hofmaler, mit einer ausgezeichnet freundschaftlichen Achtung behandelt zu werden, und ihre instructive Unterhaltung erhöhte mir dies Vergnügen noch ungemein. Wir sind volle drey Stunden da gewesen, und sie wollten uns gar

halten, hätte. Ich wollte ihr ihre Mühe mit einer Kleinigkeit belohnen. Da hättest Du aber das Mütterchen sehen sollen, wie sie zurücklief, und versicherte, daß es ihre größte Freude sey, einem Fremden etwas von ihrem ehemaligen Herrn zu zeigen, und wie sie sich gar nicht erschöpfen konnte im Beschreiben, wie gut der liebe Naumann gewesen sey. Es rührte mich zu Thränen, und ich wußte nicht, wie ich der guten Alten die Hände recht dafür drücken sollte; ich hätte sie küssen mögen. Eine schön ausgearbeitete Lobrede auf den Mann hätte nicht den Eindruck auf mich machen können, den hier die simple Natur machte. O, dachte ich beim Rückwege, es giebt doch einen herrlichen Triumph des Guten, und lange noch nach seinem Tode ist sein bloßer Name in allen verwandten Seelen die Losung zu einer himmlischen Empfindung. Tutto per amore: das war die einzige Inschrift, die ich in dem Gärtchen unter einem Genius mit einer Lyra fand. Wie ähnlich sieht ihm auch das!

Montag früh. Ich fühle immer mehr meine Ohnmacht. Kein Wunder, da ich den ganzen Tag auf den Beinen seyn muß, und nun schon drey Tage hintereinander ziemlich starke

Wagentouren gemacht habe. Freitag nämlich besuchten wir den Lockwitzer Grund, Sonnabend das Radeberger Bad und das Seifersdorfer Thal, und gestern Liebethal in der sächsischen Schweiz. Davon etwas zu rühmen, hieße den Glanz der Sonne beschreiben wollen. Besonders der letztere Ort ist ein Elysium. Im Seifersdorfer Thal wurde meine Sehnsucht nach Naumann aufs neue rege gemacht. Wir stießen da nämlich auf ein kleines Denkmal, welches man ihm zu Ehren einmal an seinem Geburtstage errichtet hat. Denke Dir, N. hat an dem Tage seine Harmonika da gehabt. Damals hätte ich dort seyn müssen! — Jetzt will ich mich anziehen, um die Kupferstichsammlung zu besehen. Adieu.

Montag den 20. Jun. Nun habe ich auch die Kupferstichsammlung, wenigstens die besten Sachen in derselben, gesehen, und hiermit das Buch der Memorabilien Dresdens zugemacht. Ich hatte das Vergnügen, von den beiden Aufsehern dieser Sammlung, dem Inspector und dem Hofmaler, mit einer ausgezeichnet freundschaftlichen Achtung behandelt zu werden, und ihre instructive Unterhaltung erhöhte mir dies Vergnügen noch ungemein. Wir sind volle drey Stunden da gewesen, und sie wollten uns gar

nicht weglassen. Es scheint, daß Menschen von Sinn und Gefühl für ihre Sachen ihnen seltene Vögel sind. Zugleich gewährten mir die dort zugebrachten Stunden eine schöne Erinnerung an die Meisterwerke der Bildergallerie, die dort theils in herrlichen Zeichnungen, theils in eben so vortreflichen Kupferstichen vorhanden sind, ja ich wurde noch auf einen schönen Christuskopf von H. Carracci aufmerksam gemacht, der auf der Gallerie wohl nicht gewesen seyn muß, weil ich mich seiner nicht erinnern kann, ob ich gleich auf die Christusköpfe recht Jagd gemacht habe. Auch hörte ich hier, daß eine Gräfin ihn vor geraumer Zeit zum Copiren ins Haus bekommen habe. Was sich doch ein Vornehmer nicht alles für erlaubt hält!

Heut vor acht Tagen haben wir uns die Mengssche Gipssammlung Abends bey Fackelschein zeigen lassen. Das waren auch ein paar herrliche Stündchen! Der Genuß war weit reiner, als der, den ich Tages vorher in dem Antikensaal hatte, denn erstlich hat Mengs gerade das Schönste unter den Antiken ausgesucht, und die Abdrücke davon mit einer ungemeinen Sorgfalt genommen, da die wirklichen Antiken in der hiesigen Sammlung doch immer nur ein

Gemisch von Mittelmäßigem und Gutem bleiben. Dazu kommt, was ewig Jammer und Schade ist, daß die Beleuchtung bey den meisten Antiken so sehr falsch ist. Ich äußerte dies mit Bedauern dem Prof. Becker (der dort, wie du weißt, herumführt, und von dem ich auch ganz nach meinem Wunsche behandelt worden bin), und er sagte mir, daß er dieserhalb schon Vorschläge zur Anbringung von Vorhängen, die von oben herab geöfnet werden könnten, gemacht habe, daß aber für jetzt noch keine Kosten dazu vorhanden wären, zumal da die Einrichtung des Münzkabinets vieles gekostet habe... Die übrigen Sachen, als das grüne Gewölbe, die Kunstkammer mit dem mathematischen Salon, das Naturalienkabinet und die Porcellansammlung habe ich nur gesehen, um doch auch sagen zu können, daß ich da gewesen bin. Das grüne Gewölbe, welches uns mehr gekostet hat, als irgend eine andere Sehenswürdigkeit in D., möchte ich fast lieber nicht gesehen haben, um den widrigen Eindruck, den der vornehm thuende Kerl, welcher uns herumführte, auf mich machte, nicht noch in der Erinnerung zu haben. Und die Sachen selbst sind ja doch größtentheils nur Possen. Ich hätte es dem Wicht nur ins Ge-

sicht sagen sollen. That der Kerl nicht, als wenn er die höchsten Kunstseltenheiten zu zeigen hätte, und als wenn nur Könige und Kaiser eigentlich so etwas sehen müßten? — Morgen früh geht es nach Leipzig ab, und Donnerstag Mittag denken wir da zu seyn. Von dort aus also ein Mehreres.

---

Wir brechen hier die Mittheilung der Reisebemerkungen unsers Freundes ab, in der gerechten Besorgniß, aus einer zu parteiischen Vorliebe für den Verstorbenen vielleicht dem fremden Leser schon allzu lange damit beschwerlich geworden zu seyn. Dafür fügen wir nur noch ganz kurz hinzu, daß er nach einem gleich angenehmen Aufenthalt in Leipzig, Halle (wo er seine würdigen Lehrer und den verehrten K. R. Senf besuchte) und Wörlitz, am 10. Jul. wieder in Berlin eintraf, aber leider nicht so, wie wir ihn nach seinen Briefen erwartet hatten. Vielmehr möchten wir von dieser Zeit an die letzte und traurigste Periode seines Lebens datiren, indem seine Brust sichtbar schwächer ward, die Krämpfe und Steinschmerzen mit vorher unerhörter Gewalt auf ihn eindrangen, und zu seinen vielen Uebeln jetzt auch noch die blinden Hä-

morrhoiden hinzukamen, die ihn mit Höllenschmerzen folterten. Ausgegangen ist er auch seitdem nur wenig, selbst das Gehen im Zimmer erschöpfte ihn schon. Die Correctur seines Werks, dessen Druck nach seiner Rückkehr begonnen hatte, zog seinen Geist noch einigermaßen von der schmerzlichen Betrachtung seines Elends ab, die seinen bisher so standhaften Geist jetzt zuweilen so übermannte, daß er herzlich zu weinen anfing, ein Anblick, der Steine hätte erweichen können. Erinnerte man ihn an sein früheres Vertrauen auf Gott, so äußerte er sich dahin, daß dies noch ungeschwächt in ihm wohne, und daß seine Thränen nur aus dem Schmerze hervorgingen, sich in aller nützlichen Thätigkeit gänzlich behindert zu fühlen. Dennoch suchte er in jedem schmerzlosen Augenblicke diese Schwäche zu besiegen, indem er las, oder sich vorlesen ließ, oder seine Schülerinnen mit schwacher Stimme unterrichtete. Ja, als im Herbste 1803 eine Aufforderung an alle Schullehrer erging, ihr Gutachten über die Mittel, dem Religionsverfall zu steuern, einzureichen, und ihm mehrere sehr seltsame Vorschläge über diesen Gegenstand zu Gesichte kamen, fühlte er sich von dieser seiner Lieblingsmaterie noch einmal so hin-

gerissen, daß er es wagte, noch eine Abhandlung darüber anzufangen, dieselbe, welche hier gedruckt erscheint. Gewiß ist wohl weniges in der Welt unter solchen Beängstigungen und Schmerzen geschrieben worden, und mit so weniger Hoffnung, es vollendet zu sehen. Tagelang konnte er keinen Strich daran machen, eine Seite war das höchste, was ihm auf einmal niederzuschreiben möglich war, und als er das Ganze endlich nach einem Vierteljahre beendigt hatte, und eben mit einem Buchhändler deshalb unterhandeln wollte, starb er.

Daß indessen — wie es bey Lungenkranken der Fall zu seyn pflegt — auch diese letzte traurige Periode seines Lebens nicht ohne heitere Stunden war, in denen er sich wieder den schönsten Hoffnungen überließ, mögen folgende Zeilen beweisen, die er einem Freunde schrieb, der ihn wegen eigener Kränklichkeit in den unfreundlichen Decembertagen nicht hatte besuchen können, und sich endlich schriftlich nach seinem Befinden erkundigt hatte.

Den 11. Dec. 1803.

Lange, lange, du böser Mann, hast du mich auf eine Nachricht von dir warten lassen.

Kaum

Kaum habe ich mir dies Schweigen erklären können, und es hat nicht viel gefehlt, so hätte ich dir in einer Epistel derb die Epistel darüber verlesen. Doch nun ist alles wieder gut, und dein lieber Brief hat mich gestern Abend, zwar auf dem Bette, aber doch in einer wenigstens schmerzlosen Stunde, deinem Wunsche gemäß, angetroffen, da ich mich eben mit Gedanken an dich beschäftigt hatte. Von den Steinschmerzen bin ich vor der Hand befreit, wenn gleich erst gestern noch ein ziemliches Steinchen von mir gegangen ist. Mit den Krämpfen im Darmkanal scheint es sich ja allmälig auch zu legen, wenigstens habe ich die letzt vergangene Woche erträglichere Nächte gehabt. Dessen ungeachtet gehe ich noch jedesmal mit Furcht zu Tische und zu Bette, und diese Nacht z. B. haben Hämorrhoidalbeschwerden mich nur selten die Augen schließen lassen, ja ich weiß jetzt nicht, wie ich recht sitzen oder liegen soll, daher ich denn darauf gefallen bin, diese Zeilen an dich inter equitandum, versteht sich auf meinem geduldigen dreibeinigen Fuchse, zu schreiben. Im Ganzen befinde ich mich Gottlob um ein merkliches besser, und mein Kopf ist wieder um vieles freier und menschlicher, die Mattigkeit aber

gerissen, daß er es wagte, noch eine Abhandlung darüber anzufangen, dieselbe, welche hier gedruckt erscheint. Gewiß ist wohl weniges in der Welt unter solchen Beängstigungen und Schmerzen geschrieben worden, und mit so weniger Hoffnung, es vollendet zu sehen. Tagelang konnte er keinen Strich daran machen, eine Seite war das höchste, was ihm auf einmal niederzuschreiben möglich war, und als er das Ganze endlich nach einem Vierteljahre beendigt hatte, und eben mit einem Buchhändler deshalb unterhandeln wollte, starb er.

Daß indessen — wie es bey Lungenkranken der Fall zu seyn pflegt — auch diese letzte traurige Periode seines Lebens nicht ohne heitere Stunden war, in denen er sich wieder den schönsten Hoffnungen überließ, mögen folgende Zeilen beweisen, die er einem Freunde schrieb, der ihn wegen eigener Kränklichkeit in den unfreundlichen Decembertagen nicht hatte besuchen können, und sich endlich schriftlich nach seinem Befinden erkundigt hatte.

Den 11. Dec. 1803.

Lange, lange, du böser Mann, hast du mich auf eine Nachricht von dir warten lassen.

Kaum

Kaum habe ich mir dies Schweigen erklären können, und es hat nicht viel gefehlt, so hätte ich dir in einer Epistel derb die Epistel darüber verlesen. Doch nun ist alles wieder gut, und dein lieber Brief hat mich gestern Abend, zwar auf dem Bette, aber doch in einer wenigstens schmerzlosen Stunde, deinem Wunsche gemäß, angetroffen, da ich mich eben mit Gedanken an dich beschäftigt hatte. Von den Steinschmerzen bin ich vor der Hand befreit, wenn gleich erst gestern noch ein ziemliches Steinchen von mir gegangen ist. Mit den Krämpfen im Darmkanal scheint es sich ja allmälig auch zu legen, wenigstens habe ich die letzt vergangene Woche erträglichere Nächte gehabt. Dessen ungeachtet gehe ich noch jedesmal mit Furcht zu Tische und zu Bette, und diese Nacht z. B. haben Hämorrhoidalbeschwerden mich nur selten die Augen schließen lassen, ja ich weiß jetzt nicht, wie ich recht sitzen oder liegen soll, daher ich denn darauf gefallen bin, diese Zeilen an dich inter equitandum, versteht sich auf meinem geduldigen dreibeinigen Fuchse, zu schreiben. Im Ganzen befinde ich mich Gottlob um ein merkliches besser, und mein Kopf ist wieder um vieles freier und menschlicher, die Mattigkeit aber

immer noch übertrieben. Ich sehe wohl, wenn es so fortgeht, werde ich wohl noch 1804 schreiben müssen.... Mit H. bessert es sich ja auch, wie ich höre, aber die Stube wird er wohl lange noch nicht verlassen dürfen. Ach Gott, daß ich doch immer mehr isolirt werden muß, gerade jetzt, wo ich der Gesellschaft am meisten bedarf! Denn wahrlich, jetzt habe ich gelernt, was es heißt, Langeweile haben, oder eine vier und zwanzig Stunden nach den andern nichts weiter thun können, als die Wände anstarren. Ja so würde ich viele unglückliche Tage verlebt haben, wenn nicht die gute M** und die lieben Kinder mir zuweilen etwas vorgelesen hätten, wovon ich aber oft auch mehr den Schall als den Sinn vernommen habe. Jetzt kann ich doch eher selbst etwas lesen, auch mit einiger Festigkeit die Feder halten, wie du siehst. Der böse Fuß der armen M** will sich gar nicht zum Ziele legen, sonst wäre sie gewiß längst bey dir gewesen, denn wir haben so oft von dir gesprochen, und als ich deinen Brief gelesen hatte, war das erste, was sie sagte, daß ich nun auch dem alten ** schreiben müßte. Das hätte ich denn hiermit gethan. Daß sie dich herzlich grüßen läßt, versteht sich von selbst, so wie auch, daß uns ein per-

sönlicher Besuch von dir noch lieber seyn wird, als ein papierner, auf welchen letztern wir nur dann recht bald rechnen, wenn der Himmel den ersten unmöglich machen sollte.

---

So blieb es fast den ganzen December. Am kürzesten Tage schrieb er: „Gottlob, daß wir wieder so weit sind! Nun läßt sich doch hoffen!„ Er öffnete auch jetzt sein lange vernachlässigtes Klavier wieder, und spielte seine Lieblingschoräle aus Kühnaus Choralbuche. Am ersten Weihnachtstage traf ihn ein Freund bey dem Liede: Was Gott thut, das ist wohlgethan, das er mit dem Ausdruck der innigsten Empfindung spielte. „Ja, sagte er, jetzt weiß ich wohl, warum dies Lied so hinreißend ist. Ein junger Geistlicher in Berlin hat es seinem Herzensfreunde zum Trost in seiner schweren Krankheit gedichtet, und dieser, ein Kantor in Jena, hat es in Musik gesetzt, um es sich nach seiner Genesung alle Woche vor seinem Hause von den Chorschülern singen zu lassen *). Das glaub ich wohl, da muß wohl was Gutes herauskommen. Höre nur den herrlichen Anschritt der Worte:

*) Er hatte diese Notiz bey Kühnau gefunden.

„Was — Gott — thut — das" — und nun hinauf ins e mit dem kleinen Wörtchen ist, damit das wohl — ge — than sich so himmlisch beruhigend herunter senken konnte. Ein anderer Componist würde Wunder geglaubt haben, wie schön er deklamirte, wenn er den Accent auf wohl gelegt, und das kleine ist kaum angestoßen hätte; aber da wäre alle Wirkung verloren gewesen." — Er ging auf diese Weise Note für Note durch, und schloß mit einer innigen Bewunderung dieser Composition, als eines Meisterstücks von feiner musikalischer Empfindung. Dies führte ihn auf die kräftigen Texte der alten Kirchenlieder, denen man mit der ehrwürdigen antiken Sprache allen Geist ausgezogen habe. „Immer werde ich der schönen Rührung gedenken, fuhr er fort, mit der ich Silberschlags Lieblingslied: Nun bitten wir den heilgen Geist ꝛc. schon als Knabe mitsang; besonders den einfältigen, herzlichen Vers:

Du süße Liebe, schenk uns deine Gunst,
Laß uns empfinden der Liebe Brunst,
Daß wir uns von Herzen einander lieben,
Und in Fried auf einem Sinne bleiben.

Wie gern übersah ich dem redlichen Dichter seinen schlechten Reim! Ach es mag im ganzen

verbesserten Gesangbuche wohl kein solcher Reim vorkommen, aber schwerlich ist auch ein so kindlich ausgesprochener Gedanke darin."

Diese schönen Lieder waren jetzt auch sein Trost, wenn er allein war, und besonders in den langen traurigen Nächten, die er fast immer schlaflos verseufzte. Oft hörten die im Nebenzimmer Schlafenden ihn mit schwacher, abgebrochner Stimme singen, oder in den rührendsten Tönen beten. Leider war unter den Freunden, die ihn bis zuletzt besuchten, keiner, der es ihm an religiösem Gefühle gleich gethan hätte. Einer derselben, der ihn vor einigen Jahren eben dadurch ganz vorzüglich angezogen hatte, war seitdem, durch Studien, die ganz dazu geeignet sind, allen Idealismus zu zerstören, dahin gekommen, daß er, um nur Einheit und Entschiedenheit in sein System zu bringen, lieber alle noch so süßen Fesseln des Glaubens hatte abschütteln, als länger den heillosen Widerspruch zwischen Glauben und Vernunft ertragen wollen. Mit inniger Bekümmerniß sah Hoffmann ihn diesen Pfad wandeln, und mit einer nicht geringern betrachtete der Freund des guten Hoffmanns Schmerz. Nach manchem vergeblichen Streite blieb jenem nichts übrig, als seinem

Freunde durch verdoppelte Zärtlichkeit zu zeigen, daß die neue Meinung der alten Gesinnung keinen Abbruch gethan, allein dadurch gelang es ihm doch nie ganz, ihn zu beruhigen. Hoffmann verschloß seitdem von dieser Seite sein Herz völlig vor ihm, und klagte andern mit Thränen seinen Verlust, wie ers nannte. In einem (im Januar 1804 geschriebenen) Briefe an den von ihm innig verehrten K. R. D. Niemeyer*) in Halle, worin er diese Saite auch berührt, sagt er unter andern: „Leider nur fehlen mir die Freunde, die aus dem Tone Ihres mir eben deswegen so überaus theuren Briefes mit mir zu reden wüßten. Der gute **, gegen den sonst mein Herz seine höchsten Gefühle, die religiösen, frey ausströmte, hat mir durch seine veränderte Ueberzeugung hierin Fesseln angelegt, und so verwandelt sich in seiner Nähe das Hochgefühl, das sich so gern nach den Lippen drängte, nicht selten in eine wehmüthige Empfindung. Und der große Haufe, selbst der bessern Menschen, ist ja für alles, was über die

*) Diesem hatte er ein Exemplar von seiner Elementarschule übersandt, worauf derselbe ihm einen sehr theilnehmenden Brief zurückgeschrieben hatte.

Sinnlichkeit einigermaßen hinaus will, weder kalt noch warm."

Der würdige Gelehrte, an den dieser Brief gerichtet war, hatte ihm einen Besuch versprochen, wenn er — welches in einigen Wochen geschehen sollte — nach Berlin kommen würde. Hoffmanns Freude über diese Güte war unbeschreiblich, und sie erreichte den höchsten Grad, als der sehnlich Erwartete eines Morgens wirklich in sein Zimmer trat, und fast eine Stunde an seinem Bette verweilte. Es war nicht die diesem Manne so eigene Gabe des milden Trostes allein, die dem armen Kranken so das Herz erwärmte: es war zugleich die Erinnerung an die Zeiten, wo er mit ganz andern Hoffnungen, Planen und Gefühlen zu den Füßen dieses Lehrers gesessen, und diese Stimme — ach! zu ganz andern Zwecken — vernommen hatte. Mit einer Wehmuth, die nur seiner vorigen Freude zu vergleichen war, sah er den edeln Mann zur Thür hinausgehen.

Zu seinen letzten Freuden gehörte ein Brief eines auswärtigen Freundes, welcher zwey Jahre lang geschwiegen hatte, und ihn jetzt wieder mit der alten Herzlichkeit ansprach. Hoffmann fühlte sich dadurch so erheitert, daß er sich sogleich im

Freunde durch verdoppelte Zärtlichkeit zu zeigen, daß die neue Meinung der alten Gesinnung keinen Abbruch gethan, allein dadurch gelang es ihm doch nie ganz, ihn zu beruhigen. Hoffmann verschloß seitdem von dieser Seite sein Herz völlig vor ihm, und klagte andern mit Thränen seinen Verlüst, wie ers nannte. In einem (im Januar 1804 geschriebenen) Briefe an den von ihm innig verehrten K. R. D. Niemeyer *) in Halle, worin er diese Saite auch berührt, sagt er unter andern: „Leider nur fehlen mir die Freunde, die aus dem Tone Ihres mir eben deswegen so überaus theuren Briefes mit mir zu reden wüßten. Der gute **, gegen den sonst mein Herz seine höchsten Gefühle, die religiösen, frey ausströmte, hat mir durch seine veränderte Ueberzeugung hierin Fesseln angelegt, und so verwandelt sich in seiner Nähe das Hochgefühl, das sich so gern nach den Lippen drängte, nicht selten in eine wehmüthige Empfindung. Und der große Haufe, selbst der bessern Menschen, ist ja für alles, was über die

*) Diesem hatte er ein Exemplar von seiner Elementarschule übersandt, worauf derselbe ihm einen sehr theilnehmenden Brief zurückgeschrieben hatte.

Sinnlichkeit einigermaßen hinaus will, weder kalt noch warm."

Der würdige Gelehrte, an den dieser Brief gerichtet war, hatte ihm einen Besuch versprochen, wenn er — welches in einigen Wochen geschehen sollte — nach Berlin kommen würde. Hoffmanns Freude über diese Güte war unbeschreiblich, und sie erreichte den höchsten Grad, als der sehnlich Erwartete eines Morgens wirklich in sein Zimmer trat, und fast eine Stunde an seinem Bette verweilte. Es war nicht die diesem Manne so eigene Gabe des milden Trostes allein, die dem armen Kranken so das Herz erwärmte: es war zugleich die Erinnerung an die Zeiten, wo er mit ganz andern Hoffnungen, Planen und Gefühlen zu den Füßen dieses Lehrers gesessen, und diese Stimme — ach! zu ganz andern Zwecken — vernommen hatte. Mit einer Wehmuth, die nur seiner vorigen Freude zu vergleichen war, sah er den edeln Mann zur Thür hinausgehen.

Zu seinen letzten Freuden gehörte ein Brief eines auswärtigen Freundes, welcher zwey Jahre lang geschwiegen hatte, und ihn jetzt wieder mit der alten Herzlichkeit ansprach. Hoffmann fühlte sich dadurch so erheitert, daß er sich sogleich im

Bette aufrichtete, um zu antworten. Hier sind einige Stellen aus dieser Antwort, die als das Letzte, was er geschrieben hat — fünf Tage vor seinem Tode — seinen Freunden wenigstens werth seyn werden.

„Etwas zu munter hast Du Dir mich doch vorgestellt, wie ich sehe. Freilich ist mein Geist beinahe zwey Jahre der Krankheit hindurch zur Thätigkeit aufgelegt gewesen, Gott aber weiß auch, welche Anstrengung sie mir oft gekostet hat. Allein seit den heißen Tagen ist es mit mir ununterbrochen rückwärts gegangen, so daß ich mich nun schon seit geraumer Zeit in einem äußerst miserabeln Zustande befinde, dessen Ende ich schon oft sehnlichst gewünscht habe. In der Regel Tag und Nacht keine Ruhe vor Krämpfen im Unterleibe, Hämorrhoidalbeschwerden und untermischten Steinschmerzen. Beine und Schenkel bis an den Unterleib dick geschwollen, schleppe ich mich mit der äußersten Anstrengung vom Bett auf den Sopha, von diesem auf den Großvaterstuhl, und von da wieder ins Bette, thue wochenlang nichts als Tag und Nacht die Wände anstarren, und fühle dabey, was mir in der Seele wehe thut, wie ich so einem nach dem andern von dem, was mir sonst lieb und theuer

war, absterbe. Kaum darf ich noch etwas genießen, aus Furcht vor den unsäglichsten Leibschmerzen, die gleich darauf folgen. Wenn ich zuweilen, um meinem Unterleibe doch einige Bewegung zu verschaffen, ausfahre, muß ich mich mühsam in den Wagen schieben, und wie ein Kind die Treppe hinauf tragen lassen. Doch wozu beunruhige ich Dich mit dieser traurigen Aufzählung meiner Leiden? Wie mein ausgemergelter Körper diese Angriffe nun schon ein Vierteljahr ertragen hat, ist mir ein Wunder. Michaelis glaubte ich bestimmt, Weihnachten nicht mehr zu erleben, und nun muß ich bey ungleich größerer Schwäche beinahe hoffen, noch in den Frühling zu kommen."

Armer Freund! Diese Hoffnung war zu kühn. Die schon seit vier Wochen eingetretene Geschwulst der Beine war uns Zuschauern ein sicherer Vorbote der nahen Auflösung. Schon den Tag nach der Absendung jenes Briefes mußte er ohnmächtig aus dem Wagen gehoben werden, und seitdem verließ ihn auf Augenblicke selbst die bisher so lebendige Besinnung. Seine trostlose Pflegerin fiel in ihrer Angst noch auf ein glückliches Mittel, seinen gesunknen Geist noch einmal aufzurichten. Prof. Spalding, sein verehr-

Bette aufrichtete, um zu antworten. Hier sind einige Stellen aus dieser Antwort, die als das Letzte, was er geschrieben hat — fünf Tage vor seinem Tode — seinen Freunden wenigstens werth seyn werden.

„Etwas zu munter hast Du Dir mich doch vorgestellt, wie ich sehe. Freilich ist mein Geist beinahe zwey Jahre der Krankheit hindurch zur Thätigkeit aufgelegt gewesen, Gott aber weiß auch, welche Anstrengung sie mir oft gekostet hat. Allein seit den heißen Tagen ist es mit mir ununterbrochen rückwärts gegangen, so daß ich mich nun schon seit geraumer Zeit in einem äußerst miserabeln Zustande befinde, dessen Ende ich schon oft sehnlichst gewünscht habe. In der Regel Tag und Nacht keine Ruhe vor Krämpfen im Unterleibe, Hämorrhoidalbeschwerden und untermischten Steinschmerzen. Beine und Schenkel bis an den Unterleib dick geschwollen, schleppe ich mich mit der äußersten Anstrengung vom Bett auf den Sopha, von diesem auf den Großvaterstuhl, und von da wieder ins Bette, thue wochenlang nichts als Tag und Nacht die Wände anstarren, und fühle dabey, was mir in der Seele wehe thut, wie ich so einem nach dem andern von dem, was mir sonst lieb und theuer

war, absterbe. Kaum darf ich noch etwas genießen, aus Furcht vor den unsäglichsten Leibschmerzen, die gleich darauf folgen. Wenn ich zuweilen, um meinem Unterleibe doch einige Bewegung zu verschaffen, ausfahre, muß ich mich mühsam in den Wagen schieben, und wie ein Kind die Treppe hinauf tragen lassen. Doch wozu beunruhige ich Dich mit dieser traurigen Aufzählung meiner Leiden? Wie mein ausgemergelter Körper diese Angriffe nun schon ein Vierteljahr ertragen hat, ist mir ein Wunder. Michaelis glaubte ich bestimmt, Weihnachten nicht mehr zu erleben, und nun muß ich bey ungleich größerer Schwäche beinahe hoffen, noch in den Frühling zu kommen."

Armer Freund! Diese Hoffnung war zu kühn. Die schon seit vier Wochen eingetretene Geschwulst der Beine war uns Zuschauern ein sicherer Vorbote der nahen Auflösung. Schon den Tag nach der Absendung jenes Briefes mußte er ohnmächtig aus dem Wagen gehoben werden, und seitdem verließ ihn auf Augenblicke selbst die bisher so lebendige Besinnung. Seine trostlose Pflegerin fiel in ihrer Angst noch auf ein glückliches Mittel, seinen gesunknen Geist noch einmal aufzurichten. Prof. Spalding, sein verehr-

ter Lehrer, hatte ihm vor kurzem schriftlich versprochen, ihn nächstens zu besuchen, ein Wort, das der sehnsuchtsvolle Kranke mit inniger Freude ergriffen hatte. Als darauf der jüngere Heindorf *) am Sonntags Morgen (5 Febr.) nach seiner Gewohnheit hinauskam, bewegte ihn Mad. M**, jenen um die Erfüllung seines Versprechens bescheiden zu ersuchen. Nachmittags um 2 Uhr trat der wackre Mann herein, und mit ihm kehrten Leben und Freude in den fast erstorbenen Körper des Kranken zurück, der soviel sprach, daß jener über seinen wahren Zustand in einem seltnen Grade getäuscht ward. Um das Gespräch unvermerkt auf seine Aussichten in die Ewigkeit zu leiten, fragte ihn S. bey einer zufälligen Erwähnung des Wallenstein, ob er Schillers zartestes Gedicht, Thekla, eine Geisterstimme, kenne. Es war ihm entfallen. S. erbot sich, es ihm vorzulesen. Mit wahrer Andacht horchte er auf. Schon die erste Strophe entzückte ihn. Seine Augen glänzten. Aber besonders die unwiderstehlichen Worte:

*) Referendar am Stadtgericht. Er war der fleißigste und regelmäßigste unter den treuen Besuchern des Kranken.

Dorten wirst auch du uns wiederfinden,
Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht.
Dort ist auch der Vater, rein von Sünden,
Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.

Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen sah,
Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen:
Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl.
Wage du zu irren und zu träumen;
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.

Die ganze Gewalt dieser Worte fiel auf den Leidenden. Thränen stürzten ihm aus den Augen, auch der redliche Spalding weinte, die gute M** wußte sich vor Wehmuth nicht zu fassen. Alles sonst so drückende Krankheitsgefühl war vergessen, lebhaft erinnerte er sich der herrlichen Natur und Kunstgenüsse, die ihm die Dresdener Reise gewährt hatte, und ergoß sich in gefühlvollen Schilderungen jener lange nicht mehr zurückgerufenen Scenen. Vergebens erinnerte ihn der mit Recht besorgte S., seiner Brust zu schonen, er drückte ihm wiederholt die Hände, und versicherte ihm unter den herzlichsten Ergießungen der Liebe und Dankbarkeit, daß ein

ter Lehrer, hatte ihm vor kurzem schriftlich versprochen, ihn nächstens zu besuchen, ein Wort, das der sehnsuchtsvolle Kranke mit inniger Freude ergriffen hatte. Als darauf der jüngere Heindorf *) am Sonntags Morgen (5 Febr.) nach seiner Gewohnheit hinauskam, bewegte ihn Mad. M**, jenen um die Erfüllung seines Versprechens bescheiden zu ersuchen. Nachmittags um 2 Uhr trat der wackre Mann herein, und mit ihm kehrten Leben und Freude in den fast erstorbenen Körper des Kranken zurück, der soviel sprach, daß jener über seinen wahren Zustand in einem seltnen Grade getäuscht ward. Um das Gespräch unvermerkt auf seine Aussichten in die Ewigkeit zu leiten, fragte ihn S. bey einer zufälligen Erwähnung des Wallenstein, ob er Schillers zartestes Gedicht, Thekla, eine Geisterstimme, kenne. Es war ihm entfallen. S. erbot sich, es ihm vorzulesen. Mit wahrer Andacht horchte er auf. Schon die erste Strophe entzückte ihn. Seine Augen glänzten. Aber besonders die unwiderstehlichen Worte:

*) Referendar am Stadtgericht. Er war der fleißigste und regelmäßigste unter den treuen Besuchern des Kranken.

Dorten wirst auch du uns wiederfinden,
Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht.
Dort ist auch der Vater, rein von Sünden,
Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.

Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
Als er aufwärts zu den Sternen sah,
Denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen:
Wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl.
Wage du zu irren und zu träumen;
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.

Die ganze Gewalt dieser Worte fiel auf den Leidenden. Thränen stürzten ihm aus den Augen, auch der redliche Spalding weinte, die gute M** wußte sich vor Wehmuth nicht zu fassen. Alles sonst so drückende Krankheitsgefühl war vergessen, lebhaft erinnerte er sich der herrlichen Natur und Kunstgenüsse, die ihm die Dresdener Reise gewährt hatte, und ergoß sich in gefühlvollen Schilderungen jener lange nicht mehr zurückgerufenen Scenen. Vergebens erinnerte ihn der mit Recht besorgte S., seiner Brust zu schonen, er drückte ihm wiederholt die Hände, und versicherte ihm unter den herzlichsten Ergießungen der Liebe und Dankbarkeit, daß ein

zehnfach wiederkehrender Schmerz ihm den Genuß einer solchen Stunde nicht aufwiegen könne. Innig bewegt verließ der treffliche Mann das Haus, mit dem Versprechen, recht bald wieder zu kommen. „Nicht wahr? liebe M * *, rief Hoffmann mit glänzenden Augen, als er gegangen war; das ist ein Mann!“

Diese Stunde war die letzte unter den schönen Stunden seines Lebens. Gleich darauf sank er in eine Kraftlosigkeit zurück, aus der ihn nichts wieder erheben konnte. Er ließ sich alles gefallen, und seine Bitten wurden immer sanfter und kindlicher. Wie ein Kind freuete er sich auch, als ihn noch spät am Montagsabend die gutwilligen Mädchen in seinem auf Rädern ruhenden Großvaterstuhl im Zimmer sanft herumrollten *). In der darauf folgenden Nacht beschäftigten ihn leichte Phantasien, mit denen er sich sehr freundlich an die beiden Frauenzimmer wandte, die an seinem Bette wachten. Früh

*) Nur ein einziger Zug erinnerte sie wieder an seine ehemalige Bestimmtheit, und bewegte sie zum Lächeln. Mad. M * * sagte nämlich, als als sie H's Freude sah: Das hieß ausgefahren! — „Herumgefahren,“ verbesserte er mit halbem Ernst und sanfter Stimme.

um halb sechs Uhr (Dienstags, 7. Febr.) bat er leise, ihm in eine andere Lage zu helfen, und indem sie ihn hielten, und er selber die Arme nach ihnen ausstreckte, bemerkte zuerst seine Schwester, daß er ungewöhnlich schwer geworden sey, worauf die andere an dem eben erloschenen Auge erkannte, daß, ihnen unbemerkt, der Geist dem Körper entwichen sey. Eine schöne Ruhe schwebte auf dem reinen Antlitz des Todten, und bey allem Schmerze seiner Lieben fühlte doch jeder eine gewisse Beruhigung beim Anblick des Entschlummerten, den ein so sanfter Schlaf lange nicht mehr beglückt hatte.

Da erst ergossen sich die Ströme der milden Thränen, als unter seinen Papieren ein versiegeltes Blatt an die M** sche Familie gefunden ward, in welchem er nach den wehmüthigsten Danksagungen für ihre unerschöpfliche Liebe und Geduld sie um die einzige Gunst bat, seinen Mobiliarnachlaß, an dem er lange mit Eleganz und Geschmack gesammelt hatte, nicht zu veräußern, ja nicht einmal von der Stelle zu verändern. Kein Gedanke, schrieb er, sey ihm trauriger, als der, daß mit seinem Tode alles, was ihm lieb gewesen, in die vier Winde zerstreut werden sollte; dagegen dünke es ihm, als

zehnfach wiederkehrender Schmerz ihm den Genuß einer solchen Stunde nicht aufwiegen könne. Innig bewegt verließ der treffliche Mann das Haus, mit dem Versprechen, recht bald wieder zu kommen. „Nicht wahr? liebe M * *, rief Hoffmann mit glänzenden Augen, als er gegangen war; das ist ein Mann!“

Diese Stunde war die letzte unter den schönen Stunden seines Lebens. Gleich darauf sank er in eine Kraftlosigkeit zurück, aus der ihn nichts wieder erheben konnte. Er ließ sich alles gefallen, und seine Bitten wurden immer sanfter und kindlicher. Wie ein Kind freuete er sich auch, als ihn noch spät am Montagsabend die gutwilligen Mädchen in seinem auf Rädern ruhenden Großvaterstuhl im Zimmer sanft herumrollten *). In der darauf folgenden Nacht beschäftigten ihn leichte Phantasien, mit denen er sich sehr freundlich an die beiden Frauenzimmer wandte, die an seinem Bette wachten. Früh

*) Nur ein einziger Zug erinnerte sie wieder an seine ehemalige Bestimmtheit, und bewegte sie zum Lächeln. Mad. M * * sagte nämlich, als als sie H's Freude sah: Das hieß ausgefahren! — „Herumgefahren,“ verbesserte er mit halbem Ernst und sanfter Stimme.

um halb sechs Uhr (Dienstags, 7. Febr.) bat er leise, ihm in eine andere Lage zu helfen, und indem sie ihn hielten, und er selber die Arme nach ihnen ausstreckte, bemerkte zuerst seine Schwester, daß er ungewöhnlich schwer geworden sey, worauf die andere an dem eben erloschenen Auge erkannte, daß, ihnen unbemerkt, der Geist dem Körper entwichen sey. Eine schöne Ruhe schwebte auf dem reinen Antlitz des Todten, und bey allem Schmerze seiner Lieben fühlte doch jeder eine gewisse Beruhigung beim Anblick des Entschlummerten, den ein so sanfter Schlaf lange nicht mehr beglückt hatte.

Da erst ergossen sich die Ströme der milden Thränen, als unter seinen Papieren ein versiegeltes Blatt an die M** sche Familie gefunden ward, in welchem er nach den wehmüthigsten Danksagungen für ihre unerschöpfliche Liebe und Geduld sie um die einzige Gunst bat, seinen Mobiliarnachlaß, an dem er lange mit Eleganz und Geschmack gesammelt hatte, nicht zu veräußern, ja nicht einmal von der Stelle zu verändern. Kein Gedanke, schrieb er, sey ihm trauriger, als der, daß mit seinem Tode alles, was ihm lieb gewesen, in die vier Winde zerstreut werden sollte; dagegen dünke es ihm, als

werde er nur halb ausziehen, wenn er gewiß seyn könne, daß in seinen Zimmern alles noch lange in der Lage bleiben werde, in der er es gesehen und benutzt habe. Ein beiliegender Revers, von seinen Geschwistern unterschrieben, verrieth, daß er diese schon heimlich bewegt hatte, ihre Einwilligung in dies Vermächtniß zu geben. Der Schluß des Briefes enthielt ein wehmüthiges Lebewohl, und eine ernste Bitte an die Kinder, nie die Lehren zu vergessen, die er ihnen so oft mit Flammenworten ins Herz geprägt, und deren Befolgung ihn selber nie gereut habe. Nur eine billige Rücksicht auf das Zartgefühl dieser würdigen Familie konnte uns abhalten, diesen Brief wörtlich herzusetzen, der sonst die feine und innige Empfindung unsers Freundes rührender als irgend ein anderer dargestellt haben würde.

Der 11. Februar war sein Begräbnißtag. Seinem Wunsche gemäß hatte man ihm auf dem nahen St. Georgenkirchhofe, den er so oft durchschritten hatte, auf einem von schönen Linden überschatteten Platze seine Ruhestätte ausgesucht, und dahin ward er, wie er gleichfalls immer gewünscht, nicht gefahren, sondern getragen. Das ganze M** sche Haus, alle Freunde

desselben, und die sämmtlichen Lehrer und Schüler der köllnischen Schule folgten dem Sarge. Der ganze Kirchhof war mit Männern, Frauen und Kindern bedeckt, die nicht die Neugier allein dort versammelt hatte. Unter den feierlichen Gesängen des Chors, und unter den Thränen seiner Schüler ward der Sarg, zwischen vier und fünf Uhr, in die umschneite Gruft gesenkt.

# Ein Wort
über
die herrschende Irreligiosität
und einen
zweckmäßigern Religionsunterricht
als
das wirksamste Mittel
dagegen.

# Ein Wort
über
# die herrschende Irreligiosität
und einen
# zweckmäßigern Religionsunterricht
als
das wirksamste Mittel
dagegen.

# Vorerinnerung.

Es ist vielleicht ein sehr vergebliches Unternehmen, noch etwas über einen Gegenstand wie der vorliegende sagen zu wollen, über den seit einiger Zeit so vieles gesprochen und geschrieben, räsonnirt und deräsonnirt worden ist, daß mans satt und müde geworden, noch mehr davon zu hören. Ja, es dürften auch wohl die Akten über diesen Gegenstand für abgeschlossen gehalten werden, wenn man, wie dies bey den meisten der Fall ist, unter der Wiederherstellung der Achtung für Religion und Religiosität sich gleichsam eine Zurückführung der ältern religiö-

sern Zeiten denkt. Diese ist aus mehr als einem Grunde unmöglich. Die allgemeine Volksreligion ist nun einmal so hinfällig geworden, daß ihr Gebäude wohl erst völlig zusammenstürzen muß, ehe sich ein neues auf seinen Trümmern erheben kann. Gänzlich verschwinden kann sie nicht, dazu ist sie zu tief in der Natur und dem Bedürfniß des Menschen gegründet. Von dieser Seite wird man ihr daher zu Hülfe kommen müssen, wenn anders noch etwas für sie gethan werden soll. Um aber zu diesem Zweck hinzuarbeiten, wird man alle anderweitige Nebenrücksichten, die Erreichung gewisser Vortheile für gewisse Personen, oder Bequemlichkeiten fürs bürgerliche Leben, vergessen, und die Religion bloß nach ihrem innern Wesen behandeln müssen. Ob der Verfasser ein Recht hat *),

*) Schwerlich wäre er auf den Gedanken gekommen, wenn nicht ein Recensent in der allg. d. B. bey Gelegenheit der Recension über

hierüber öffentlich seine Meinung zu sagen, weiß er selbst nicht recht; das was er sagt mag ihn in dieser Hinsicht verurtheilen oder rechtfertigen. Die Religion ist eine allgemeine Angelegenheit der Menschen; es muß also auch einem jeden, der in sich Beruf dazu fühlt, erlaubt seyn, seine Meinung darüber zu sagen. Der Verf. fühlt einen solchen Beruf, und darüber wird sich hoffentlich niemand wundern, der seiner Versicherung glaubt, daß die Religion von seiner frühen Jugend an ihm die erste Angelegenheit des Herzens gewesen ist. Eine äußere Veranlassung, seine Meinung grade jetzt darüber laut werden zu lassen, gab ihm ein an unsre hohen Schulen vor kurzem erlassenes königl. Rescript, die Beförderung der Religiosität und Steurung des irreligiösen Geistes auf Schulen betreffend, worin

Jenisch's Verbesserungsvorschläge, es wunderbar fände, daß der Verf. so unaufgefordert mit dergleichen Sachen hervorträte.

sern Zeiten denkt. Diese ist aus mehr als einem Grunde unmöglich. Die allgemeine Volksreligion ist nun einmal so hinfällig geworden, daß ihr Gebäude wohl erst völlig zusammenstürzen muß, ehe sich ein neues auf seinen Trümmern erheben kann. Gänzlich verschwinden kann sie nicht, dazu ist sie zu tief in der Natur und dem Bedürfniß des Menschen gegründet. Von dieser Seite wird man ihr daher zu Hülfe kommen müssen, wenn anders noch etwas für sie gethan werden soll. Um aber zu diesem Zweck hinzuarbeiten, wird man alle anderweitige Nebenrücksichten, die Erreichung gewisser Vortheile für gewisse Personen, oder Bequemlichkeiten fürs bürgerliche Leben, vergessen, und die Religion bloß nach ihrem innern Wesen behandeln müssen. Ob der Verfasser ein Recht hat *),

*) Schwerlich wäre er auf den Gedanken gekommen, wenn nicht ein Recensent in der allg. d. B. bey Gelegenheit der Recension über

hierüber öffentlich seine Meinung zu sagen, weiß er selbst nicht recht; das was er sagt mag ihn in dieser Hinsicht verurtheilen oder rechtfertigen. Die Religion ist eine allgemeine Angelegenheit der Menschen; es muß also auch einem jeden, der in sich Beruf dazu fühlt, erlaubt seyn, seine Meinung darüber zu sagen. Der Verf. fühlt einen solchen Beruf, und darüber wird sich hoffentlich niemand wundern, der seiner Versicherung glaubt, daß die Religion von seiner frühen Jugend an ihm die erste Angelegenheit des Herzens gewesen ist. Eine äußere Veranlassung, seine Meinung grade jetzt darüber laut werden zu lassen, gab ihm ein an unsre hohen Schulen vor kurzem erlassenes königl. Rescript, die Beförderung der Religiosität und Steurung des irreligiösen Geistes auf Schulen betreffend, worin

Jenisch's Verbesserungsvorschläge, es wunderbar fände, daß der Verf. so unaufgefordert mit dergleichen Sachen hervorträte.

sern Zeiten denkt. Diese ist aus mehr als einem Grunde unmöglich. Die allgemeine Volksreligion ist nun einmal so hinfällig geworden, daß ihr Gebäude wohl erst völlig zusammenstürzen muß, ehe sich ein neues auf seinen Trümmern erheben kann. Gänzlich verschwinden kann sie nicht, dazu ist sie zu tief in der Natur und dem Bedürfniß des Menschen gegründet. Von dieser Seite wird man ihr daher zu Hülfe kommen müssen, wenn anders noch etwas für sie gethan werden soll. Um aber zu diesem Zweck hinzuarbeiten, wird man alle anderweitige Nebenrücksichten, die Erreichung gewisser Vortheile für gewisse Personen, oder Bequemlichkeiten fürs bürgerliche Leben, vergessen, und die Religion bloß nach ihrem innern Wesen behandeln müssen. Ob der Verfasser ein Recht hat *),

*) Schwerlich wäre er auf den Gedanken gekommen, wenn nicht ein Recensent in der allg. d. B. bey Gelegenheit der Recension über

hierüber öffentlich seine Meinung zu sagen, weiß er selbst nicht recht; das was er sagt mag ihn in dieser Hinsicht verurtheilen oder rechtfertigen. Die Religion ist eine allgemeine Angelegenheit der Menschen; es muß also auch einem jeden, der in sich Beruf dazu fühlt, erlaubt seyn, seine Meinung darüber zu sagen. Der Verf. fühlt einen solchen Beruf, und darüber wird sich hoffentlich niemand wundern, der seiner Versicherung glaubt, daß die Religion von seiner frühen Jugend an ihm die erste Angelegenheit des Herzens gewesen ist. Eine äußere Veranlassung, seine Meinung grade jetzt darüber laut werden zu lassen, gab ihm ein an unsre hohen Schulen vor kurzem erlassenes königl. Rescript, die Beförderung der Religiosität und Steurung des irreligiösen Geistes auf Schulen betreffend, worin

Jenisch's Verbesserungsvorschläge, es wunderbar fände, daß der Verf. so unaufgefordert mit dergleichen Sachen hervorträte.

unter andern die Schulmänner selbst aufgefordert wurden, über Mittel, zur Abstellung des Uebels nachzudenken. Und so übergiebt der Verfasser diese wenigen Blätter dem urtheilsfähigen Publikum mit dem Wunsche, daß sich in denselben wenigstens einige Winke finden mögen, die bisher weniger beobachtet worden sind, als sie es zu werden verdienen.

H.

Die Klage über Religionsverfall und Irreligiosität der Menschen, welche in unsern Tagen allgemein geführt wird, ist an sich nichts weniger als neu; fast zu allen Zeiten hat man sie, wie die Geschichte lehrt, mehr oder weniger laut, und bald in diesem, bald in jenem Sinne gehört, je nachdem man das Wesentliche und das Außerwesentliche in der Religion zu bestimmen pflegte, oder sich der Religion zu diesem oder jenem Zwecke bedienen wollte. Ohne dies weiter an Beispielen aus der Vorzeit zu erläutern, wird es für unsern Zweck hinreichend seyn, zu sehen, worauf sich die gegenwärtig erhobene Klage über Irreligiosität gründe.

Bemerkungswerth scheint es zuvörderst hier zu seyn, daß nicht bloß trübsinnige Religiöse, die jede Ansicht der Religion, die nicht mit der ihrigen übereinstimmt, jeden Glauben, der mit

ihrem Bekenntniß nicht buchstäblich gleichlautet, für Irreligion halten, sondern daß eben so sehr auch Männer von freiem unbefangenem Blick diese Klage führen, und daß selbst die Regierungen darauf merken, und dem Uebel in der Zeit steuern zu müssen glauben. Unter solchen Umständen würde es wenigstens etwas voreilig gehandelt seyn, jene Klage ohne weitere Untersuchung etwa mit der über schlechte Zeiten in eine Klasse werfen zu wollen.

Wonach aber soll der Verfall oder der Wohlstand der Religion in einem Lande bestimmt werden? Etwa nach eben den Anzeigen, wonach wir den guten oder schlechten Zustand der Manufacturen und Fabriken in einem Lande beurtheilen? Nicht selten wenigstens scheint man nach diesem Grundsatz zu verfahren, und da den Flor der Religion zu sehen, wo man an Sonn- und Festtagen die Kirchen mit Menschen angefüllt findet, hingegen da ihren Untergang zu prophezeihen, wo des Predigers Stimme von leeren Bänken und Wänden fruchtlos wiederhallt. Wer indessen dies als das einzige untrügliche Kennzeichen des Zustandes der Religion ansieht, der dürfte mit ihrem Wesen wenig vertraut seyn, und noch nicht wissen, daß sie nicht in mächtigen Gebäu-

den, sondern in den innersten Tiefen des Menschen ihren Wohnsitz hat, nicht in vielen tausend vereinigten Stimmen, sondern in den stillen, verborgenen, aber höchsten Gefühlen des Geistes lebt. Und wäre es nicht möglich, daß die der Andacht bestimmten Gebäude gerade darum weniger besucht würden, weil das ächt religiöse Gefühl in ihnen bey ihrer gegenwärtigen Verfassung zu wenig Nahrung findet? Haben sich wenigstens nicht aus einem ähnlichen Grunde fast zu allen Zeiten gewisse Menschen, denen man das Prädicat der Religiosität gewiß nicht wird absprechen können, von der öffentlichen Gottesverehrung abgesondert, um auf ihre eigene Art im Stillen sich ihrem religiösen Gefühl überlassen zu können? Man wende dagegen nicht ein, daß dergleichen Separatisten finstere Schwärmer gewesen wären, die daher hier nichts beweisen könnten: denn, abgesehen davon, daß diejenigen oft selbst nicht wissen was sie wollen, die so geneigt sind, einen jeden, der irgend eine Idee mit einer ihnen durchaus fremden und unerklärlichen Wärme umfaßt, gleich mit dem gehässigen Namen eines Schwärmers zu bezeichnen, und daß wahre Religion so wenig als wahrer Sinn für das Schöne oder für die Kunst,

ohne Enthusiasmus, oder wenn man denn so will, ohne eine gewisse Schwärmerey, statt finden kann; so erhellt doch daraus, daß nicht immer Mangel an Religiosität die Ursach des Nichtbesuches unsers gewöhnlichen Gottesdienstes seyn muß, so wie jemand, bey sehr viel musikalischem Sinn und gebildetem Geschmack in dieser Kunst, dennoch gewisse öffentliche Concerte nicht besuchen kann. Sollte die Verabsäumung des öffentlichen Gottesdienstes wirklich immer auf Mangel an Religiosität der Menschen schließen lassen, so müßte erst bewiesen werden, daß unsre öffentlichen Andachtsübungen vollkommen zur Rührung des religiösen Sinns geeignet sind. Aber daß dem nicht so sey, ist ja eine alte Klage, und wie viele unter denen, die sich Aufgeklärte nennen, sind nicht unter diesem Vorwande aus den öffentlichen Andachtsübungen weggeblieben? Nur, dünkt mich, hat man bisher den Grund des Uebels an einem andern Orte gesucht, als wo er eigentlich zu finden war; daher die vergeblichen Versuche zur Abstellung des Uebels. Die Liturgie, hieß es, hat noch viel Anstößiges für den aufgeklärten Mann, in den Gesängen sind viele Unschicklichkeiten für den denkenden Christen. Man vereinfachte jene, man reinigte diese; und

die Zahl der Kirchengänger wurde nur um so geringer. Daher fehlt es schon nicht an solchen, die da meinen, man müsse des großen Haufens wegen (und nach ihrer Meinung ist das Ganze eine Sache, die nur für den großen Haufen noch nöthig und nützlich sey) wieder etwas mehr von dem, was die Sinnlichkeit anspricht, in den öffentlichen Cultus bringen, weil der katholische Gottesdienst den klarsten Beweis aufstelle, wie mächtig eine sinnliche Religion auf den sinnlichen Menschen wirke. Bey diesem Beyspiel scheint man wieder vergessen zu haben, daß demjenigen, der zum erstenmal einen solchen Gottesdienst beywohnt, vieles als Aeußerung wahrer Andacht erscheinen müsse, was genau betrachtet in der Regel gedankenlose Körperbewegung ist, und daß auf der andern Seite in den einfachen Gottesverehrungen kleiner religiöser Gesellschaften, wie z. B. der evangelischen Brüdergemeine, bey weitem mehr ächte Andacht zu finden ist. Die Einfachheit des Gottesdienstes, die Annäherung zur Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit verträgt sich also sehr wohl mit der Religion auch des ungebildeten sinnlichen Menschen, nur keine solche Gottesverehrung, wobey das Gefühl leer ausgehen muß. Und dies ist lei-

der fast allgemein bey unserm gegenwärtigen Gottesdienst der Fall. Unsre verbesserten Gesänge sind jetzt vielleicht wohl von Geschmacklosigkeiten gereinigt, aber auch auf der andern Seite nicht selten in den gefühlvollsten Stellen entkräftet, ja oft nichts weiter als gereimte moralische Vorschriften.

Wenn aber auch gleich vielen der neuern Gesänge das Verdienst auf keine Weise abgesprochen werden kann, daß sie Herzlichkeit und Wärme mit Deutlichkeit der Begriffe vereinigen: so ist es doch sehr erklärlich, warum die Wirkung derselben auf das Gemüth des gemeinen Mannes nicht von dem gewünschten Erfolg gewesen ist. Ist es doch wohl bey Gebildeten nicht selten der Fall, daß sie eine wirkliche Verbesserung, die späterhin in einem Gedicht gemacht worden ist, nachdem sie schon mit seinem Geiste vertraut geworden sind, bloß darum fortwünschen, weil sie ihre alte Empfindung stört. Wie viel mehr muß dies nicht bey dem gemeinen Mann der Fall seyn, dem es so äußerst schwer, oft unmöglich wird, die Verbesserung nur zu begreifen. Und wenn auch die umgeänderte Stelle an sich absolut unverständlich ist, so folgt daraus noch gar nicht, daß sich dabey auch

nichts fühlen lasse. Ja wenn sie isolirt daständе; so aber ist sie im Zusammenhange, und da wirkt so mancherley, was sich gar nicht alles berechnen läßt. Wollte man das Gegentheil behaupten, so hieße das wenigstens der Erfahrung widersprechen *). Sollte man also alles ungeändert lassen? Das nicht; aber vorsichtiger mußte man verfahren, und auch darauf unter andern Rücksicht nehmen, daß die Alten in einer Gemeinde das Gesangbuch nur aus Gewohnheit in der Hand haben. Ehe man Lieder stark änderte, mußten sie lieber ganz weggelassen werden. Es war daher wirklich ein zweckmäßigerer Gedanke, an das alte Gesangbuch einen Anhang neuer Lieder zu fügen. Ueberhaupt scheint es, daß dergleichen Veränderungen nicht bey den Alten vorgenommen, sondern erst bey der Jugend in den Schulen vorbereitet werden müssen. Der große Haufe ist leichter zu einer großen,

*) Eine sehr richtige Bemerkung hierüber hat schon der alte Luther, einer von den Heroen der Menschheit, die nicht bloß für ihre, sondern für alle Zeiten weise waren, den Lehrern eingeschärft, in der markvollen Vorrede zu seinem größern Katechismus.

Anm. d. Herausg.

gänzlichen Umkehrung als zu einer allmäligen Verbesserung zu bringen. So wird es denn vollkommen begreiflich, warum die Gemeinden, bey denen die neuen Lieder eingeführt wurden, eher im Besuch des Gottesdienstes nachließen als die andern. Dazu kam nun aber auch, daß die öffentlichen religiösen Vorträge an Interesse verloren, denn nach der Säuberung derselben von dogmatischen Bestandtheilen blieb von ihnen größtentheils nur ein moralisches Geschwätz übrig.

Aus dem allen folgt nun, wie mich dünkt, daß der sparsame Besuch unsers Gottesdienstes kein hinlänglicher Beweis von dem Verfall der Religion bey uns ist; wenn man gleich nicht in Abrede seyn kann, daß bey einem Urtheil über den Verfall der Religion in einem Lande diese Seite nicht unbeachtet gelassen werden darf, und die Anzahl derer, die aus Religiosität die Kirchen nicht besuchen, gegen den Haufen derer, die aus Irreligiosität sie fliehen, jetzt wenigstens gewiß nicht in Anschlag kommen kann. Auf jeden Fall aber müssen wir uns nach anderweitigen Spuren des vorgegebenen Uebels umsehen, wenn wir ein entscheidendes Urtheil darüber fällen wollen. Diese sind denn auch so deutlich, daß sie einem jeden, der nur 20 oder 30 Jahre

zurückdenken kann, schon auffallend scheinen müssen. Wie ganz anders war doch damals die Lebenssitte der Menge in religiöser Hinsicht! Wie vieles fand sich noch in ihr, was wenigstens seinem Ursprunge nach auf religiöse Gefühle hindeutete! Die Hauptmomente des Tages wurden durch religiöse Handlungen gleichsam gefeiert; mit einem Gebet oder auch wohl mit einem frommen Liede begann und schloß der Hausvater den Tag, und ein Gebet heiligte jede Mahlzeit. Von alle dem ist jetzt fast keine Spur. Nur eitle irdische Gedanken finden Raum in den Köpfen unsrer Zeitgenossen. So viele schöne Stunden auch unverantwortlich verschwendet werden, so scheint doch ein jeder Augenblick zu theuer, der einem höhern Gedanken gewidmet werden könnte. Man wende nicht ein, daß die vorige Lebenssitte dennoch nicht für religiöser gehalten werden dürfe als die gegenwärtige, da jenes Beten und Singen nichts als ein gedankenloses leeres Geplärr gewesen sey. Denn wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß jene religiösen Handlungen bey dem großen Haufen keinen religiösen Werth gehabt, wenn man gleich selbst zugeben muß, daß sie oft auf eine solche Art verrichtet worden sind, daß sie in einem

gefühlvollen Menschen nur Abscheu, nicht Andacht erwecken mußten: so folgt daraus zuvörderst noch nicht, daß dies nicht anders hätte seyn können, oder nie anders gewesen wäre. Sodann findet doch noch immer ein großer Unterschied Statt zwischen einem Menschen, der solche Handlungen sinnlos verrichtet, und dem, der von dem allen nichts weiß. In jenem bleibt doch ein gewisses dunkles Gefühl zurück, woraus sich wenigstens weit leichter ein wirkliches Gefühl erwecken läßt, als aus der gänzlichen Leere jenes andern. Die Fähigkeit zur Religion wurde also auf diese Art doch erhalten, und die Gelegenheit sich zu äußern für den, der sie wirklich in seinem Herzen nährte. Wer wollte auch wohl behaupten, daß alle jene Veter bloße Plärrer gewesen wären? Gewiß würde man dadurch an den Tag legen, daß man die ganze Sache nur sehr oberflächlich kenne. Wie viele von denen, die ehemals nach dieser Sitte lebten, hinterher aber durch Veränderung der Umstände sie verließen, legen das ehrliche Bekenntniß ab, daß damals noch so manche gute Gefühle durch jene Handlungen in ihnen erweckt und rege erhalten worden seyen, die sie seitdem leider nicht mehr hätten. Wie viel hierdurch für die wahre innere

Glückseligkeit des Menschen verloren sey, das zu zeigen, ist hier der Ort nicht, indem es uns bloß darum zu thun ist, zu untersuchen, in wie fern sich Spuren eines wirklichen Religionsverfalls bey uns finden, worunter die Abschaffung der vorher erwähnten Sitte ohne Bedenken zu rechnen ist.

Die Conversationssprache der heutigen Welt ferner unterscheidet sich in dieser Hinsicht gar sehr von der sonst üblichen, und nach ihr zu urtheilen (daß sich aber von ihr überhaupt auf die herrschende Denkart eines Volks, deren Produkt sie ist, ein Schluß machen lasse, wird schwerlich jemand bestreiten) scheint die Religion wie ausgestorben unter den Menschen zu seyn. Ist es doch, als scheute man sich das Wort Gott in den Mund zu nehmen; eher erlaubte man sich ja wohl jetzt einen anerkannt unedlen Ausdruck, als daß man mit diesem Worte gegen den Sprachgebrauch verstieße. Da müssen Natur, Himmel, Schicksal, oder wer weiß was sonst für Wörter hervorgesucht werden, wo man sonst in ungekünstelter Einfalt, und weil man sich des Gefühls, unter einem Gott zu stehen, und dieses Bekenntnisses nicht schämte, sich mit den schönen Redensarten ausdrückte: Gott hat

es so geschickt, Gott sey Dank, so Gott will u. d. gl. Religiöse Gespräche im gesellschaftlichen Umgange sind gar etwas unerhörtes geworden, wenigstens würde der, welcher in seiner Unschuld einmal die Rede auf einen Gegenstand der Art lenken wollte, gar bald an dem befremdungsvollen Schweigen der Gesellschaft zu seiner Beschämung sehen, welchen Verstoß er gegen den ächten Geschmack gemacht habe, wenn anders nicht ein Witzling ihn auf eine noch empfindlichere Art, was Sitte sey, lehren sollte.

Bey dieser allgemeinen Verachtung alles dessen, was Religion ist oder mit ihr auf irgend eine Weise zusammenhängt, ist es sehr begreiflich, warum der Eid unter den Menschen gar nichts Heiliges mehr habe, und so viele Meineide geschworen werden; denn der Eid ist eine rein religiöse Handlung. Es ist meines Amts nicht, hier zu untersuchen, ob man nicht vielleicht auch den neuesten Gesetzgebern den Vorwurf machen könne, bey den Revisionen in der Proceßordnung, die das Jahrhundert nothwendig machte, in Hinsicht dieses Punkts zu wenig auf den veränderten Zeitgeist Rücksicht genommen zu haben. Entsprang nicht der gerichtliche Eid zuerst in einer theokratischen Regierungsverfassung, und hat er nicht, streng

genommen, zunächst nur in einer solchen Konsequenz? Da, wo ein rohes Volk vor dem Zorne eines wuthschnaubenden Jehovah oder vor den rächenden Blitzen eines Jupiters zitterte, oder auch in der Nacht des Mittelalters, wo das mitverfinsterte Christenthum nicht Liebe, nur Schrekken wirkte, und wo ein eigenes Recht, Sünden gegen Gott zu ahnden oder zu vergeben, in den Händen seiner geglaubten Stellvertreter lag, nur damals konnte man von der Erinnerung an den allsehenden, ewigen Richter eine heilsame Erschütterung des furchtsamen Menschenherzens erwarten, und auch nur damals ziemte es Menschen, (wiewohl auch nur den Priestern, nicht den Richtern,) den Meineid, als solchen zu bestrafen. Aber jetzt? — Doch alle diese Betrachtungen kommen hier, wie schon gesagt ist, nicht in Anschlag, wo bloß gefragt wird, in welcher Achtung der Eid jetzt beim Volke stehe. Daß er sein eigenthümliches religiöses Ansehen so gut als ganz verloren habe, d. h. daß man vor einem Meineid sich nicht so wohl der göttlichen als richterlichen Strafe wegen fürchte, oder, welches edler wäre, ihn als eine Entehrung des innern Menschen scheue, das ist ja leider wohl nur allzubekannt.

Mit dem Uebel, an welchem nach dem bis-

her gesagten unser Zeitalter krankt, sind denn auch die Bildungsanstalten nicht verschont geblieben. Daß die häusliche Erziehung von Allem was religiös heißt, entblößt ist, läßt sich wohl schwerlich anders erwarten, wenn anders das Gesagte seinen Grund hat; denn mit welchem Wunder müßte es zugehen, daß im eiteln Sinn hinlebende, Gott vergessende Menschen die Sinne und Gedanken ihrer Kinder auf das Göttliche zu richten suchen sollten? Wie fruchtlos würden auch, wenn sie dergleichen Lehren noch der Jugend für nützlich hielten, wenigstens alle ihre Reden der Art seyn, wie unvollkommen die Regeln, die sie den Kindern in Hinsicht auf Gebete, auf Besuch des Gottesdienstes u. s. w. gäben, befolgt werden, wenn diese bemerkten (und so einfältig ist selten ein Kind, daß ihm das, wenn es sich auch auf einige Zeit hat täuschen lassen, für die Dauer verborgen bleiben sollte), daß die Aeltern das Empfohlene in ihren eigenen Handlungen so wenig schätzen! — Daß aber auch die öffentlichen Schulen, denen es heilige Pflicht seyn sollte, sich allem dem, was ein verkehrter Geist des Zeitalters zur herrschenden Sitte machen will, ernstlich zu widersetzen, Religionsverachtung bey sich haben einreißen lassen, ja, daß sie — zu

ihrer Schande muß man es gestehen — wohl gar thätig dazu mitgewirkt haben: dessen hätte man sich weniger versehen sollen. Es liegt nämlich am Tage, daß man nicht nur die von Alters her eingeführten religiösen Gebräuche, als Gesang und Gebet, mit sichtbarer Kälte an den meisten Orten behandelt, und ihnen dadurch in den Augen des Schülers alle Achtung geraubt hat, sondern es ist auch leider eben so gewiß, daß der Unterricht selbst in der Religion die Achtung für dieselbe bey den Schülern unmittelbar, und durch diese noch bey andern untergraben hat. Selbst das Herz leer von religiösem Gefühl, kannten die Lehrer, welche den Religionsunterricht zu besorgen hatten, größtentheils keinen andern Zweck desselben, als dem Aberglauben entgegen zu arbeiten. Sehr natürlich, daß so mit dem verderblichen Aberglauben, der jedoch oft gar nicht so heillos war als man ihn ausschrie, der heilsame Glaube aus den Herzen verscheucht wurde; denn wer die schönen Wirkungen des religiösen Glaubens nicht an seinem eignen Herzen erfahren hat, oder wer keinen Sinn und Geschmack für Religion besitzt, dem kann sie höchstens wie ein unschuldiger, zuweilen wohl auch nützlicher Aberglaube erscheinen. Wie konnte also in jungen Gemü-

her gesagten unser Zeitalter krankt, sind denn auch die Bildungsanstalten nicht verschont geblieben. Daß die häusliche Erziehung von Allem was religiös heißt, entblößt ist, läßt sich wohl schwerlich anders erwarten, wenn anders das Gesagte seinen Grund hat; denn mit welchem Wunder müßte es zugehen, daß im eiteln Sinn hinlebende, Gott vergessende Menschen die Sinne und Gedanken ihrer Kinder auf das Göttliche zu richten suchen sollten? Wie fruchtlos würden auch, wenn sie dergleichen Lehren noch der Jugend für nützlich hielten, wenigstens alle ihre Reden der Art seyn, wie unvollkommen die Regeln, die sie den Kindern in Hinsicht auf Gebete, auf Besuch des Gottesdienstes u. s. w. gäben, befolgt werden, wenn diese bemerkten (und so einfältig ist selten ein Kind, daß ihm das, wenn es sich auch auf einige Zeit hat täuschen lassen, für die Dauer verborgen bleiben sollte), daß die Aeltern das Empfohlene in ihren eigenen Handlungen so wenig schätzen! — Daß aber auch die öffentlichen Schulen, denen es heilige Pflicht seyn sollte, sich allem dem, was ein verkehrter Geist des Zeitalters zur herrschenden Sitte machen will, ernstlich zu widersetzen, Religionsverachtung bey sich haben einreißen lassen, ja, daß sie — zu

ihrer Schande muß man es gestehen — wohl gar thätig dazu mitgewirkt haben: dessen hätte man sich weniger versehen sollen. Es liegt nämlich am Tage, daß man nicht nur die von Alters her eingeführten religiösen Gebräuche, als Gesang und Gebet, mit sichtbarer Kälte an den meisten Orten behandelt, und ihnen dadurch in den Augen des Schülers alle Achtung geraubt hat, sondern es ist auch leider eben so gewiß, daß der Unterricht selbst in der Religion die Achtung für dieselbe bey den Schülern unmittelbar, und durch diese noch bey andern untergraben hat. Selbst das Herz leer von religiösem Gefühl, kannten die Lehrer, welche den Religionsunterricht zu besorgen hatten, größtentheils keinen andern Zweck desselben, als dem Aberglauben entgegen zu arbeiten. Sehr natürlich, daß so mit dem verderblichen Aberglauben, der jedoch oft gar nicht so heillos war als man ihn ausschrie, der heilsame Glaube aus den Herzen verscheucht wurde; denn wer die schönen Wirkungen des religiösen Glaubens nicht an seinem eignen Herzen erfahren hat, oder wer keinen Sinn und Geschmack für Religion besitzt, dem kann sie höchstens wie ein unschuldiger, zuweilen wohl auch nützlicher Aberglaube erscheinen. Wie konnte also in jungen Gemü-

thern, in denen der Sinn erst geweckt werden muß, die Wirkung anders seyn? Der Knabe lernte die Religion zuerst als einen Gegenstand des Disputirens, nicht als eine Quelle der schönsten erhebendsten Gefühle, deren ein menschliches Herz fähig ist, kennen: anstatt den frommen Sinn der Heroen der Religion zu ehren, lernte er nun stolz über die Schwächen ihres Verstandes hinwegsehen; mit seinen vorzüglichern Einsichten triumphirend konnte er nun nach Hause gehen, um seine einfältigern Aeltern und Bekannten zu belehren, in welchem groben Irrthum sie noch wegen dieser und jener Wahrheit ständen; und fand er auch zuweilen an den Aeltern eine Oppositionspartey, so war doch einmal der Same des Unglaubens, und meistens wohl auf immer, in die jugendliche Brust geworfen. So war es schon gleich anfangs, als die Gemüther mit den pädagogisch reformatorischen Ideen zuerst angesteckt wurden. Der elendeste Schwächling versuchte es, und nicht ohne Glück, wie die Erfahrung gelehrt hat, zum Ritter an Bibel und religiösem Glauben zu werden, wobey es denn oft freilich auch nicht fehlen konnte, daß er gelegentlich mit an sich selbst zum Ritter wurde, wenigstens in so fern, als der ganze Reli-

gionsunterricht nach und nach immer mehr an Achtung verlor, und diese Geringschätzung auf den Lehrer selbst übergehen mußte. Dies ist besonders späterhin der Fall geworden, wo der Vortrag des Lehrers sich dem Schüler nicht einmal von Seiten der Neuheit mehr empfahl, wo dieser nicht mehr die neue Weisheit des Lehrers begierig eintrank, sondern ihm mit anderswo aufgehaschten Zweifeln voraneilte, so daß der Lehrer wohl selbst eine Meinung mit Gründen nicht mehr halten konnte, die er doch des Anstandes wegen nicht fallen lassen zu müssen meinte. So weckten denn schlechte Vertheidigungen auch selbst in dem unbefangenern Theil der Jugend Verdacht gegen die Sache selbst. Mancher Lehrer war wohl gar so unbehülflich, daß der Schüler es nur zu deutlich merken konnte, wie lästig ihm dieser Unterricht, und wie verächtlich ihm der Gegenstand desselben sey. Es ist mit einer solchen Verheimlichung einer innern Ueberzeugung vor den Schülern überhaupt immer eine gefährliche Sache. Der Schüler, sobald er über den Lehrer zu urtheilen anfängt, hat ein scharfsichtigeres Auge, als es mancher Lehrer wohl wähnt. Er durchschaut den Schleier, den jener um sich her gezogen hat, und er lauert begierig auf den

thern, in denen der Sinn erst geweckt werden muß, die Wirkung anders seyn? Der Knabe lernte die Religion zuerst als einen Gegenstand des Disputirens, nicht als eine Quelle der schönsten erhebendsten Gefühle, deren ein menschliches Herz fähig ist, kennen: anstatt den frommen Sinn der Heroen der Religion zu ehren, lernte er nun stolz über die Schwächen ihres Verstandes hinwegsehen; mit seinen vorzüglichern Einsichten triumphirend konnte er nun nach Hause gehen, um seine einfältigern Aeltern und Bekannten zu belehren, in welchem groben Irrthum sie noch wegen dieser und jener Wahrheit ständen; und fand er auch zuweilen an den Aeltern eine Oppositionspartey, so war doch einmal der Same des Unglaubens, und meistens wohl auf immer, in die jugendliche Brust geworfen. So war es schon gleich anfangs, als die Gemüther mit den pädagogisch reformatorischen Ideen zuerst angesteckt wurden. Der elendeste Schwächling versuchte es, und nicht ohne Glück, wie die Erfahrung gelehrt hat, zum Ritter an Bibel und religiösem Glauben zu werden, wobey es denn oft freilich auch nicht fehlen konnte, daß er gelegentlich mit an sich selbst zum Ritter wurde, wenigstens in so fern, als der ganze Reli-

gionsunterricht nach und nach immer mehr an Achtung verlor, und diese Geringschätzung auf den Lehrer selbst übergehen mußte. Dies ist besonders späterhin der Fall geworden, wo der Vortrag des Lehrers sich dem Schüler nicht einmal von Seiten der Neuheit mehr empfahl, wo dieser nicht mehr die neue Weisheit des Lehrers begierig eintrank, sondern ihm mit anderswo aufgehaschten Zweifeln voraneilte, so daß der Lehrer wohl selbst eine Meinung mit Gründen nicht mehr halten konnte, die er doch des Anstandes wegen nicht fallen lassen zu müssen meinte. So weckten denn schlechte Vertheidigungen auch selbst in dem unbefangenern Theil der Jugend Verdacht gegen die Sache selbst. Mancher Lehrer war wohl gar so unbehülflich, daß der Schüler es nur zu deutlich merken konnte, wie lästig ihm dieser Unterricht, und wie verächtlich ihm der Gegenstand desselben sey. Es ist mit einer solchen Verheimlichung einer innern Ueberzeugung vor den Schülern überhaupt immer eine gefährliche Sache. Der Schüler, sobald er über den Lehrer zu urtheilen anfängt, hat ein scharfsichtigeres Auge, als es mancher Lehrer wohl wähnt. Er durchschaut den Schleier, den jener um sich her gezogen hat, und er lauert begierig auf den

Augenblick, wo irgend ein Zufall denselben völlig lüftet. Und dann sieht man ihn auch mit rücksichtsloser Strenge urtheilen: er läßt sich selbst dadurch nicht bestechen, daß der Lehrer ihm die Zeit angenehm verkürzt, sobald es mit fremdartigen Dingen geschieht, weil es ihm ein ganz eigenes Vergnügen gewährt, bey demjenigen ein pflichtwidriges Verfahren zu entdecken, der schon von Amtswegen andern die Pflicht heilig machen soll. Ein unbarmherziges Gericht ergeht daher unvermeidlich über den Lehrer, der die Schüler in den Religionsstunden, um doch die Zeit auszufüllen, mit unangenehmen, gewaltsam herbeigezogenen Nebendingen z. B. Sprachübungen u. dgl. langweilt!

Aber warum, höre ich diesen und jenen fragen, haben denn Lehrer Lectionen, die sie nur mit Widerwillen treiben? Denn es liegt ja am Tage, daß eine gänzliche Abstellung dieses Unterrichts besser seyn müßte, als eine solche Betreibung desselben. Aber ach! daß man sogar auch fragen kann: warum stehen Männer im Predigtamte, denen ihre Amtspflichten zu den lästigsten Beschäftigungen ihres Lebens gehören, und die wohl schamlos genug sind, dies selber zu bekennen? Weniger wäre es doch zu bewun-

dern, Schulmänner zu finden, die die Religion mit Widerwillen treiben, da dies nur einen Theil ihrer Amtspflichten ausmacht, als eben dasselbe bey denen zu bemerken, deren Hauptgeschäft gerade hierin besteht. Ja wie viele Schulmänner glauben wohl noch jetzt, daß die Religion und deren Kenntniß von Amtswegen von ihnen gefordert werden könne? Eine unselige Antipathie, die sich wenigstens öffentlichen Aeußerungen über diesen Punkt zufolge, zwischen Schullehrern und Predigern in unseren Zeiten eingestellt hat, scheint dazu das Ihrige mit beigetragen zu haben. Zugegeben, daß manche Schule bisher unter unverständigen eigensinnigen geistlichen Inspectoren, die sich jeder vernünftigen Neuerung widersetzten, einen unangenehmen und für das Ganze verderblichen Druck erfahren hat: so folgt daraus doch noch gar nicht, daß man nun gleich allgemein über Despotie der Geistlichkeit schreien mußte, als wenn nicht eher Heil von den Schulen zu erwarten sey, als bis sie aller geistlichen Inspection entzogen wären. Liegt nicht eine eigene Unschicklichkeit darin, daß zwey Stände, welche durch ihre Natur auf das innigste verbrüdert sind, von Vorzügen vor einander sprechen und sich anfeinden? Freilich wenn unter Brüdern einer ein Vor-

recht über den andern sich anmaßt, so ist eine feindselige Trennung sehr natürlich. Allein welcher Geistliche kann denn wohl jetzt noch vernünftiger Weise glauben, durch seinen Stand mehr als ein Schulmann zu seyn? Und wenn er thöricht genug wäre, es zu wähnen, müßte er nicht wenigstens, um sich nur nicht lächerlich zu machen, sich begnügen, an dieser Idee im Stillen sich zu weiden, ohne sie weiter geltend machen zu wollen? Und wenn nun irgendwo ein Geistlicher die Inspection über eine Schule führt, heißt das schon, daß der ganze geistliche Stand über dem Schulstand sey? Warum sollten auch Geistliche keine Stimme haben in Dingen, welche die Schulen betreffen, zumal da nicht wenige derselben ehedem selbst Schulämter rühmlichst verwalteten? Könnte wenigstens nicht leicht die Einrichtung getroffen werden, daß nur solche Geistliche, die ehedem praktische Schulmänner gewesen, mit Inspectionen über Schulen beehrt würden? Und verdiente es überhaupt nicht bey der allgemeinen Ueberzeugung, daß das Schulamt die ungeschwächte Mannskraft erfordert, wenn es ganz seinen Zweck erreichen soll, und daß diejenigen Schullehrer, die noch im Alter mit jugendlicher Munterkeit arbeiten, seltene Aus-

nahmen von der Regel machen, eine ernstliche Ueberlegung, wie man jene beiden Stände einander so nahe bringen könnte, daß ein Uebergang aus dem einen in den andern leicht Statt fände? Dieser Uebergang aber, der an sich schon seine eigenen Schwierigkeiten hat, indem ein Mann, dem es nach gerade an Munterkeit zu seinem bisherigen Amte fehlt, selten Muth genug besitzt, die Unannehmlichkeiten einer durchaus veränderten Lage über sich zu nehmen, wird in der Folge ganz unmöglich gemacht seyn, da ja diejenigen, die sich jetzt für ein Schulamt bilden, gar nicht nöthig zu haben glauben, sich mit theologischen Wissenschaften im geringsten zu befassen, sondern mit einigen humanistischen Kenntnissen und mit einem gewissen Anstrich von Philosophie und Aesthetik, wodurch sie sich in der Regel nur zu Pedanten einer neuen Art bilden, stolz über alle andere menschliche Kenntnisse (die wenigstens sämmtlich dem Kleinod, das sie ergriffen zu haben meinen, nachstehen müssen) am meisten aber über Religion und was ihr anhängt hinwegsehen.

Ist es unter so bewandten Umständen noch zu verwundern, daß auf den meisten öffentlichen Schulen der Religionsunterricht von Männern

betrieben wird, die einen innern Widerwillen dagegen haben? Kommt nun noch wohl hie und da von Seiten des Vorstehers einer solchen Anstalt eine Gleichgültigkeit gegen diesen Gegenstand des Unterrichts hinzu, so, denk ich, ist alles erklärt. Leider sind nur hiermit zu gleicher Zeit die großen Schwierigkeiten aufgedeckt, die bey einer Abstellung des Uebels zu überwinden seyn würden, und welche besiegen fast heißen könnte: das Unmögliche möglich machen.

Einen großen Unterschied bey dem Gebrauch der etwa anzuwendenden Mittel wird der Zweck machen, den man sich dabey vorgesetzt hat. Ganz anders wird ihre Wahl ausfallen, wenn man bloß zur Absicht hat, eine gewisse äußere Religiosität auf ihren alten oder etwas veränderten Fuß wiederherzustellen, oder wirklich religiösen Sinn zu wecken, indem man die ächt religiöse Bildung des Menschen als einen Theil seiner allgemeinen Bildung ansieht, die nicht vernachlässigt werden darf, wenn man nicht dem Vorwurf Raum geben will, daß man den Menschen von einer seiner wesentlichen Seiten unausgebildet lasse.

In ersterer Hinsicht würden Verordnungen zu erlassen seyn, welche entweder die Wiederein-

führung eingestellter religiöser Gebräuche, oder die sorgfältigere Beobachtung der bereits noch vorhandenen beträfen, (wie z. B. des Gesangs und Gebets beim Anfang und Schluß der Schule) und anderweitiger religiöser Uebungen, des Besuches des Gottesdienstes, der Feier des Abendmahls u. s. w. Dergleichen läßt sich auf Schulen allenfalls wieder erreichen, weil hier die Aufsicht specieller seyn kann, als bey der Volksgesellschaft, wo laut der Erfahrung unserer Zeiten zu solchen Mitteln, die alsdann Staatsverordnungen seyn müßten, gar nicht zu rathen wäre, indem eher die entgegengesetzte als die beabsichtigte Wirkung davon zu erwarten seyn würde. Fesseln läßt sich der Mensch nie gern, am allerwenigsten aber in der Religion. Ihr Wesen besteht durchaus in einem freien Leben, frey von allem bürgerlichen Zwange. Das religiöse Verhältniß hebt, da wo es eintritt, alle übrigen auf. Daher ist der Fürst, sobald er die Schwelle des Tempels betritt, nichts mehr als der geringste seiner Unterthanen, ja es ist hier gar nicht mehr die Rede von Fürst und Unterthanen, denn alle sind hier Unterthanen eines großen Regenten, alle Brüder einer großen Familie. Am schönsten gedieh daher auch immer die

betrieben wird, die einen innern Widerwillen dagegen haben? Kommt nun noch wohl hie und da von Seiten des Vorstehers einer solchen Anstalt eine Gleichgültigkeit gegen diesen Gegenstand des Unterrichts hinzu, so, denk ich, ist alles erklärt. Leider sind nur hiermit zu gleicher Zeit die großen Schwierigkeiten aufgedeckt, die bey einer Abstellung des Uebels zu überwinden seyn würden, und welche besiegen fast heißen könnte: das Unmögliche möglich machen.

Einen großen Unterschied bey dem Gebrauch der etwa anzuwendenden Mittel wird der Zweck machen, den man sich dabey vorgesetzt hat. Ganz anders wird ihre Wahl ausfallen, wenn man bloß zur Absicht hat, eine gewisse äußere Religiosität auf ihren alten oder etwas veränderten Fuß wiederherzustellen, oder wirklich religiösen Sinn zu wecken, indem man die ächt religiöse Bildung des Menschen als einen Theil seiner allgemeinen Bildung ansieht, die nicht vernachlässigt werden darf, wenn man nicht dem Vorwurf Raum geben will, daß man den Menschen von einer seiner wesentlichen Seiten unausgebildet lasse.

In ersterer Hinsicht würden Verordnungen zu erlassen seyn, welche entweder die Wiederein-

führung eingestellter religiöser Gebräuche, oder die sorgfältigere Beobachtung der bereits noch vorhandenen beträfen, (wie z. B. des Gesangs und Gebets beim Anfang und Schluß der Schule) und anderweitiger religiöser Uebungen, des Besuches des Gottesdienstes, der Feier des Abendmahls u. s. w. Dergleichen läßt sich auf Schulen allenfalls wieder erreichen, weil hier die Aufsicht specieller seyn kann, als bey der Volksgesellschaft, wo laut der Erfahrung unserer Zeiten zu solchen Mitteln, die alsdann Staatsverordnungen seyn müßten, gar nicht zu rathen wäre, indem eher die entgegengesetzte als die beabsichtigte Wirkung davon zu erwarten seyn würde. Fesseln läßt sich der Mensch nie gern, am allerwenigsten aber in der Religion. Ihr Wesen besteht durchaus in einem freien Leben, frey von allem bürgerlichen Zwange. Das religiöse Verhältniß hebt, da wo es eintritt, alle übrigen auf. Daher ist der Fürst, sobald er die Schwelle des Tempels betritt, nichts mehr als der geringste seiner Unterthanen, ja es ist hier gar nicht mehr die Rede von Fürst und Unterthanen, denn alle sind hier Unterthanen eines großen Regenten, alle Brüder einer großen Familie. Am schönsten gedieh daher auch immer die

himmlische Pflanze der Religion da, wo sich der Staat am wenigsten um dieselbe bekümmerte, und ihre süßesten Früchte trug sie nicht auf öffentlichen Plätzen, sondern in den versteckt liegenden Gärten friedlicher Thalbewohner; so wie sie im Gegentheil allemal eine Geißel für die Menschheit geworden ist, wenn der Staat sich mit ihr vereinigte. Das wahre Verderben der christlichen Religion datirt sich von jener Zeit her, wo sie zur herrschenden im römischen Reiche erhoben wurde, wo also der Staat anfing, das Interesse derselben zu seinem eigenen zu machen. Nie wäre es zu jenen blutigen Verfolgungen, zu jenen barbarischen Kriegen gekommen, die übel belehrte Schwätzer so gern der Religion selbst zur Last legen möchten, die aber einzig und allein der Einmischung des Staats und irdischer Zwecke in die Religion zuzuschreiben sind. *) Dies hat man in neuern Zeiten, durch die Geschichte belehrt, auch ziemlich allgemein eingesehen, und

*) Wenn dagegen späterhin die protestantischen Fürsten zur Zeit der Reformation selbst mit gewafneter Hand die Sache der Religion führten, so gereicht ihnen das nicht nur nicht zum Vorwurf, sondern in so fern — aber auch nur in so fern — zum wahren Lobe, als sie

die Regierungen haben ihre Maaßregeln darnach genommen. In den aufgeklärtesten Staaten hat die Religion immer mehr an Freiheit gewonnen, und das Band, das dieselbe noch an den Staat knüpft, ist immer loser geworden. Sehr weise dünkt mir insbesondere auch das passive Verhalten unserer Regierung gegen gewisse Mitglieder des geistlichen Standes, die, unbekannt mit dem Geiste der Religion, ja selbst mit den Gesetzen, nach denen sich die freie Achtung richtet, vom Staate verlangen, daß er das gesunkene Ansehen ihres Standes, und dadurch denn auch der Religion, wie sie meinen, wieder empor bringen solle. Sache des Staats ist einzig das, die religiöse Freiheit eines jeden Bürgers zu sichern. Im übrigen wage ichs sogar, nur von der gänzlichen Trennung des Staats und der Religion eine neue Schöpfung der letzteren zu hoffen.

Unsere Zeiten wären demnach von einer gewissen Seite betrachtet dem Emporkommen der Religion gar nicht so sehr widerstreitend, als es

auf diese Weise eben die religiöse Freiheit als ein unveräußerliches Menschenrecht schützten und behaupteten.

himmlische Pflanze der Religion da, wo sich der Staat am wenigsten um dieselbe bekümmerte, und ihre süßesten Früchte trug sie nicht auf öffentlichen Plätzen, sondern in den versteckt liegenden Gärten friedlicher Thalbewohner; so wie sie im Gegentheil allemal eine Geißel für die Menschheit geworden ist, wenn der Staat sich mit ihr vereinigte. Das wahre Verderben der christlichen Religion datirt sich von jener Zeit her, wo sie zur herrschenden im römischen Reiche erhoben wurde, wo also der Staat anfing, das Interesse derselben zu seinem eigenen zu machen. Nie wäre es zu jenen blutigen Verfolgungen, zu jenen barbarischen Kriegen gekommen, die übel belehrte Schwätzer so gern der Religion selbst zur Last legen möchten, die aber einzig und allein der Einmischung des Staats und irdischer Zwecke in die Religion zuzuschreiben sind. *) Dies hat man in neuern Zeiten, durch die Geschichte belehrt, auch ziemlich allgemein eingesehen, und

*) Wenn dagegen späterhin die protestantischen Fürsten zur Zeit der Reformation selbst mit gewafneter Hand die Sache der Religion führten, so gereicht ihnen das nicht nur nicht zum Vorwurf, sondern in so fern — aber auch nur in so fern — zum wahren Lobe, als sie

die Regierungen haben ihre Maaßregeln darnach genommen. In den aufgeklärtesten Staaten hat die Religion immer mehr an Freiheit gewonnen, und das Band, das dieselbe noch an den Staat knüpft, ist immer loser geworden. Sehr weise dünkt mir insbesondere auch das passive Verhalten unserer Regierung gegen gewisse Mitglieder des geistlichen Standes, die, unbekannt mit dem Geiste der Religion, ja selbst mit den Gesetzen, nach denen sich die freie Achtung richtet, vom Staate verlangen, daß er das gesunkene Ansehen ihres Standes, und dadurch denn auch der Religion, wie sie meinen, wieder empor bringen solle. Sache des Staats ist einzig das, die religiöse Freiheit eines jeden Bürgers zu sichern. Im übrigen wage ichs sogar, nur von der gänzlichen Trennung des Staats und der Religion eine neue Schöpfung der letzteren zu hoffen.

Unsere Zeiten wären demnach von einer gewissen Seite betrachtet dem Emporkommen der Religion gar nicht so sehr widerstreitend, als es

auf diese Weise eben die religiöse Freiheit als ein unveräußerliches Menschenrecht schützten und behaupteten.

wohl scheint, nämlich in so fern sie das Band, das Religion und Staat bindet, immer mehr lösen, und beide endlich in vollkommene Unabhängigkeit von einander setzen möchten. Aus dieser Trennung der Religion und des Staats würden freilich vor der Hand gewisse Unbequemlichkeiten entstehen, weil gewisse Sitten in der Verwaltung des Staats noch damit zusammenhangen, z. B. der noch in so vielen Fällen vor dem Richter entscheidende Eid, von dem aber, da er seine Kraft bereits lange verloren hat, nicht abzusehen ist, warum er durchaus so nothwendig seyn solle, und warum nicht eine stark verpönte feierliche Versicherung seine Stelle vollkommen ersetzen könnte. Ueberhaupt muß der Staat nie auf die Gewissenhaftigkeit seiner Bürger rechnen: überall, wo er dies thut, läßt er ein seinem System durchaus fremdartiges Princip zu. Keiner seiner Befehle muß so beschaffen seyn, daß erst der gute Wille des Ausführenden die Erreichung seines Zwecks möglich macht. Immer muß er unverrückt zum Ziel schreiten, gleich viel, ob ein bösartiges oder wohlwollendes Gemüth seinen Willen vollstreckt, so wie in dem großen Gottesreiche zu dem allgemeinen Zweck des Weltregierers ein jeder, thue er es

nun

nun mit oder wider Willen, das Seine beitragen muß.

Hiermit soll nun aber keines Weges behauptet werden, als ob der Staat gar keine Notiz von der Religion seiner Bürger nehmen müsse: denn das würde schon mit jener frühern Aeußerung, daß er die Pflicht auf sich habe, die religiöse Freiheit seiner Unterthanen vor jeder Tyranney zu schützen, nicht bestehen können. Ueberdies aber muß es ihm erlaubt seyn, alle religiöse Phänomene genau zu beobachten, um so im Stande zu seyn, über beider Gränzen zu wachen. Denn so gegründete Ansprüche die Religion auf völlige Freiheit hat, so wenig darf der Staat seine eigene Gränze in diesem Stück unbewacht lassen, und etwas in der Religion dulden, das mit seinen Einrichtungen in Widerspruch käme.

Die Religion muß auf diese Weise durch sich selbst das werden, was sie werden kann; will der Regent ja etwas für sie thun, so steht ihm das frey, vorausgesetzt daß sein Verfahren hier ein ganz anderes Verhältniß als das gewöhnliche gegen sie annimmt. Er muß gleichsam in der Person des Freundes oder des Dilettanten handeln, statt daß er es vorher nur als Repräsentant der Gesammt-

heit that. So haben Fürsten Künste und Wissenschaften befördert, aber nicht als Regenten, sondern als Liebhaber oder Dilettanten derselben; daher ein jeder eben so reiche Particulier dasselbe thun könnte. Wie ganz anders war daher auch ihre Handlungsweise in Vergleich mit ihrem Verfahren als Regenten. Belohnung des Künstlers durch Ehre und Güter, und Bezeugung eigener Achtung vor der Kunst, nicht Behauptung eines Meisterrechts in derselben war es, wodurch Fürsten die Kunst beförderten. Die Kunst blieb frey, und bildete sich nach ihren eigenen Gesetzen. Nun läßt sich zeigen, daß die Religion mit der Kunst ihrem innern Wesen nach in einer sehr nahen Verwandtschaft steht; es reicht aber für unsern Zweck die eine Aehnlichkeit hin, daß die Religion wie die Kunst eines freien Lebens bedarf. Müssen also nicht Staatsvorschriften über die Aufrechthaltung gewisser von ihm bestimmter Religionslehren sich gerade so ausnehmen als Staatsvorschriften in ästhetischen Sachen? Nur dadurch, daß die Häupter des Staats, der Regent und seine ersten Diener, eine freiwillige Achtung für Religion auf eine unzweideutige Art an den Tag legen, kann der

Staat mittelbar und wohlthätig zur Beförderung der Religion mitwirken. *)

Etwas anders ist in Hinsicht auf Religion das Verhältniß des Staates gegen die Schulen. Oeffentliche Schulen sind seine Sache, denn es muß ihm allerdings daran liegen, daß in der kommenden Generation brauchbare Bürger erzogen werden, und da der Lehrer Kraft der allgemeinen menschlichen Verpflichtung seinem Zögling nicht bloß eine *bürgerlich vollkommene*, sondern eine allgemein menschliche Bildung geben soll: so wird der Staat, der den Lehrer besoldet, ihn auch zur Erfüllung seiner Pflicht in ihrem ganzen Umfange anhalten dürfen, und vor allen Dingen dahin zu sehen haben, daß

*) Jedoch ist hiebey wohl zu bemerken, daß der Regent hier sehr auf seiner Hut seyn müsse, die Achtung und Ehre, die er der Religion erweiset, ja nicht auf ihre Diener übergehen zu lassen. Das würde sich mit dem Geiste der Religion gar nicht vertragen, und ist auch laut der Geschichte der Grund des Verderbnisses des Christenthums geworden. Hier findet ein schneidender Unterschied zwischen dem Geist der Kunst und der Religion Statt. Denn der Charakter des Priesters der Kunst ist ein gewisser Stolz, der des Dieners der Religion muß Demuth seyn.

Männer angestellt werden, bey denen sich die zu ihrem Beruf erforderliche Fähigkeit findet. Demnach würde es also in Hinsicht auf Religionsbildung allerdings Sache des Staats seyn, solche Männer für diesen Theil der allgemeinen menschlichen Bildung zu bestellen, die selbst religiös sind; denn wer will andern mittheilen, was er selbst nicht hat? Kein Verständiger wird mir hier einwenden, man habe ja Bücher genug, aus denen der Lehrer das, was er selbst nicht hat, entlehnen könne. Denn, zu geschweigen, daß der Unterricht überhaupt sehr mangelhaft seyn muß, der nur ein Echo eines Lehrbuchs ist, so frage ich: welches denn das Buch ist, welches den von eigenem religiösen Sinn entfremdeten Lehrer in den Stand setzen soll, in seinen Schülern diesen Sinn zu wecken? Man verweise mich doch um des Himmels willen nicht auf die Flut von religiösen Lehrbüchern für Kinder und Jünglinge, für Ungebildete und Gebildetere, wo ja ein jeder Lehrer nach den jedesmaligen Bedürfnissen seiner Schüler selbst wählen könne. Ich kenne ein Buch, würdig der uneingeschränktesten Achtung eines jeden wahrhaft Religiösen, das für jedermann ist, sey er vornehmen oder geringen Standes, gebildet oder ungebildet, jung

oder alt, das dem kindlichen Sinn sich anbequemt, und dem scharfsinnigsten Denker Geheimnisse aufschließt, die Bibel. Und doch, wie ist vielen, ja allen, die, um mit dem Verfasser der Reden über die Religion zu sprechen, nicht zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, dieses ehrwürdige Buch immer noch ein versiegelter Schatz! Dies kann man dreist behaupten, ohne gegen die Bemühungen der neuern Theologen zur Vervollkommnung der historisch kritischen Bibelerklärung im geringsten undankbar zu seyn: denn was der gelehrte Bibelerklärer zum Augenmerk hat, ist ganz etwas anders als das, worauf dem religiösen Sinn alles ankommt. Worte können nie ein Gefühl aussprechen; dies muß schon vorhanden seyn, wenn es durch jene angeregt werden soll. Eine hermeneutisch richtige Erklärung der oft sehr bedeutenden Malerterminologien wird dem, der keinen Sinn für die Malerey hat, entweder ganz unverständlich bleiben, oder auch wohl ganz falsche Begriffe beybringen; dahingegen ein anderer, der mit Sinn für die Kunst hinzukommt, gar keiner weitläuftigen Erklärung bedarf; er ahnt den Sinn schon, und eine einzige Anschauung in einem wirklichen Fall setzt ihm alles in das schönste Licht. Es

sollen ja durch die Religion nicht eigentlich Kenntnisse mitgetheilt, sondern Gefühle geweckt und belebt werden: denn darüber wird hoffentlich wohl niemand mehr einen Beweis fordern, daß die Religion nicht in einem Verstehen religiöser Kenntnisse, in einem Glauben an gewisse Wahrheiten bestehe, weil ja sonst der Einsichtsvollere auch immer der Religiösere seyn müßte. Allein auf welchem andern Wege als durch das Erkenntnißvermögen will man auf das Gefühlsvermögen wirken? — Auf welchem andern Wege? Durch das Gefühlsvermögen selbst. Nur von zwey gleichgestimmten Saiten spricht der Anklang der einen die andere an. Woher wollte man auch sonst die alltägliche Erfahrung, daß die einleuchtendsten Wahrheiten bey den meisten Menschen kalt und todt bleiben, erklären, als daraus, daß die meisten keinen Sinn für den Gegenstand haben, den diese Wahrheiten betreffen.

Ein Lehrer also mit dem besten Religionslehrbuch in der Hand, und mit allen möglichen Erkenntnissen für dieses Fach ausgerüstet, wird immer unfähig seyn, den religiösen Sinn zu wecken, so lange die Religion bey ihm selbst nicht ins Gefühl übergangen ist, oder er noch nicht an derselben Geschmack findet. Ueberhaupt

sollte man doch nach gerade lernen, daß die Religion kein Gegenstand der Pflicht, sondern des Geschmacks, kein Gebot, sondern ein Bedürfniß ist. Es ist hier wieder wie in der Kunst. Der religiössere Mensch ist darum nicht besser als der nichtreligiöse (vielmehr kann dieser aus mannigfaltigen Gründen der achtungswürdigere seyn), so wenig als der, welcher Sinn für Musik hat, achtbarer ist als ein anderer, dem dieser Sinn fehlt. Aber vollkommner sind beide von dieser Seite aus betrachtet gebildet als jene andern, und so wie ich entzückt durch die himmlischen Töne der Harmonica meinen neben mir stehenden unmusikalischen Freund, der von dem allen nichts empfindet, was meine Seele erfüllt, bedaure, so geht es einem religiösen Herzen nahe, so viel edle Menschen, die er innigst achtet und liebt, ganz unempfänglich für die höchsten aller geistigen Gefühle des Menschen zu finden, da es doch so gern von seinen Gefühlen überströmte, so wie der Freund der Musik die Empfindungen, denen er bey diesem oder jenem Meisterstück sich hingab, vor seinem unmusikalischen Freunde nicht leicht verschließen kann. Welche genaue Verwandtschaft überhaupt zwischen dem Sinn für Religion und dem Sinn für die Kunst Statt finde,

das leuchtet schon daraus hervor, daß die größten Meisterwerke der Kunst aller Völker und aller Zeiten so wohl in der Poesie als in der Malerey, Bildhauerey und Tonkunst religiöse Schöpfungen gewesen sind. Wie wollte man es auch sonst erklären, wenn anerkannte Freigeister, die aber nicht ohne Sinn für die Kunst waren, bey Betrachtung eines herrlichen religiösen Gemäldes sich von einem ihnen unbekannten, sich aber als überirdisch ankündigenden Gefühle ergriffen fanden? oder bey Anhörung einer göttlichen Meßmusik von einem so starken Gefühle der Andacht durchdrungen wurden, daß sie demselben durch ein Hinknien mit der Gemeinde Luft machen mußten? Die ächten Darsteller der erhabenen Schönheit sind gewiß mit den religiösen Gefühlen vertraut gewesen, und daß unsre neuern Künstler und Dichter keine Produkte hervorbringen, die den unsterblichen Werken jener großen Geister an die Seite gesetzt werden können, kommt schwerlich wo anders her, als weil sie einer solchen Begeisterung, worein das religiöse Gefühl versetzt, aus Mangel an Religion gar nicht fähig sind.

Die angezeigte Verwandtschaft des religiösen Sinns und des Kunstsinns in ihren Aeußerun-

gen macht eine genauere Bestimmung des erstern für unsern Zweck nöthig. Fassen wir ihn aber im Allgemeinen, ohne Rücksicht auf die speciellen unendlich mannigfaltigen Aeußerungen desselben, auf, so erscheint er als ein Gefühl für das Erhabene im höchsten Sinne, für das Ueberirdische, für das Unendliche oder Göttliche. Hieraus lassen sich alle wirklich religiöse Erscheinungen der Religion, wenn sie die sinnliche Hülle angenommen hat, weil sie nicht anders zur Erscheinung werden kann, erklären, und ohne diesen allgemeinen Grund würde die Religion nie etwas Selbstständiges seyn können. Denn selbst der Glaube an Gott, an eine göttliche Regierung und an Unsterblichkeit, der oft als das letzte Fundament oder als Inbegriff aller Religion gegolten hat, kann schon deswegen dafür nicht fernerhin angenommen werden, weil dieser Glaube sich wirklich bey vielen findet, die von religiösem Gefühl wenig wissen, indem er nämlich bey ihnen bloß Verstandessache, Resultat des Räsonnements ist. Dieser Glaube gehört, wie viele andere Religionslehren, zu den besondern religiösen Anschauungen, die aus dem Gefühl durch den Verstand genommen, etwa so wie die Aesthetik aus wirklichen Werken der Kunst

mit Hülfe des Kunstsinns die Regeln des Schönen abstrahirt. Traurig würde es ja auch um den ehrlichen Wahrheitsforscher bestellt seyn, wenn die Religion von dem Glauben an einen Inbegriff gewisser Wahrheiten unzertrennlich wäre. Niemand, dem es mit der Wahrheit Ernst ist, kann sich sicher halten, daß nicht alles einmal um ihn wankt, und er nicht weiß, was er überhaupt glauben soll. Zu bedauern wäre er, wenn dann auch Religion für ihn verschwunden seyn müßte. So aber ist sie gerade da der einzige sichere Anker, an dem der Geist auf dem stürmenden Meere des Zweifels sich so lange halten kann, bis der Himmel sich wieder erheitert, und der Sturm sich legt. Wunderbar und geheimnißvoll ist die göttliche Kraft der Religion: sie beugt den Sterblichen erst in den Staub, um hernach Welt und Schicksal unter seine Füße zu legen; sie läßt ihn erst seine Ohnmacht fühlen, damit er aus dem härtesten Kampfe als gekrönter Sieger gehen könne. Ein Hauptzug in einem jeden religiösen Charakter nämlich ist die Resignation. Eine jede religiöse Anschauung betrifft irgend eine Beziehung des Menschen auf das Unendliche oder Ueberirdische, und auf das Wirken des darin waltenden Geistes, von wel-

cher Seite es ihm nun gerade erscheinen mag, etwa als allgemeine unendliche Liebe, oder als unendliche unerforschliche Weisheit, als anbetungswürdige Majestät u. s. w. Ueberall muß er den unermeßlichen Abstand zwischen sich und dem Unendlichen fühlen; daher Demuth das erste religiöse Gefühl ist. Weil aber dies Gefühl für sich allein drückend werden müßte, so schließt sich daran jenes das Herz über Alles erhebende Gefühl der freien Harmonie mit dem Unendlichen. Die allumfassende Liebe der Gottheit macht sein Herz zum Tempel einer unbeschränkten, uneigennützigen Liebe; die unerforschliche unendliche Weisheit läßt ihn willig und froh seinen Willen mit dem höchsten göttlichen Willen vereinigen; da findet keine sclavische Unterwerfung, sondern immer eine kindliche vertrauungsvolle Ergebung Statt, und die natürliche Folge davon ist eine freie unbedingte Resignation. Diese ist sehr verschieden von jener gerühmten philosophischen Ruhe, mit welcher der Mensch die Schläge des Schicksals ertragen soll. Ich muß gestehen, daß ich keinen recht deutlichen Begriff von einer Ruhe des Gemüths habe, wenn der Mensch nur darum das Unangenehme erträgt, weil es doch nicht zu ändern ist. Vollkommen denkbar hingegen finde

ich sie in einer Seele, die so gestimmt ist, daß sie selbst, auch wenn sie könnte, aus der innigsten Ueberzeugung, daß es so, wie es ist, das Beste seyn müsse, nicht das Geringste an dem Willen der Gottheit ändern würde, und die eben in diese Harmonie von jeher ihre größte Seligkeit und ihren größten Stolz gesetzt hat.

Da nun diese Resignation durchaus unbedingt ist, so wird es begreiflich, wie auch dem Zweifler die Religion als treue Freundin zur Seite stehen, und sein empörtes Innere in ein ruhiges Gleichgewicht bringen könne. Für den dogmatischen Unglauben ist sie freilich nicht vorhanden, allein der ist auch schwerlich ein Produkt richtig gebrauchter Geisteskräfte, und gilt in so fern nicht als ein Einwand gegen die Behauptung, daß die Religion in der oben beschriebenen Allgemeinheit für einen jeden heilsam seyn könne.

So hätten wir denn zu gleicher Zeit den Punkt entdeckt, von welchem alle wahre Religionsbildung ausgehen, und auf den sie wieder zurückkehren muß. Das Gefühl, nicht der Verstand, nicht der Wille ist die Quelle, aus der man sie schöpfen kann, wenn man gleich zu diesen Brunnen, die kein Wasser haben, in neuern Zeiten fast allein seine Zuflucht genommen hat.

Da hieß es denn natürlich: Religion ist viel zu erhaben für den Kindergeist, sie muß dem reifern Verstande des Jünglingsalters aufgespart werden, damit nicht zu unwürdige Vorstellungen von der Gottheit in dem Gemüth sich festsetzen. Als ob nicht die Gottheit für uns Alle in einem undurchdringlichen Lichte wohnte, daß also mit dem Erkennen und Einsehen hier durchaus nichts durchzusetzen ist, und daß unsre würdigsten Vorstellungen von der Gottheit, wenn man sie als eigentliche Einsicht betrachtet, wohl nur sehr weniges vor den Kinderphantasien voraus haben möchten. Daher kam dann die unselige Methode, den ganzen religiösen Unterricht in ein ewiges Erklären zu setzen, weil man nichts Wichtigeres thun zu können meinte, als gegen unwürdige Vorstellungen von der Gottheit zu arbeiten, und so den Aberglauben mit der Wurzel auszureißen. Man hat seinen Zweck erreicht, o ja; aber leider hat man noch mehr erreicht, als ihn, nämlich das, was der Ackersherr im Evangelium befürchtete, wenn er seinen Knechten nicht erlauben wollte, das feindliche Unkraut unter dem Weizen auszureißen. Ja man kann sagen, daß die Polemik, die zur Ehre der Menschheit die Kanzeln verlassen hatte, wo sie bis dahin ihre

ich sie in einer Seele, die so gestimmt ist, daß sie selbst, auch wenn sie könnte, aus der innigsten Ueberzeugung, daß es so, wie es ist, das Beste seyn müsse, nicht das Geringste an dem Willen der Gottheit ändern würde, und die eben in diese Harmonie von jeher ihre größte Seligkeit und ihren größten Stolz gesetzt hat.

Da nun diese Resignation durchaus unbedingt ist, so wird es begreiflich, wie auch dem Zweifler die Religion als treue Freundin zur Seite stehen, und sein empörtes Innere in ein ruhiges Gleichgewicht bringen könne. Für den dogmatischen Unglauben ist sie freilich nicht vorhanden, allein der ist auch schwerlich ein Produkt richtig gebrauchter Geisteskräfte, und gilt in so fern nicht als ein Einwand gegen die Behauptung, daß die Religion in der oben beschriebenen Allgemeinheit für einen jeden heilsam seyn könne.

So hätten wir denn zu gleicher Zeit den Punkt entdeckt, von welchem alle wahre Religionsbildung ausgehen, und auf den sie wieder zurückkehren muß. Das Gefühl, nicht der Verstand, nicht der Wille ist die Quelle, aus der man sie schöpfen kann, wenn man gleich zu diesen Brunnen, die kein Wasser haben, in neuern Zeiten fast allein seine Zuflucht genommen hat.

Da hieß es denn natürlich: Religion ist viel zu erhaben für den Kindergeist, sie muß dem reifern Verstande des Jünglingsalters aufgespart werden, damit nicht zu unwürdige Vorstellungen von der Gottheit in dem Gemüth sich festsetzen. Als ob nicht die Gottheit für uns Alle in einem undurchdringlichen Lichte wohnte, daß also mit dem Erkennen und Einsehen hier durchaus nichts durchzusetzen ist, und daß unsre würdigsten Vorstellungen von der Gottheit, wenn man sie als eigentliche Einsicht betrachtet, wohl nur sehr weniges vor den Kinderphantasien voraus haben möchten. Daher kam dann die unselige Methode, den ganzen religiösen Unterricht in ein ewiges Erklären zu setzen, weil man nichts Wichtigeres thun zu können meinte, als gegen unwürdige Vorstellungen von der Gottheit zu arbeiten, und so den Aberglauben mit der Wurzel auszureißen. Man hat seinen Zweck erreicht, o ja; aber leider hat man noch mehr erreicht, als ihn, nämlich das, was der Ackersherr im Evangelium befürchtete, wenn er seinen Knechten nicht erlauben wollte, das feindliche Unkraut unter dem Weizen auszureißen. Ja man kann sagen, daß die Polemik, die zur Ehre der Menschheit die Kanzeln verlassen hatte, wo sie bis dahin ihre

Waffen nur gegen die Feinde der Religion gebraucht hatte, sie nun auf die Religion selbst richtete.

Nicht viel besser fährt die Religion, wenn man sie auf Moral gründen will. Es scheint hierbey eine Verwechselung der Begriffe zum Grunde liegen. Es klingt zwar nicht übel, wenn man sagt: die Religion sey eine Pflanze, die nur auf dem moralischen Boden gedeihe, und der Mensch müsse erst seine Pflichten gegen seines Gleichen kennen lernen, wenn er sie auf Gott übertragen solle, er müsse erst Menschen lieben und ehren lernen, wenn er Dank und Ehrfurcht vor der Gottheit im Herzen hegen solle. Allein in solchem Räsonnement wird die Religion geradezu zu einer Sache der Pflicht gemacht, und was davon zu halten sey, ist schon oben gesagt. Ueberdies habe ich den starken Glauben, daß es unter uns viele fein fühlende moralische Menschen giebt, die darüber, daß sie nicht religiös sind, nicht die geringste Unruhe bey sich verspüren, welches doch offenbar seyn müßte, wenn die Religion ein Gegenstand der Pflicht wäre. Was nun aber die Verwechselung der Begriffe betrifft, die dem obigen Räsonnement zum Grunde liegt, so bemerke ich nur, daß das Wort

moralisches Gefühl in einer doppelten Bedeutung genommen wird: man versteht nämlich zuvörderst darunter, und das ist wohl sein wahrer Sinn, das ursprüngliche Urtheil über die Pflichtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit einer Handlung; dann aber bezeichnet man damit auch gewisse Gefühle, welche sich in Gesellschaft vieler moralischen Handlungen finden, als die Empfindungen der Freude, des Danks, des Mitleids, der Liebe, Ehrfurcht u. dgl. Diese Gefühle folgen wie alle andere Gefühle nicht moralischen Gesetzen, sondern ihren eigenthümlichen, und können durchaus keinem zur Pflicht gemacht werden, obgleich sie mehr oder weniger, nach der besondern Organisation der Menschen, moralische Handlungen begleiten; ja die Moral muß sich geradezu gegen sie erklären, sobald sie Bewegungsgründe von Handlungen werden sollen. Aus dankbarem Herzen, aus Liebe darfst du nichts thun, sagt die Moral, mit dankbarem liebevollem Herzen mag es geschehen. Nicht zum eigentlichen Führer sind dem Menschen die Gefühle gegeben, denn sonst wäre er Thier, sondern zu freundlichen Gefährten und Gehülfen. Welche traurige Erfahrungen, wenn Menschen aus bloßem Gefühl handelten, haben nicht auch

die Richtigkeit dieser Wahrheit zu allen Zeiten bestätigt! Hierdurch ist beiläufig der ganze gewaltige Streit, der über Reinheit oder Unreinheit der religiösen Tugend geführt worden ist, auf einmal entschieden. Aus Liebe zu Gott, d. h. um Gott eine Gefälligkeit zu erweisen, handelt kein wahrhaft Religiöser, aber seine Handlungen werden von einer göttlichen Liebe begleitet, er liebt das Gesetz Gottes, weil er es sich freiwillig zum Gesetz gemacht hat. Daß die Ausdrücke der Bibel dies nicht so bestimmt sagen, das darf wohl den nicht mehr befremden, der verständig genug ist, von einem so kindlichen Buche keine philosophische Genauigkeit zu erwarten, und es beweist dies zugleich, wie sehr man mit allen exegetischen Kenntnissen versehen seyn, und doch den Sinn der Bibel verfehlen könne, wenn man selbst keinen religiösen Sinn hat. Denn Christi Handlungsart war gewiß der reine Ausdruck seiner Gesinnungen, und derjenige müßte sich schlecht auf Beurtheilung von Charakteren verstehen, der im Ernste glauben könnte, daß Christus alles, was er gethan, in der Absicht gethan habe, um Gott dadurch gefällig zu werden, oder sich damit eine Belohnung bey ihm zu verdienen; der nicht vielmehr

fühlte,

fühlte, daß sein ganzes inneres Wesen ihn dazu trieb, und daß die Liebe zu seinem himmlischen Vater nur das herrschende Gefühl bey ihm war. Es wird also dabey bleiben, daß das Gefühlsvermögen der eigentlich mütterliche Boden der Religion ist. Wie aber, wird man fragen, ist es möglich, in so sinnlichen Geschöpfen, als Kinder sind, Gefühle für die geistigsten Gegenstände, wie sie nämlich die Religion verlangt, zu erwecken? — Viel leichter wenigstens, antworte ich, bey Kindern, deren Gefühl noch keine falsche Richtung bekommen hat, sondern einer jeden noch fähig ist, die man ihm giebt, als bey Erwachsenen, wo der Sinn für das höhere Geistige durch ununterbrochene Richtung auf das Sinnliche schon geblendet worden ist. Gewiß auch in dieser Hinsicht sagte der vom göttlichen Geiste der Religion durchdrungene Kenner des menschlichen Herzens: wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen! Und welcher unbefangene Beobachter der kindlichen Natur sieht nicht das Göttliche dieser großen Wahrheit! Auf das Sinnliche nur sollte der erwachende Geist eines Kindes gerichtet seyn? — Woher denn bey ihnen jener nur durch gewaltsame Mittel zu

löschende Durst nach einer übersinnlichen Welt, in welcher die Phantasie ihr unbegränztes freies Spiel hat, und die engen Schranken der Sinnlichkeit nicht gelten? — Leicht ist es freilich, diese Erscheinung als eine ganz natürliche Folge der kindischen Verstandesschwäche zu erklären, die aus Mangel an Kenntniß der natürlichen Ursachen der Erscheinungen zu übernatürlichen ihre Zuflucht nimmt. Eine andere Frage ist aber immer: ob auf diese Art auch alles erklärt ist? Wäre die bloße Verstandesschwäche und eine gewisse Trägheit, den Geist zur Aufsuchung der Ursachen von Erscheinungen anzustrengen, der einzige Grund der Annahme einer übersinnlichen Welt bey dem Kinde, so müßte sie wenigstens bey Erklärung der Erscheinungen aus natürlichen Ursachen verschwinden, so wie dies auch wirklich bey Aufdeckung von Gespenstermährchen der Fall zu seyn pflegt. Der Hang zur übersinnlichen Freiheit und Unbeschränktheit bleibt aber in den Kindern doch zurück, und ungern geben sie den Glauben an eine übersinnliche Welt auf. Zwar ist es wahr, daß die große Beschränktheit aller Kräfte eines Kindes jenen Wunsch erwecken und jene Neigung unterhalten kann; aber setzt nicht bey dem allen die bloße Fähigkeit eines solchen

Wunsches und einer solchen Neigung die Anlage für das Unendliche voraus? Gewiß ist dergleichen noch nie in ein thierisches Gehirn gekommen. Uebrigens aber mag es mit der Erklärung dieser Erscheinung stehen wie es wolle: mir scheint es genug zu seyn, zu wissen, daß sie ein reines Naturprodukt ist, (und daran wird hier wohl niemand zweifeln, mag sie nun unserm blöden Auge in der Schwäche oder Stärke der Natur gegründet erscheinen) um sie heilig zu halten, und genau zu beobachten, was sich aus ihr entwickeln lasse. Nun ist es wahr, dieser Hang der Kindheit zum Uebernatürlichen enthält die Quelle des so verderblichen Aberglaubens, und die Pflicht des Erziehers wird es daher seyn, ihm nicht von dieser Seite her ohne Noth Nahrung zu geben. Bey dem allen aber hat es mit der Sache gar nicht die Gefahr, die manche neuere Erzieher dabey befürchteten, die daher nichts wichtigeres thun zu können meinten, als den Geist des Kindes aus seiner übersinnlichen Schwärmerey zurückzubringen, und auf die sinnliche Welt zu beschränken. Solcher gewaltigen Aengstlichkeit bedarf es hier wahrlich nicht; man kann das Kind ruhig seine Ammenmährchen begierig auffassen sehen, der besser unterrichtete Knabe und

Jüngling wird von selbst das Grundlose in denselben fahren lassen, aber er wird auf diese Art doch den Sinn für das Ueberirdische gerettet haben, der alsdann gewöhnlich verloren geht, wenn man Kindern von Anfang an alles ohne Ausnahme aus seinen eigentlichen Gründen erklären zu müssen glaubt. Denn Sinn und Einsicht sind zwey sehr verschiedene Dinge, die sich oft, nicht immer, selbst einander entgegenwirken. So könnte ein sogenanntes Erklären des Schönen bey Jemand, dem der Sinn für das Schöne überhaupt noch fehlt, grade die Wirkung haben, daß es ihn unfähig machte, Sinn dafür zu bekommen. Man stelle aber dem Auge des Kindes eine Menge Gegenstände dar, geschmackvolle Schönheiten und alberne Geschmacklosigkeiten, und überlasse es ruhig der Beschauung: so ist wahrscheinlich, daß das Geschmacklose sein Auge zwar eher auf sich ziehen und ihm Beifall abnöthigen werde, aber es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß bey reiferm Verstande das Geschmacklose ihn immer kälter lassen, und die wahre Schönheit seine Neigung immer mehr gewinnen, d. h. daß er überhaupt Sinn für das Schöne bekommen werde. — Das Schicksal nun, welches hier das Abgeschmackte hat, trifft

den Aberglauben späterhin, wenn man bey einem Kinde seinem Hange nach einer übersinnli- Welt seinen ruhigen Gang läßt, und der Sinn für das edlere Ueberirdische, für das, was den Menschen mit der Gottheit verwandt macht, daß er den Stolz fühlt, noch zu einer andern höhern Bestimmung da zu seyn, als die armseligen Bedürfnisse des niedrigen irdischen Lebens zu befriedigen, bleibt ihm übrig.

Diesen Sinn nun wird der, welcher Religion in junge Herzen pflanzen will, vor allen Dingen zu nähren suchen müssen. Wie aber wird dies zu erreichen seyn? Nicht leicht ist die Auflösung dieser Aufgabe in einem Zeitalter, das so ganz diesen Sinn verloren zu haben scheint, ja dessen Dichten und Trachten recht darauf gerichtet scheint, auch nicht den ersten Keim desselben aufkommen zu lassen; wo die Kinder nichts als groß und erhaben an sich zu betrachten und zu fühlen angeleitet werden, sondern nur immer das für den Menschen Wohlthätige in den Naturerscheinungen bemerken lernen müssen, damit sie ja nicht über der Natur ihr werthes Ich aus den Augen verlieren, sondern hübsch alles unter der beschränkten Ansicht der Beziehung auf den Men-

Jüngling wird von selbst das Grundlose in denselben fahren lassen, aber er wird auf diese Art doch den Sinn für das Ueberirdische gerettet haben, der alsdann gewöhnlich verloren geht, wenn man Kindern von Anfang an alles ohne Ausnahme aus seinen eigentlichen Gründen erklären zu müssen glaubt. Denn Sinn und Einsicht sind zwey sehr verschiedene Dinge, die sich oft, nicht immer, selbst einander entgegenwirken. So könnte ein sogenanntes Erklären des Schönen bey Jemand, dem der Sinn für das Schöne überhaupt noch fehlt, grade die Wirkung haben, daß es ihn unfähig machte, Sinn dafür zu bekommen. Man stelle aber dem Auge des Kindes eine Menge Gegenstände dar, geschmackvolle Schönheiten und alberne Geschmacklosigkeiten, und überlasse es ruhig der Beschauung: so ist wahrscheinlich, daß das Geschmacklose sein Auge zwar eher auf sich ziehen und ihm Beifall abnöthigen werde, aber es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß bey reiferm Verstande das Geschmacklose ihn immer kälter lassen, und die wahre Schönheit seine Neigung immer mehr gewinnen, d. h. daß er überhaupt Sinn für das Schöne bekommen werde. — Das Schicksal nun, welches hier das Abgeschmackte hat, trifft

den Aberglauben späterhin, wenn man bey einem Kinde seinem Hange nach einer übersinnli- Welt seinen ruhigen Gang läßt, und der Sinn für das edlere Ueberirdische, für das, was den Menschen mit der Gottheit verwandt macht, daß er den Stolz fühlt, noch zu einer andern höhern Bestimmung da zu seyn, als die armseligen Bedürfnisse des niedrigen irdischen Lebens zu befriedigen, bleibt ihm übrig.

Diesen Sinn nun wird der, welcher Religion in junge Herzen pflanzen will, vor allen Dingen zu nähren suchen müssen. Wie aber wird dies zu erreichen seyn? Nicht leicht ist die Auflösung dieser Aufgabe in einem Zeitalter, das so ganz diesen Sinn verloren zu haben scheint, ja dessen Dichten und Trachten recht darauf gerichtet scheint, auch nicht den ersten Keim desselben aufkommen zu lassen; wo die Kinder nichts als groß und erhaben an sich zu betrachten und zu fühlen angeleitet werden, sondern nur immer das für den Menschen Wohlthätige in den Naturerscheinungen bemerken lernen müssen, damit sie ja nicht über der Natur ihr werthes Ich aus den Augen verlieren, sondern hübsch alles unter der beschränkten Ansicht der Beziehung auf den Men-

schen kennen lernen *). Eine Ansicht, welche von der religiösen grade das Gegentheil ist, denn nach dieser vergißt der Mensch sich über dem Ganzen, und gern sieht er sich hier nicht als Zweck der Schöpfung, sondern als unbedeutendes Partikelchen des Weltalls an.

Der Natur nicht zuwiderwirken, sondern ihren Gang still beobachten, das ist die erste Pflicht

*) Ein Beispiel mag zur Erläuterung des Gesagten dienen, wie nämlich die neuere Erziehung den Sinn für das Große und Erhabene an sich zu unterdrücken pflegt. Einer unserer ersten Reformatoren des Erziehungswesens schildert in einer seiner Reisebeschreibungen für Kinder einen weltberühmten Wasserfall, eines der erhabensten Schauspiele der Natur, und gesteht dabey, daß er durchaus nichts von der Rührung und dem Staunen, wovon Reisende bey diesem Anblick ergriffen zu werden versichern, empfunden habe, weil ihm das ganze Phänomen mit einem — Kraftgenie viel Aehnlichkeit zu haben schiene, das zwar auch auf eine lärmende, geräuschvolle Art sich äußere, aber nicht im Stillen nütze. Weit besser, habe er gedacht, wäre es ja für den Verkehr der Menschen, wenn der Fluß, statt geräuschvoll vom Felsen zu stürzen, in einem ebenen Bette ruhig hinflösse, und befrachtete Schiffe trüge. Wenn alle Belehrungen eines

des Erziehers überhaupt, und der, dem die religiöse Bildung obliegt, wird demnach das Kind in seinen harmlosen Träumereien einer übersinnlichen Welt zuvörderst nicht ohne Noth stören müssen. Soll er ihnen aber etwa durch Erzählungen nach Art der Ammenmährchen Nahrung geben? Das würde nicht zu rathen seyn, schon weil es mit der Würde des Erziehungsgeschäfts sich nicht gut verträgt, denn ein Mährchen in

Kindes nach dieser Regel zugeschnitten sind, dann ist es freilich kein Wunder, wenn man in der Folge keine Seite bey ihm auffinden kann, wo sich religiöse Gefühle anknüpfen ließen; aber dies heißt auch der Natur in ihren Wirkungen gerade entgegen arbeiten. Denn, um zu dem obigen Beispiel zurückzukehren, der Eindruck, den der Anblick eines großen Wasserfalls auf den Anschauenden macht, ist Staunen, Bewunderung, Ehrfurcht, wenn man sich in völliger Passivität demselben überläßt, und nicht dem unzeitig weisen Verstande Gehör giebt, der hier eben so wenig hergehört als eine Betrachtung über die Natur des Schalls in die Aufführung einer schönen Musik. Und was soll man dazu sagen, wenn ein solcher Pädagoge doch selbst alle Augenblicke das Wort Religion in den Mund nimmt? Das gelindeste, was man von ihm sagen kann, ist, daß er nicht wisse, was er wolle.

schen kennen lernen *). Eine Ansicht, welche von der religiösen grade das Gegentheil ist, denn nach dieser vergißt der Mensch sich über dem Ganzen, und gern sieht er sich hier nicht als Zweck der Schöpfung, sondern als unbedeutendes Partikelchen des Weltalls an.

Der Natur nicht zuwiderwirken, sondern ihren Gang still beobachten, das ist die erste Pflicht

*) Ein Beispiel mag zur Erläuterung des Gesagten dienen, wie nämlich die neuere Erziehung den Sinn für das Große und Erhabene an sich zu unterdrücken pflegt. Einer unserer ersten Reformatoren des Erziehungswesens schildert in einer seiner Reisebeschreibungen für Kinder einen weltberühmten Wasserfall, eines der erhabensten Schauspiele der Natur, und gesteht dabey, daß er durchaus nichts von der Rührung und dem Staunen, wovon Reisende bey diesem Anblick ergriffen zu werden versichern, empfunden habe, weil ihm das ganze Phänomen mit einem — Kraftgenie viel Aehnlichkeit zu haben schiene, das zwar auch auf eine lärmende, geräuschvolle Art sich äußere, aber nicht im Stillen nütze. Weit besser, habe er gedacht, wäre es ja für den Verkehr der Menschen, wenn der Fluß, statt geräuschvoll vom Felsen zu stürzen, in einem ebenen Bette ruhig hinflösse, und befrachtete Schiffe trüge. Wenn alle Belehrungen eines

des Erziehers überhaupt, und der, dem die religiöse Bildung obliegt, wird demnach das Kind in seinen harmlosen Träumereien einer übersinnlichen Welt zuvörderst nicht ohne Noth stören müssen. Soll er ihnen aber etwa durch Erzählungen nach Art der Ammenmährchen Nahrung geben? Das würde nicht zu rathen seyn, schon weil es mit der Würde des Erziehungsgeschäfts sich nicht gut verträgt, denn ein Mährchen in

Kindes nach dieser Regel zugeschnitten sind, dann ist es freilich kein Wunder, wenn man in der Folge keine Seite bey ihm auffinden kann, wo sich religiöse Gefühle anknüpfen ließen; aber dies heißt auch der Natur in ihren Wirkungen gerade entgegen arbeiten. Denn, um zu dem obigen Beispiel zurückzukehren, der Eindruck, den der Anblick eines großen Wasserfalls auf den Anschauenden macht, ist Staunen, Bewunderung, Ehrfurcht, wenn man sich in völliger Passivität demselben überläßt, und nicht dem unzeitig weisen Verstande Gehör giebt, der hier eben so wenig hergehört als eine Betrachtung über die Natur des Schalls in die Aufführung einer schönen Musik. Und was soll man dazu sagen, wenn ein solcher Pädagoge doch selbst alle Augenblicke das Wort Religion in den Mund nimmt? Das gelindeste, was man von ihm sagen kann, ist, daß er nicht wisse, was er wolle.

dem Munde desjenigen, dessen Beruf es mit sich bringt, Wahrheit als das heiligste Kleinod seinen Zöglingen zu empfehlen und theuer zu machen, steht nie gut. Ueberdies ist es auch gar nicht nöthig, denn die Phantasie der Kinder ist reichhaltig genug, um sich selbst unter einander mit den nöthigen Dichtungen zu versehen. Wer Kinder beobachtet hat, der wird wissen, daß es immer einige unter ihnen giebt, denen die Gabe der Dichtung gar nicht fehlt, und die daher auch gewöhnlich den Erzähler machen. Dabey hat der Erzieher den Vortheil, sich mit der lästigen Frage, der er gewiß nicht entgehen würde, ob das auch alles wahr sey, was er ihnen erzähle, verschont zu sehen.

Nächstdem wird das Kind auf alles Große und Erhabene, auf alles Außerordentliche aufmerksam gemacht werden müssen. Gegenstände aus der Natur eignen sich wohl am ersten dazu. Am besten ist hier freilich, das Kind zu den Gegenständen selbst hinzuführen, und da vernachlässige man doch ja keine Gelegenheit, wo man durch Anblicke der Art auf den Sinn wirken kann. Man lasse sie den furchtbar schnellen Blitz beobachten und seine zerstörenden Wirkungen sehen, mache sie aufmerksam auf das majestätische

Rollen des Donners, führe sie hin, wo jene streitenden Elemente zügellos ihre Macht ausüben, wo die Flamme in wenig Augenblicken zerstört, was Menschenhände Jahre lang mühsam gebauet oder erarbeitet haben, wo der unbändige Strom unverwüstbar scheinende Dämme durchbricht, Felder überschwemmt, und Wohnungen mit Hab und Gut fortspült. Wo man den Anblick großer außerordentlicher Naturphänomene selbst nicht haben kann, da werden möglichst lebhafte Beschreibungen, wie z. B. von vulkanischen Eruptionen, von Erdbeben, Seestürmen u. dergl. die Stelle vertreten müssen. — Man befürchte nicht, daß auf diese Weise der Geist eine zu starke Richtung auf das Außerordentliche bekommen, und dadurch verzogen werden möchte, indem er das Gewöhnliche, das an sich oft nicht weniger groß und erhaben ist als etwas noch so Außerordentliches, gering schätzen werde. Denn erstlich ist hiermit gar nicht gesagt, man solle den jungen Geist auf das Gewöhnliche und Alltägliche gar nicht aufmerksam machen, welches allerdings immer die Hauptsache der ganzen Erziehung bleiben wird; es wird nur behauptet, daß dies nicht im Stande sey, gerade den Sinn fürs Erhabene in jungen Gemüthern zu wecken

dem Munde desjenigen, dessen Beruf es mit sich bringt, Wahrheit als das heiligste Kleinod seinen Zöglingen zu empfehlen und theuer zu machen, steht nie gut. Ueberdies ist es auch gar nicht nöthig, denn die Phantasie der Kinder ist reichhaltig genug, um sich selbst unter einander mit den nöthigen Dichtungen zu versehen. Wer Kinder beobachtet hat, der wird wissen, daß es immer einige unter ihnen giebt, denen die Gabe der Dichtung gar nicht fehlt, und die daher auch gewöhnlich den Erzähler machen. Dabey hat der Erzieher den Vortheil, sich mit der lästigen Frage, der er gewiß nicht entgehen würde, ob das auch alles wahr sey, was er ihnen erzähle, verschont zu sehen.

Nächstdem wird das Kind auf alles Große und Erhabene, auf alles Außerordentliche aufmerksam gemacht werden müssen. Gegenstände aus der Natur eignen sich wohl am ersten dazu. Am besten ist hier freilich, das Kind zu den Gegenständen selbst hinzuführen, und da vernachlässige man doch ja keine Gelegenheit, wo man durch Anblicke der Art auf den Sinn wirken kann. Man lasse sie den furchtbar schnellen Blitz beobachten und seine zerstörenden Wirkungen sehen, mache sie aufmerksam auf das majestätische

Rollen des Donners, führe sie hin, wo jene streitenden Elemente zügellos ihre Macht ausüben, wo die Flamme in wenig Augenblicken zerstört, was Menschenhände Jahre lang mühsam gebauet oder erarbeitet haben, wo der unbändige Strom unverwüstbar scheinende Dämme durchbricht, Felder überschwemmt, und Wohnungen mit Hab und Gut fortspült. Wo man den Anblick großer außerordentlicher Naturphänomene selbst nicht haben kann, da werden möglichst lebhafte Beschreibungen, wie z. B. von vulkanischen Eruptionen, von Erdbeben, Seestürmen u. dergl. die Stelle vertreten müssen. — Man befürchte nicht, daß auf diese Weise der Geist eine zu starke Richtung auf das Außerordentliche bekommen, und dadurch verzogen werden möchte, indem er das Gewöhnliche, das an sich oft nicht weniger groß und erhaben ist als etwas noch so Außerordentliches, gering schätzen werde. Denn erstlich ist hiermit gar nicht gesagt, man solle den jungen Geist auf das Gewöhnliche und Alltägliche gar nicht aufmerksam machen, welches allerdings immer die Hauptsache der ganzen Erziehung bleiben wird; es wird nur behauptet, daß dies nicht im Stande sey, gerade den Sinn fürs Erhabene in jungen Gemüthern zu wecken

und zu nähren. Es ist einmal der Gang der Natur, daß nur das Außerordentliche besondern Eindruck macht, und Kräfte und Gefühle erweckt, die vorher noch schlummerten. Das Gewöhnliche und Alltägliche erscheint erst dem reifern Verstande als groß, und zwar erst durch das Mittel der Ueberlegung, oft selbst erst durch Anwendung vieler erworbenen Kenntnisse.

Das Außerordentliche in der Natur aber ist nicht das Einzige, wodurch der Sinn für das Erhabene belebt werden kann; es muß dies auch durch die Erscheinungen in der moralischen Welt geschehen. Man mache daher Kinder zeitig mit solchen Handlungen von Menschen bekannt, die von einer ungewöhnlichen Kraftäußerung zeugen. Thaten eines hohen Muthes also, oder Heldenthaten im engern Sinn, aber auch Heldenthaten überhaupt, wobey jemand für andre viel oder das höchste was er wagen kann, Leib und Leben, wagt, oder wohl gar aufopfert, können dem Sinne für das Große und Erhabene viel Nahrung geben, wenn man anders nicht wieder zur Unzeit geschäftig ist, die oft kleinlichen Bewegungsgründe, welche Menschen wohl auch zu großen Handlungen vermocht haben, aufzusuchen, oder wohl gar vorauszusetzen. Es pflegt dies

wohl zu geschehen, denn wer sich selbst keines großen Entschlusses fähig fühlt, sucht auch gern alles andre großscheinende zu seiner Gemeinheit herabzuziehen. Dabey muß denn freilich der Sinn leer ausgehen, und das Herz kalt bleiben, das sonst erwärmt werden, und großer Entschlüsse fähig gemacht werden könnte. Sollte auch eine That, die nicht ohne große Aufopferung vollbracht werden kann, aus einer unreinen, von der Vernunft nicht zu billigenden Quelle entspringen, dennoch lasse man ihr, was groß daran ist, und erinnere sich, daß es viel leichter sey, das Opfer, das ein Schwärmer darbringt, in ein lächerliches Licht zu stellen, und einer großen Handlung ihren Werth zu nehmen, als nur ein Zehntel der Kraft anzuwenden, die zu einem solchen Opfer erfordert wird. Erst wenn der Sinn für das Große und Erhabene schon eine gewisse Stärke und Festigkeit, und der Verstand mehr Reife bekommen hat, dann ist es Zeit, in die Bewegungsgründe solcher Handlungen einzudringen, und sie überhaupt näher zu würdigen, ohne dabey Gefahr zu laufen, das junge Gemüth zur Gemeinheit herabzudrücken.

Soviel vorläufig, bloß um der ersten Entwickelung des Sinnes für das Große und Er-

habene nicht nur nicht hinderlich zu seyn, sondern sie auch auf eine indirekte Art zu befördern. Soll nun aber zur nähern Entwickelung des eigentlich religiösen Sinnes fortgeschritten werden, so glaube ich, wird hier nicht gleich mit einem eigentlichen Unterricht, wenn er auch noch so leicht und faßlich seyn möchte, anzufangen seyn. Zweckmäßiger scheint es mir vielmehr, wenn man dem jungen Gemüthe erst einen Vorrath von Gegenständen überliefert, an denen besonders der religiöse Sinn Nahrung finden, und sich in seiner Thätigkeit üben kann. Dies könnte aber füglich dadurch geschehen, daß man Kinder mit solchen Geschichten von einzelnen Personen oder großen Gesellschaften von Menschen bekannt machte, in deren Schicksalen sich deutliche, auffallende Spuren einer höhern über das Schicksal waltenden verständigen Macht zeigt. An Stoff hierzu kann es wohl eigentlich nicht fehlen, da ihn die Lebensgeschichte eines jeden Menschen dem aufmerksamen Beobachter darbietet. Es wird daher auch nicht übel gethan seyn, dergleichen Geschichten aus einem Kreise herzunehmen, der den Kindern selbst so nah als möglich ist, und der Lehrer, der aus seinem eignen Leben oder aus dem Leben solcher Personen, die

seinen Schülern bekannt sind, Umstände der Art anzuführen weiß, kann sich der Erreichung seines Zwecks ziemlich versichert halten. Außerdem bietet aber hier die Geschichte Stoff in Menge dar, sowohl die allgemeine Weltgeschichte als insonderheit die biblische.

Die meiste Ausbeute läßt sich indessen von der lebendigen Darstellung wirklich religiöser Charaktere erwarten, und zu dem Ende würden ganz vorzüglich die biblischen Charaktere zu benutzen seyn, wiewohl auch aus der profanen Geschichte Charaktere von religiösen Feldherren, Gelehrten, Künstlern, Staatsmännern, gewiß nicht ohne großen Nutzen dargestellt werden würden. Ja diese Mannigfaltigkeit würde den eigenthümlichen Vortheil gewähren, daß sie die Religion in der mannigfaltigsten Gestalt zeigte, was für sie selbst von großer Wichtigkeit ist, da sich bei den Religiösen so leicht eine gewisse Einförmigkeit und Einseitigkeit einzuschleichen pflegt, und da die Religion in ihren Aeußerungen eben so mannigfaltig ist, als das Schöne. Auch die Schönheit hat daher häufig das Schicksal gehabt, und erfährt es wohl noch, von einseitigen Kennern zu sehr auf eine bestimmte Form beschränkt zu werden, da sie doch unendlich

habene nicht nur nicht hinderlich zu seyn, sondern sie auch auf eine indirekte Art zu befördern. Soll nun aber zur nähern Entwickelung des eigentlich religiösen Sinnes fortgeschritten werden, so glaube ich, wird hier nicht gleich mit einem eigentlichen Unterricht, wenn er auch noch so leicht und faßlich seyn möchte, anzufangen seyn. Zweckmäßiger scheint es mir vielmehr, wenn man dem jungen Gemüthe erst einen Vorrath von Gegenständen überliefert, an denen besonders der religiöse Sinn Nahrung finden, und sich in seiner Thätigkeit üben kann. Dies könnte aber füglich dadurch geschehen, daß man Kinder mit solchen Geschichten von einzelnen Personen oder großen Gesellschaften von Menschen bekannt machte, in deren Schicksalen sich deutliche, auffallende Spuren einer höhern über das Schicksal waltenden verständigen Macht zeigt. An Stoff hierzu kann es wohl eigentlich nicht fehlen, da ihn die Lebensgeschichte eines jeden Menschen dem aufmerksamen Beobachter darbietet. Es wird daher auch nicht übel gethan seyn, dergleichen Geschichten aus einem Kreise herzunehmen, der den Kindern selbst so nah als möglich ist, und der Lehrer, der aus seinem eignen Leben oder aus dem Leben solcher Personen, die

seinen Schülern bekannt sind, Umstände der Art anzuführen weiß, kann sich der Erreichung seines Zwecks ziemlich versichert halten. Außerdem bietet aber hier die Geschichte Stoff in Menge dar, sowohl die allgemeine Weltgeschichte als insonderheit die biblische.

Die meiste Ausbeute läßt sich indessen von der lebendigen Darstellung wirklich religiöser Charaktere erwarten, und zu dem Ende würden ganz vorzüglich die biblischen Charaktere zu benutzen seyn, wiewohl auch aus der profanen Geschichte Charaktere von religiösen Feldherren, Gelehrten, Künstlern, Staatsmännern, gewiß nicht ohne großen Nutzen dargestellt werden würden. Ja diese Mannigfaltigkeit würde den eigenthümlichen Vortheil gewähren, daß sie die Religion in der mannigfaltigsten Gestalt zeigte, was für sie selbst von großer Wichtigkeit ist, da sich bei den Religiösen so leicht eine gewisse Einförmigkeit und Einseitigkeit einzuschleichen pflegt, und da die Religion in ihren Aeußerungen eben so mannigfaltig ist, als das Schöne. Auch die Schönheit hat daher häufig das Schicksal gehabt, und erfährt es wohl noch, von einseitigen Kennern zu sehr auf eine bestimmte Form beschränkt zu werden, da sie doch unendlich

mannigfaltig sich offenbart, und gewiß nur der ihr Vertrauter ist, der in allen diesen verschiedenen Gestalten sie immer wieder zu finden und sich ihrer überall zu freuen versteht.

Die Aehnlichkeit zwischen dem religiösen und dem Schönheitsgefühl, wovon schon verschiedentlich die Rede gewesen ist, zeigt sich auch in der Bildung beider. Das Schönheitsgefühl nämlich oder der Sinn für das Schöne wird durch Anschauung des Schönen geweckt und genährt, und der religiöse Sinn entfaltet sich beim Anschauen und Betrachten religiöser Charaktere. Hier findet der religiöse Sinn nicht bloß rohen Stoff, den er erst verarbeiten müßte, so wie dies gewissermaßen bey den zuerst vorgeschlagenen Mitteln der Fall ist, sondern die religiöse Schönheit steht gleichsam fertig vor seinen Augen, und er schaut gewissermaßen sich selbst außer sich an.

Es würde nicht unzweckmäßig seyn, wenn sich jemand für diesen vorbereitenden Religionsunterricht oder vielmehr für diese erste Nahrung des religiösen Sinnes einen Leitfaden zu schreiben die Mühe nähme, welcher eine Sammlung von Geschichten und Charakteren der vorherbeschriebenen Art enthielte. Die Haupteigenschaft

einer solchen Sammlung würde in der Simplicität der Darstellung und der getreuen deutlichen Zeichnung der Charaktere bestehen, so daß die religiöse Seite an ihnen immer in das klärste Licht, aber ohne allen Zwang, gesetzt würde. In den Händen des Schülers müßte das Buch nicht seyn, weil dadurch der Reiz der Neuheit für die einzelnen Gegenstände verloren gehen könnte, besonders da hier der Lehrer wenig oder nichts von seinem eigenen zur Erklärung hinzuzuthun hat. Er soll hier nur die Sache dem Schüler vorstellen, und ihre Wirkung still dem Geist desselben überlassen. Sein Verdienst wird nur darin bestehen, gerade die Seite der Darstellung zu treffen, welche am leichtesten auf das junge Gemüth Eindruck macht, und wenn er einen zweckmäßigen Leitfaden vor sich hat, so findet er dies in demselben. Auf einzelne Lehren oder Wahrheiten der Religion läßt er sich hier noch gar nicht ausdrücklich ein; es gnügt ihm, den Blick des Schülers bey Betrachtung der Welt und der menschlichen Schicksale über die Sinnlichkeit hinausgerückt und ihm den Zustand eines Gemüths vorgezeichnet zu haben, das aus diesem, d. h. aus dem religiösen Gesichtspunkt die Welt ansieht. Gelingt ihm diese seine Ab-

sicht, so hat er auch die Gemüther für die Religion gewonnen, oder den Grund dazu in ihnen gelegt.

Nachdem nämlich so gleichsam der Boden für die Pflanze der Religion bearbeitet worden ist, läßt sich ihr Gedeihen mit einiger Wahrscheinlichkeit erwarten, und nun wird es Zeit seyn, mit Ausstreuung des Samens religiöser Wahrheiten den Anfang zu machen, oder mit dem eigentlich-religiösen Unterricht zu beginnen. Ohne jene Weckung des religiösen Sinnes überhaupt pflegt dieser Unterricht, wie jeder andere, mehr Sache des Gedächtnisses und Kopfes zu seyn, als, was er seiner Natur nach seyn soll, ein Gegenstand des Herzens oder des innern Sinns. In so fern nämlich findet ein schneidender Unterschied zwischen dem Religionsunterricht und einem jeden andern Unterricht Statt, ja man kann gewissermaßen mit Recht sagen: daß ein wirklicher Unterricht in der Religion eigentlich gar nicht Statt finde, weil sie selbst kein Gegenstand des Wissens sondern des Fühlens ist. Daraus wird sich für den Lehrer der Religion wenigstens die Regel ergeben, daß keine Wahrheit sich für den Religionsunterricht eignet, die nicht in Gefühl

über-

übergehen kann, und daß er sie gerade von dieser Seite, wo sie das Gefühl anspricht, darstellen muß.

Dies gehörig erwogen läßt sich leicht einsehen, wie viel nun auf das Verfahren des Lehrers ankommen werde. Soll er vermittelst einer Wahrheit Gefühl erregen, so ist vor allen Dingen nöthig, daß er selbst von diesen Gefühlen durchdrungen sey, denn die rührendsten Wahrheiten lassen das Herz kalt, wenn sie ohne Wärme bloß als ein Gegenstand der Erkenntniß dargestellt werden; Gefühle hingegen erregen Gefühle, und sie sprechen einander nicht sowohl durch Worte an, als durch die sämmtlichen Aeußerungen des bewegten Geistes in Mienen, Gebehrden, Ton der Stimme u. s. w. Diese natürlichste Sprache ist auch die verständlichste für jedermann und besonders für den Ungebildeten, dem die deutlichsten Worte diese Klarheit nicht haben, und dem sonst unverständliche Worte dadurch erst Sinn und Bedeutung erhalten. Es gilt dies aber auch eigentlich nur von der natürlich ungekünstelten Sprache der Gefühle, denn eine erkünstelte Deklamation verräth sich nur zu leicht, und das gesunde Gefühl weiß sehr wohl die eigentliche Herzenssprache von der, die es seyn

will, wie die gesunde Röthe von der Schminke, zu unterscheiden.

Uebrigens ist es gar nicht nöthig, daß die Religionswahrheiten hier schon in einer bestimmten Ordnung vorgenommen werden, ja eine Ungebundenheit in dieser Hinsicht dürfte vielleicht der Regelmäßigkeit vorzuziehen seyn. Denn so wie überhaupt, so ist auch hier es rathsamer, erst an das Sammeln von Materialien zu denken, ehe man sich mit ihrer Ordnung befaßt. Diese Materialien nun werden am zweckmäßigsten aus dem ehrwürdigen Buche, das sich so viele Jahrhunderte durch sich selbst als Quelle religiöser Erkenntnisse bewährt hat, genommen werden. Denn schwerlich wird man irgendwo diese Wahrheiten so kräftig und dabey so einfach und so das Herz ansprechend ausgedruckt finden, als gerade da. Mit den moralischen Wahrheiten oder Sentenzen verhält es sich eben so; Würde, Kürze und Energie erheben sie zu dem Range wahrhaft goldner Sprüche. Auch sie, und zwar die allgemeinsten und wichtigsten, oder vielmehr die für das Kinderalter nöthigsten, können bey diesem Unterricht mitgenommen werden, und mit den religiösen Sprüchen abwechseln. Denn wenn gleich zwischen Religion und Moral

in gewisser Rücksicht ein schneidender Unterschied Statt findet, und es in vieler Hinsicht nöthig ist, denselben zu kennen, so gehn doch beide im Leben gleichsam Hand in Hand, daher auch der Religionsunterricht mit dem moralischen sich sehr natürlich verbinden läßt, und von jeher verbunden gewesen ist. Auch hier ist an eigentliche Ordnung weiter nicht zu denken, wenn gleich dem Lehrer zu rathen ist, eine bestimmte Auswahl unter den zu erläuternden Sprüchen für sich zu treffen, damit er nicht nöthige Dinge vergesse, oder zu einem und demselben öfter wiederkehre.

Auf diese Art läßt sich vielleicht zugleich noch der Vortheil erreichen, der Bibel die ihr gebührende Achtung wieder zu gewinnen, eine Achtung, die so sicherer gegründet seyn wird, als wenn wir den Kindern viel von der Heiligkeit und Ehrwürdigkeit dieses Buches vorsprechen, welches doch immer nur auf eine für sie unverständliche Art geschehen könnte, welches aber jetzt nicht der Fall ist, wo sie Wahrheiten daraus kennen lernen, denen ihr Verstand und ihr Herz gleichen Beifall geben muß.

Noch möchte ich rathen, zu mehrerer Abwechslung selbst erbauliche Liederverse in diesen

Unterricht hineinzuziehen, und sie entweder mit sinnverwandten Sprüchen der Bibel zu verbinden, oder auch für sich zu erklären und ans Herz zu legen. Kurze leicht zu behaltende Verse würden sich dazu besser passen, als lange, weitläuftige, Kinder leicht ermüdende Lieder, und alte Liederverse dürften vielleicht modernen, wenn diese auch mit jenen an sich gleichen Werth hätten, vorzuziehen seyn, weil der antike Anstrich ihnen eine gewisse Würde giebt, die den modernen fehlt. Nicht als ob unter den neuern Liedern und Hymnen sich nicht viele auch durch eine vorzügliche Würde auszeichneten, allein das Alter scheint einmal überhaupt, selbst die leblose Natur macht keine Ausnahme davon, das Privilegium einer besondern Würde zu haben. Dieselbe Ermahnung aus dem Munde eines Greises und von einem jungen Manne gegeben, welch ein Unterschied, wenn man auf den ersten Eindruck sieht, den sie wenigstens auf einen Ungebildeten macht. Erst das im Abstrahiren geübtere Nachdenken findet eine vollkommene Gleichheit, also der Verstand, nicht der Sinn. Eine ganz ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Eindruck, den alte Liederverse oder Sentenzen im Gegensatz gegen neuere auf das Gemüth machen. Daß

aber auch der Ungebildete hier einen gewissen Takt besitze, wornach er das Antike von dem Modernen zu unterscheiden weiß, auch wenn er nicht im Stande ist, dies auf deutliche Begriffe zu bringen, lehrt eine bekannte Erfahrung. Eben deswegen aber werden die modernen religiösen Produkte sich vorzüglich für den spätern, reifern Religionsunterricht eignen.

Auf diese Weise scheint es mir gar keine besondere Schwierigkeit zu haben, den ersten vorbereitenden Religionsunterricht so einzurichten, daß dadurch vor allen Dingen der religiöse Sinn belebt und genährt werde. Da nun aber dies seine Hauptabsicht ist, so würde es überflüßig seyn, dem Schüler dazu schon einen Leitfaden in die Hände zu geben. Ihm die biblischen Sprüche und die Liederverse einzuprägen, dies kann auch ohne Buch leicht angehen, da dieselben so gewählt seyn müssen, daß ein ganz mittelmäßiges Gedächtniß sie nach einem paarmaligen Anhören fassen kann. Der Lehrer kann dies selbst als ein Mittel zur Schärfung der Aufmerksamkeit gebrauchen.

Bey dem folgenden Cursus des Religionsunterrichtes in einer höhern Classe könnte man be-

reits die eigentlichen Religionswahrheiten von der Moral absondern, und beide Theile schon mehr nach einer bestimmten Ordnung und mit etwas mehr Ausführlichkeit behandeln. Es wird vielleicht nun auch Zeit seyn, den Schüler, dessen Achtung für die Bibel bereits anderweitig gegründet ist, mit dem historischen Ursprung dieser religiösen Urkunden etwas näher bekannt zu machen, und ihm aus der Geschichte zu zeigen, wie theuer sie von jeher den wahren Frommen gewesen, wie Arglist und Bosheit dieselben oft zu unterdrücken gesucht, aber trotz den härtesten Verfolgungen ihren Zweck nicht haben erreichen können, und wie diese unschätzbaren Bücher das Instrument geworden seyen, die Menschen von der Tyranney der Hierarchie zu befreien, und ihnen den Gebrauch ihrer Vernunft wieder zu geben.

Mit dem historischen Unterricht über die Bibel verbinde man das Lesen in derselben, damit der Schüler auch mit einigem desjenigen Inhalts derselben bekannt werde, der nicht unmittelbar in den Religionsunterricht gehört. Man wähle dazu nach dem vorhergegangenen Unterricht über ein einzelnes Buch der Bibel aus diesem einen der interessantesten Abschnitte, wo möglich

von der Art, daß die Lektüre eine ascetische Anwendung bekommen kann, damit der Hauptzweck alles religiösen Unterrichts sich nicht zu weit aus den Augen entferne.

Bey diesem Cursus dürfte es schon eher rathsam seyn, einen Leitfaden des Unterrichts zum Grunde zu legen. Dieser müßte aber äußerst einfach seyn, die besondern Wahrheiten der Religion kurz und bündig, mehr in sentenziöser Form darstellen, und darunter die Belege aus der Bibel angedeutet enthalten. Der historische Unterricht über Ursprung und Geschichte der biblischen Bücher dürfte auch nichts weiter als Skizze seyn, und würde schicklich den eigentlichen Religionswahrheiten vorangehen, so wie der moralische alsdann den Beschluß machen könnte.

Daß der Religionsunterricht, wenn er bey dem Schüler ein immer reges Interesse erhalten soll, nicht in einer bloßen Wiederholung des einmal Gelehrten bestehen darf, sondern sich, wie jeder andere Unterricht, durch Neuheit dem Verstand und Herzen empfehlen müsse, versteht sich wohl von selbst. Soll er daher durch alle Classen einer hohen Schule fortgesetzt werden, so wird man auch dafür sorgen müssen, daß man

einerseits seinen Stoff vermehre, andrerseits aber den schon behandelten durch eine ausführlichere Bearbeitung erweitere. Demnach könnte sich nun der folgende Cursus auf Erörterung der Begriffe. Offenbarung, Eingebung (Inspiration), Weissagung, und überhaupt auf das Wunderbare näher einlassen, und auf die besondern positiven Lehren des Christenthums. Beides, das eigentlich Positive im Christenthum und das Wunderbare, hängt genau mit einander zusammen, und läßt sich nicht leicht trennen. Daß es nöthig sey, die sogenannten positiven, d. h. ausschließlichen Lehren der christlichen Religion (im Grunde nämlich ist im Christenthum, als einer durchaus positiven Religion, alles positiv) dem Schüler nicht vorzuenthalten, wird wohl niemand in Abrede seyn, da wir ja doch einmal äußerlich zu der christlichen Gesellschaft gehören, und so viele öffentliche Einrichtungen daher rühren, die den Nachdenkenden unmöglich gleichgültig lassen können. Gesetzt aber auch, die positiven Lehren des Christenthums führten nicht auf die eben angeführten Begriffe des Wunderbaren, so würden sie doch ein Gegenstand des Religionsunterrichts seyn, da sie an sich eigentlich religiöse Begriffe sind, und sich

deswegen auch in allen Religionen finden. Von dieser Seite hätte man die Sache eher betrachten sollen, so würden vielleicht eine Menge Streitigkeiten über diese Materie eher geschlichtet worden, oder gänzlich unterblieben seyn. Der muß mit dem Geiste der Religion wenig vertraut seyn, der noch nicht weiß, daß alle ihre Ansichten und Anschauungen, welche ihren Gefühlen zum Grunde liegen, durchaus die Natur des Wunderbaren haben. Denn es ist ja klar, daß es Ansichten von einem Gesichtspunkt aus gefaßt sind, der jenseits der Gränzen der Sinnlichkeit liegt. Der Religiöse, wenn eine Naturerscheinung Gegenstand seiner, nämlich religiösen, Anschauung wird, erkennt in ihm nicht den Zusammenfluß geist- und herzloser, nach ewig unveränderlichen Gesetzen wirkender Kräfte, sondern er sieht hier die Wirkung eines freien, verständigen, fühlenden, unendlichen Wesens, das durch jene Kräfte in der Sinnlichkeit sich offenbaret; ja, da das hieraus entspringende Gefühl die Hauptsache für ihn ist, so überspringt der Blick die Naturkräfte, zumal da sie zur Belebung des religiösen Gefühls nichts beitragen, wohl eher dasselbe stören könnten, und knüpft die überirdische Ursache unmittelbar

einerseits seinen Stoff vermehre, andrerseits aber den schon behandelten durch eine ausführlichere Bearbeitung erweitere. Demnach könnte sich nun der folgende Cursus auf Erörterung der Begriffe. Offenbarung, Eingebung (Inspiration), Weissagung, und überhaupt auf das Wunderbare näher einlassen, und auf die besondern positiven Lehren des Christenthums. Beides, das eigentlich Positive im Christenthum und das Wunderbare, hängt genau mit einander zusammen, und läßt sich nicht leicht trennen. Daß es nöthig sey, die sogenannten positiven, d. h. ausschließlichen Lehren der christlichen Religion (im Grunde nämlich ist im Christenthum, als einer durchaus positiven Religion, alles positiv) dem Schüler nicht vorzuenthalten, wird wohl niemand in Abrede seyn, da wir ja doch einmal äußerlich zu der christlichen Gesellschaft gehören, und so viele öffentliche Einrichtungen daher rühren, die den Nachdenkenden unmöglich gleichgültig lassen können. Gesetzt aber auch, die positiven Lehren des Christenthums führten nicht auf die eben angeführten Begriffe des Wunderbaren, so würden sie doch ein Gegenstand des Religionsunterrichts seyn, da sie an sich eigentlich religiöse Begriffe sind, und sich

deswegen auch in allen Religionen finden. Von dieser Seite hätte man die Sache eher betrachten sollen, so würden vielleicht eine Menge Streitigkeiten über diese Materie eher geschlichtet worden, oder gänzlich unterblieben seyn. Der muß mit dem Geiste der Religion wenig vertraut seyn, der noch nicht weiß, daß alle ihre Ansichten und Anschauungen, welche ihren Gefühlen zum Grunde liegen, durchaus die Natur des Wunderbaren haben. Denn es ist ja klar, daß es Ansichten von einem Gesichtspunkt aus gefaßt sind, der jenseits der Gränzen der Sinnlichkeit liegt. Der Religiöse, wenn eine Naturerscheinung Gegenstand seiner, nämlich religiösen, Anschauung wird, erkennt in ihm nicht den Zusammenfluß geist- und herzloser, nach ewig unveränderlichen Gesetzen wirkender Kräfte, sondern er sieht hier die Wirkung eines freien, verständigen, fühlenden, unendlichen Wesens, das durch jene Kräfte in der Sinnlichkeit sich offenbaret; ja, da das hieraus entspringende Gefühl die Hauptsache für ihn ist, so überspringt der Blick die Naturkräfte, zumal da sie zur Belebung des religiösen Gefühls nichts beitragen, wohl eher dasselbe stören könnten, und knüpft die überirdische Ursache unmittelbar

an die sinnliche Erscheinung an. Denn was liegt in dem Begriff eines Wunders allgemein genommen anders als eine Verknüpfung übersinnlicher Ursachen mit sinnlichen Erscheinungen? Und eine solche Verknüpfung findet sich in der Seele eines jeden religiösfühlenden Menschen. Oder meint man, daß etwas anders in der Seele des Genesenen z. B. vorgeht, der in freudigwehmüthiger Rührung Gott die Empfindungen des Danks für die wieder erhaltene Gesundheit darbringt? Und haben nicht alle andere Fälle, wo das religiöse Gefühl sich äußert, mit diesem eine vollkommene Aehnlichkeit? Ein jeder Religiöser ist also auch in gewissem Verstande ein Wundergläubiger, und muß es nothwendig seyn. Wer daher ein abgesagter Feind alles Wunderbaren überhaupt zu seyn glaubt, und dabey sich doch wirklich gewisser religiöser Empfindungen bewußt ist, wird finden, daß er wenigstens zu der Zeit, da er diese Gefühle hat, ein Wundergläubiger ist, wenn er sich anders selbst versteht.

Von diesem religiösen Wunderglauben unterscheidet sich aber derjenige, den ich den natürlichen oder philosophischen nennen möchte. Hier bleibt der Beobachter innerhalb der Sinnlichkeit, und hat zur Absicht, irgend eine sinnliche Er-

scheinung aus ihren Ursachen zu erklären, findet aber die natürliche Ursache zur Erklärung unzureichend, und nimmt daher seine Zuflucht zu einer übersinnlichen, d. h. zu einer Einwirkung der Gottheit. Zu einer solchen Annahme selbst aber findet sich kein zureichender Grund, denn sie setzt voraus, daß der Beobachter die sinnlichen Ursachen sämmtlich kenne. Davon aber wird er bey der Mangelhaftigkeit unserer Naturkenntniß in einem einzelnen Fall nie den Beweis führen können. Sodann wird durch einen solchen Glauben der Geist des Forschens gelähmt, weil er in jedem Fall, wo noch Ursachen zur Erklärung einer Erscheinung fehlen, sich berechtigt glauben wird, die fehlenden sinnlichen durch übersinnliche suppliren zu dürfen. Dieser Wunderglaube, der im Grunde Aberglaube ist, kann daher von der Vernunft nicht gebilligt werden, weil sie sonst mit sich selbst in Widerspruch kommen würde. Daß dies aber bey dem religiösen Wunderglauben nicht der Fall seyn könne, liegt am Tage. Denn endlich und zuletzt den ersten Grund aller sinnlichen Erscheinungen jenseits der Sinnlichkeit zu suchen, ist Bedürfniß der menschlichen Vernunft, weil sie sonst keinen Ruhepunkt finden würde, sondern in einer unendli-

an die sinnliche Erscheinung an. Denn was liegt in dem Begriff eines Wunders allgemein genommen anders als eine Verknüpfung übersinnlicher Ursachen mit sinnlichen Erscheinungen? Und eine solche Verknüpfung findet sich in der Seele eines jeden religiösfühlenden Menschen. Oder meint man, daß etwas anders in der Seele des Genesenen z. B. vorgeht, der in freudigwehmüthiger Rührung Gott die Empfindungen des Danks für die wieder erhaltene Gesundheit darbringt? Und haben nicht alle andere Fälle, wo das religiöse Gefühl sich äußert, mit diesem eine vollkommene Aehnlichkeit? Ein jeder Religiöser ist also auch in gewissem Verstande ein Wundergläubiger, und muß es nothwendig seyn. Wer daher ein abgesagter Feind alles Wunderbaren überhaupt zu seyn glaubt, und dabey sich doch wirklich gewisser religiöser Empfindungen bewußt ist, wird finden, daß er wenigstens zu der Zeit, da er diese Gefühle hat, ein Wundergläubiger ist, wenn er sich anders selbst versteht.

Von diesem religiösen Wunderglauben unterscheidet sich aber derjenige, den ich den natürlichen oder philosophischen nennen möchte. Hier bleibt der Beobachter innerhalb der Sinnlichkeit, und hat zur Absicht, irgend eine sinnliche Er-

scheinung aus ihren Ursachen zu erklären, findet aber die natürliche Ursache zur Erklärung unzureichend, und nimmt daher seine Zuflucht zu einer übersinnlichen, d. h. zu einer Einwirkung der Gottheit. Zu einer solchen Annahme selbst aber findet sich kein zureichender Grund, denn sie setzt voraus, daß der Beobachter die sinnlichen Ursachen sämmtlich kenne. Davon aber wird er bey der Mangelhaftigkeit unserer Naturkenntniß in einem einzelnen Fall nie den Beweis führen können. Sodann wird durch einen solchen Glauben der Geist des Forschens gelähmt, weil er in jedem Fall, wo noch Ursachen zur Erklärung einer Erscheinung fehlen, sich berechtigt glauben wird, die fehlenden sinnlichen durch übersinnliche suppliren zu dürfen. Dieser Wunderglaube, der im Grunde Aberglaube ist, kann daher von der Vernunft nicht gebilligt werden, weil sie sonst mit sich selbst in Widerspruch kommen würde. Daß dies aber bey dem religiösen Wunderglauben nicht der Fall seyn könne, liegt am Tage. Denn endlich und zuletzt den ersten Grund aller sinnlichen Erscheinungen jenseits der Sinnlichkeit zu suchen, ist Bedürfniß der menschlichen Vernunft, weil sie sonst keinen Ruhepunkt finden würde, sondern in einer unendli-

chen Reihe von Wirkung zu Ursach fortgehen müßte, ohne je ein Ende zu finden.

Sollte es jemanden befremden, daß die Vernunft auf diese Art zu widersprechenden Resultaten gelange, der bedenke, daß dies nur so scheine, und daß dasselbe fast in der Regel der Fall seyn müsse, wenn man einen und denselben Gegenstand aus verschiedenen oder wohl gar aus entgegengesetzten Gesichtspunkten betrachtet. Der Satz, den einige Scholastiker zur Vertheidigung gegen gewisse Angriffe aufstellten, daß nämlich etwas theologisch wahr seyn könne, was philosophisch falsch sey, indem theologische und philosophische Wahrheit zwey verschiedene Dinge wären, ist also recht verstanden so lächerlich nicht, als ihn manche gefunden haben. Es ist ja eine bekannte Sache, daß alles auf die Bestimmung des Gesichtspunktes ankommt, wenn man streitende Meinungen über einen Gegenstand vereinigen will; leider aber ist es eben so gewiß, daß bey den meisten Streitigkeiten, die geführt worden sind, man sich dies viel zu wenig zur Regel gemacht hat, und daß gerade bey dem Streit über die Zuläßlichkeit der Wunder davon gar nicht die Rede gewesen ist, weder bei ihren Vertheidigern noch bei ihren Gegnern. Daß der

gemeine schlichte Verstand diesen Unterschied nicht macht, daß bey ihm also Wunder im religiösen Sinn und Wunder überhaupt in eins zusammenfließen, ist sehr begreiflich und verzeihlich, so lange er in den Regionen der Religion bleibt. Das natürliche Gefühl scheint hier auch ziemlich richtig geleitet zu haben, indem die heftigsten Vertheidiger solcher Wunder, die mit der Religion zusammenhangen, oft nichts von Wundern ihrer Zeit wissen wollten. Dies kann uns zugleich lehren, ob es mit dem Wunderglauben selbst im allgemeinen Sinne, so lange er sich auf die Religion beschränkt, (und das thut er, wenn er rechter Art ist) so eine gefährliche, den Aberglauben befördernde Sache sey, oder nicht. Daß dies nicht nothwendig der Fall seyn müsse, beweisen unzählige Beispiele wahrhaft frommer aber dabey ungebildeter Menschen; daß aber dieser Glaube sehr leicht durch arglistige Leitung in den verderblichsten Aberglauben übergehen könne, lehrt leider die Geschichte der Menschheit unter der Hierarchie.

Aus dem Allen folgt vor der Hand so viel, daß die ganze Materie mit besonderer Vorsicht behandelt seyn will. Schülern, denen dieser Cursus des Religionsunterrichts bestimmt ist,

chen Reihe von Wirkung zu Ursach fortgehen müßte, ohne je ein Ende zu finden.

Sollte es jemanden befremden, daß die Vernunft auf diese Art zu widersprechenden Resultaten gelange, der bedenke, daß dies nur so scheine, und daß dasselbe fast in der Regel der Fall seyn müsse, wenn man einen und denselben Gegenstand aus verschiedenen oder wohl gar aus entgegengesetzten Gesichtspunkten betrachtet. Der Satz, den einige Scholastiker zur Vertheidigung gegen gewisse Angriffe aufstellten, daß nämlich etwas theologisch wahr seyn könne, was philosophisch falsch sey, indem theologische und philosophische Wahrheit zwey verschiedene Dinge wären, ist also recht verstanden so lächerlich nicht, als ihn manche gefunden haben. Es ist ja eine bekannte Sache, daß alles auf die Bestimmung des Gesichtspunktes ankommt, wenn man streitende Meinungen über einen Gegenstand vereinigen will; leider aber ist es eben so gewiß, daß bey den meisten Streitigkeiten, die geführt worden sind, man sich dies viel zu wenig zur Regel gemacht hat, und daß gerade bey dem Streit über die Zuläßlichkeit der Wunder davon gar nicht die Rede gewesen ist, weder bei ihren Vertheidigern noch bei ihren Gegnern. Daß der

gemeine schlichte Verstand diesen Unterschied nicht macht, daß bey ihm also Wunder im religiösen Sinn und Wunder überhaupt in eins zusammenfließen, ist sehr begreiflich und verzeihlich, so lange er in den Regionen der Religion bleibt. Das natürliche Gefühl scheint hier auch ziemlich richtig geleitet zu haben, indem die heftigsten Vertheidiger solcher Wunder, die mit der Religion zusammenhangen, oft nichts von Wundern ihrer Zeit wissen wollten. Dies kann uns zugleich lehren, ob es mit dem Wunderglauben selbst im allgemeinen Sinne, so lange er sich auf die Religion beschränkt, (und das thut er, wenn er rechter Art ist) so eine gefährliche, den Aberglauben befördernde Sache sey, oder nicht. Daß dies nicht nothwendig der Fall seyn müsse, beweisen unzählige Beispiele wahrhaft frommer aber dabey ungebildeter Menschen; daß aber dieser Glaube sehr leicht durch arglistige Leitung in den verderblichsten Aberglauben übergehen könne, lehrt leider die Geschichte der Menschheit unter der Hierarchie.

Aus dem Allen folgt vor der Hand so viel, daß die ganze Materie mit besonderer Vorsicht behandelt seyn will. Schülern, denen dieser Cursus des Religionsunterrichts bestimmt ist,

dürfte vielleicht der angeführte Unterschied zwischen dem religiösen Wunderglauben und dem Wunderglauben überhaupt schon einleuchtend gemacht werden können. Will man sich darauf nicht einlassen, so mache man wenigstens auf das Wunderbare in der ganzen Stimmung des Religiösen aufmerksam, und zeige, daß ihm eigentlich alles ein Wunder ist und seyn muß, was ihm in der Natur als eine Aeußerung der göttlichen Eigenschaften oder des göttlichen Willens erscheint. Daß eben dies auch die simple religiöse alte Welt unter Wunder verstand, beweisen die Namen, die sie dafür hatte. Diese nämlich besagen nichts anders als Zeichen, Kennzeichen, Andeutungen des göttlichen Willens.

Auf ähnliche Art verhält es sich mit den besondern Arten des Begriffs des Wunderbaren, ich meine, mit den Begriffen Offenbarung, Eingebung, Weissagung. Ein jeder Gedanke nämlich, der seinen Ursprung nicht einer ruhigen Ueberlegung und Entwickelung anderer Gedanken zuzuschreiben ist, sondern der im religiösen Gefühl und aus religiösem Gefühl plötzlich mit Klarheit und Gewißheit in der Seele dasteht, und daher auch selbst eine religiöse An-

sicht enthält, sey es nun eine allgemeine Wahrheit überhaupt oder eine Vorschrift, die dadurch göttlich wird, ist eine Offenbarung oder Eingebung. Zur Weissagung wird ein solcher Gedanke, wenn er eine noch unvollendete Erscheinung in der Welt vorläufig supplirt, und zwar nicht aus politisch gegen einander abgewägten Gründen, sondern aus einer Analogie der sonst bemerkten göttlichen Handlungsweise; daher der Gedanke selbst sogleich wieder zu einer religiösen Anschauung wird, und sich als Warnung, Drohung, Verheißung, Hoffnung darstellt. Es ist daher gewiß nicht die richtige Ansicht der Dinge, wenn man die Propheten des alten Testaments, in so fern sie Weltbegebenheiten vorher andeuteten, bloß für einsichtsvolle Politiker hält. Es kann seyn, daß sie dies auch waren; aber indem sie sich als Propheten bewiesen, zeigten sie sich nicht so wohl bloß als die Klügsten, sondern gewiß auch als die Frömmsten, wie dies der jedesmalige Zweck ihrer Prophezeihung, der nie bloße Befriedigung der Neugier, sondern immer Belehrung ist, zeigt. Beim wirklichen Unterricht wird der Lehrer gut thun, wenn er dies an Beispielen erläutert, und zu dem Ende bestimmte Weissagungen betrachtet.

Auf diese oder eine ähnliche Art, sollte ich meinen, müßte sich die Materie von dem Wunderbaren selbst zu einem reichhaltigen Stoff des Religionsunterrichts machen lassen, ohne daß sich in dem Kopfe des Schülers eine gewisse Ueberweisheit festsetzte, die sich darin zeigt, daß man alles das lächerlich findet, und als Aberglauben verschreiet, was nur die geringste Spur des Wunderglaubens an sich hat; eine Knabenweisheit, welche die Wirkung der neuen Erziehung ist, und die man nicht ohne Aerger bemerken kann, besonders wenn sie ihr richterliches Amt über anerkannt große Charaktere in Aufsuchung ihrer Schwächen ausübt. Nur zu leicht sieht der des religiösen Sinns Untheilhaftige da Schwäche, wo der mit jenem Sinne Begabte wahre Größe entdeckt.

Eben dieser Cursus des Religionsunterrichts würde als historischen Theil nicht unzweckmäßig einen ganz kurzen Abriß der Kirchengeschichte enthalten. Daß dieser Theil bey einem einigermaßen vollkommnern Religionsunterricht nicht fehlen darf, versteht sich beinahe von selbst; denn bey der großen Menge der jetzt vorhandenen religiösen Gesellschaften, die sich alle christlich nennen, und die keinem unbekannt bleiben können,

liegt auch dem weniger wißbegierigen Schüler die Frage sehr nahe: wie wohl diese einzelnen Parteien entstanden seyn mögen, worin sie sich eigentlich von einander unterscheiden, und woher die große Abweichung im Aeußern und Innern theils von einander, theils von der ersten christlichen Gesellschaft rühre.

Auch dieser Theil des Unterrichts will mit großer Vorsicht behandelt seyn, damit der Schüler nicht von dem Wesentlichen mit seiner Aufmerksamkeit abgelenkt, und gewöhnt werde, sich bey der Kirchengeschichte nur einen Sammelplatz menschlicher Thorheiten, kleinlich streitender Leidenschaften, Bosheiten und schrecklicher Wirkungen des Aberglaubens zu denken. Wahr ist es leider, daß die Kirchengeschichte hierzu viel mehr Belege liefert, als jeder wünschet, dem Religion einigermaßen am Herzen liegt, weil diese Flecken der Menschheit in den Augen des weniger scharf Sehenden als Flecken der Religion erscheinen. Das muß daher das Hauptaugenmerk des Lehrers hier seyn, zu zeigen, wie die Religion an sich an dem allen durchaus unschuldig war, und wie die verkehrten Leidenschaften der Menschen alles jenes Unheil angerichtet haben, was wohl nachher der Religion zur Last gelegt

Auf diese oder eine ähnliche Art, sollte ich meinen, müßte sich die Materie von dem Wunderbaren selbst zu einem reichhaltigen Stoff des Religionsunterrichts machen lassen, ohne daß sich in dem Kopfe des Schülers eine gewisse Ueberweisheit festsetzte, die sich darin zeigt, daß man alles das lächerlich findet, und als Aberglauben verschreiet, was nur die geringste Spur des Wunderglaubens an sich hat; eine Knabenweisheit, welche die Wirkung der neuen Erziehung ist, und die man nicht ohne Aerger bemerken kann, besonders wenn sie ihr richterliches Amt über anerkannt große Charaktere in Aufsuchung ihrer Schwächen ausübt. Nur zu leicht sieht der des religiösen Sinns Untheilhaftige da Schwäche, wo der mit jenem Sinne Begabte wahre Größe entdeckt.

Eben dieser Cursus des Religionsunterrichts würde als historischen Theil nicht unzweckmäßig einen ganz kurzen Abriß der Kirchengeschichte enthalten. Daß dieser Theil bey einem einigermaßen vollkommnern Religionsunterricht nicht fehlen darf, versteht sich beinahe von selbst; denn bey der großen Menge der jetzt vorhandenen religiösen Gesellschaften, die sich alle christlich nennen, und die keinem unbekannt bleiben können,

liegt

liegt auch dem weniger wißbegierigen Schüler die Frage sehr nahe: wie wohl diese einzelnen Parteien entstanden seyn mögen, worin sie sich eigentlich von einander unterscheiden, und woher die große Abweichung im Aeußern und Innern theils von einander, theils von der ersten christlichen Gesellschaft rühre.

Auch dieser Theil des Unterrichts will mit großer Vorsicht behandelt seyn, damit der Schüler nicht von dem Wesentlichen mit seiner Aufmerksamkeit abgelenkt, und gewöhnt werde, sich bey der Kirchengeschichte nur einen Sammelplatz menschlicher Thorheiten, kleinlich streitender Leidenschaften, Bosheiten und schrecklicher Wirkungen des Aberglaubens zu denken. Wahr ist es leider, daß die Kirchengeschichte hierzu viel mehr Belege liefert, als jeder wünschet, dem Religion einigermaßen am Herzen liegt, weil diese Flecken der Menschheit in den Augen des weniger scharf Sehenden als Flecken der Religion erscheinen. Das muß daher das Hauptaugenmerk des Lehrers hier seyn, zu zeigen, wie die Religion an sich an dem allen durchaus unschuldig war, und wie die verkehrten Leidenschaften der Menschen alles jenes Unheil angerichtet haben, was wohl nachher der Religion zur Last gelegt

worden ist *). Vornehmlich suche man den Satz durch die Geschichte in ein gehöriges Licht zu stellen, daß die Religion Jesu sich am besten befand, so lange ihre Verehrer bey der Sitteneinfalt der Urchristen blieben, daß aber der äußere Glanz, der ihr vom Staate ertheilt wurde, alles verdarb; daß sie sich daher auch späterhin immer, wenn ihr Geist von dem Schauplatz der Welt verschwunden zu seyn und nur ihre Hülle zurückgelassen zu haben schien, in kleinern still im Verborgenen lebenden Gesellschaften am reinsten erhielt, und von Zeit zu Zeit mit ihrem Lichte von hier aus die dunkle Nacht der Afterreligion wieder erleuchtete.

Dies könnte denn zugleich eine zweckmäßige Gelegenheit abgeben, diesem eigentlich wissenschaftlichen Unterricht etwas von der religiösen Natur mitzutheilen, und ihn so zu dem Hauptzweck alles Religionsunterrichts, Belebung und Nährung des religiösen Sinns hinwirken zu lassen. Man müßte zu dem Ende den Gegenstand selbst

*) Die Wahrheit dieser Behauptung wird hier als erwiesen vorausgesetzt, da ihr Beweis, wenn er gleich nicht schwer zu führen ist, doch hier unnöthige Weitläuftigkeit verursachen würde.

zu einer religiösen Anschauung machen, und dies würde z. B. geschehen, wenn man zeigte, wie bey allem äußern Anschein des Unterganges der eigentlichen wahren Religion die Vorsehung dennoch immer Mittel gefunden habe, ihr irgendwo im Stillen einen sichern Zufluchtsort zu bereiten, aus dem sie zu ihrer Zeit unversehrt hervortreten konnte.

Die Menschen nun, bey denen der Geist der Religion gleichsam in Verwahrung blieb, unterdeß daß der große Haufe mit ihrer Hülle sein Gaukelspiel trieb, waren in der Regel Menschen, die von der herrschenden Kirche verachtet oder auch wohl gedrückt und verfolgt wurden, überhaupt entweder Mystiker oder Separatisten. Es wird daher nöthig werden, hier über den verhaßten Begriff des Mysticismus etwas zu sagen. Viele Menschen in unsern Tagen scheinen zwischen einem Mystiker und einem Phantasten keinen Unterschied machen zu können, und eine mystische Religion ist ihnen eine phantastische, träumerische. Wollte man sich die Mühe nehmen, das Wesen des Mystikers etwa genauer zu erforschen, so würde man bald finden, daß dies darin besteht, die Religion in innern Gefühlen zu finden. Ob der Mysticismus im Allgemeinen

worden ist *). Vornehmlich suche man den Satz durch die Geschichte in ein gehöriges Licht zu stellen, daß die Religion Jesu sich am besten befand, so lange ihre Verehrer bey der Sitteneinfalt der Urchristen blieben, daß aber der äußere Glanz, der ihr vom Staate ertheilt wurde, alles verdarb; daß sie sich daher auch späterhin immer, wenn ihr Geist von dem Schauplatz der Welt verschwunden zu seyn und nur ihre Hülle zurückgelassen zu haben schien, in kleinern still im Verborgenen lebenden Gesellschaften am reinsten erhielt, und von Zeit zu Zeit mit ihrem Lichte von hier aus die dunkle Nacht der Afterreligion wieder erleuchtete.

Dies könnte denn zugleich eine zweckmäßige Gelegenheit abgeben, diesem eigentlich wissenschaftlichen Unterricht etwas von der religiösen Natur mitzutheilen, und ihn so zu dem Hauptzweck alles Religionsunterrichts, Belebung und Nährung des religiösen Sinns hinwirken zu lassen. Man müßte zu dem Ende den Gegenstand selbst

*) Die Wahrheit dieser Behauptung wird hier als erwiesen vorausgesetzt, da ihr Beweis, wenn er gleich nicht schwer zu führen ist, doch hier unnöthige Weitläuftigkeit verursachen würde.

zu einer religiösen Anschauung machen, und dies würde z. B. geschehen, wenn man zeigte, wie bey allem äußern Anschein des Unterganges der eigentlichen wahren Religion die Vorsehung dennoch immer Mittel gefunden habe, ihr irgendwo im Stillen einen sichern Zufluchtsort zu bereiten, aus dem sie zu ihrer Zeit unversehrt hervortreten konnte.

Die Menschen nun, bey denen der Geist der Religion gleichsam in Verwahrung blieb, unterdeß daß der große Haufe mit ihrer Hülle sein Gaukelspiel trieb, waren in der Regel Menschen, die von der herrschenden Kirche verachtet oder auch wohl gedrückt und verfolgt wurden, überhaupt entweder Mystiker oder Separatisten. Es wird daher nöthig werden, hier über den verhaßten Begriff des Mysticismus etwas zu sagen. Viele Menschen in unsern Tagen scheinen zwischen einem Mystiker und einem Phantasten keinen Unterschied machen zu können, und eine mystische Religion ist ihnen eine phantastische, träumerische. Wollte man sich die Mühe nehmen, das Wesen des Mystikers etwa genauer zu erforschen, so würde man bald finden, daß dies darin besteht, die Religion in innern Gefühlen zu finden. Ob der Mysticismus im Allgemeinen

daran Recht habe oder nicht, ist bereits durch das Obige bestimmt. Eine Religion ohne alles Mystische möchte vielleicht, wenn es dergleichen geben könnte, eine Religion des Kopfes aber nicht des Herzens seyn; und weil man in unsern Tagen nur noch eine räsonnirende Religion kennt, so ist es sehr natürlich, daß man eine Religion, die aus Gefühlen die Hauptsache macht, wofür man selbst keinen Sinn hat, sofort für eine phantastische erklärt. Spricht die Religion vornämlich das Gefühl, und zwar das höchste Gefühl des Menschen an, so muß sie schon deswegen mystisch seyn, denn Gefühle sind nicht Begriffe, sie lassen sich nicht eigentlich erklären, und können auch nur von solchen verstanden werden, die bereits ähnliche Empfindungen gehabt haben; für jeden andern müssen sie in einen mystischen Schleier gehüllt erscheinen. Daß es übrigens viele Mystiker gegeben hat, die mehr ein Spiel mit ihren religiösen Gefühlen getrieben, und dadurch den Mysticismus in einen üblen Credit gebracht haben, ist eine Sache für sich, und kann uns nie berechtigen, dem Mysticismus überhaupt das Verdammungsurtheil zu sprechen.

Eben so ungerecht als die Mystiker beurtheilt

man oft die Separatisten überhaupt, indem man sie als phantastische Sonderlinge betrachtet. Dabey scheint man ganz zu übersehen, daß die Religion auf unendlich mannigfaltige Weise sich darstellt, und eigentlich in einem jeden Menschen nach seiner sonstigen Bildung und Organisation einen individuellen Charakter annimmt. Da nun aber die Religion zugleich sehr gesellig ist, und das ist sie, weil ihr Wesen Gefühl ist, und weil jedes Gefühl sich mitzutheilen strebt: so ist es sehr natürlich, daß diejenigen Geister sich mehr einander nähern, deren Religionsgefühle näher mit einander verwandt sind; sehr natürlich also, daß kleinere religiöse Gesellschaften entstehen, die, wenn die herrschende große Kirchengesellschaft von ihnen zu sehr differirt, sich dann förmlich von ihr absondern, und Separatisten im eigentlichen Sinne werden. Man wird auch finden, daß überall, wo in der allgemeinen kirchlichen Gesellschaft eine Menge ächt Religiöser sich findet, kleine häusliche religiöse Gesellschaften sich bilden.

Auch der moralische Unterricht wird in diesem Cursus eine größere Ausführlichkeit bekommen müssen, und da es hier besonders Absicht ist, das Ausgezeichnete des Christenthums

daran Recht habe oder nicht, ist bereits durch das Obige bestimmt. Eine Religion ohne alles Mystische möchte vielleicht, wenn es dergleichen geben könnte, eine Religion des Kopfes aber nicht des Herzens seyn; und weil man in unsern Tagen nur noch eine räsonnirende Religion kennt, so ist es sehr natürlich, daß man eine Religion, die aus Gefühlen die Hauptsache macht, wofür man selbst keinen Sinn hat, sofort für eine phantastische erklärt. Spricht die Religion vornämlich das Gefühl, und zwar das höchste Gefühl des Menschen an, so muß sie schon deswegen mystisch seyn, denn Gefühle sind nicht Begriffe, sie lassen sich nicht eigentlich erklären, und können auch nur von solchen verstanden werden, die bereits ähnliche Empfindungen gehabt haben; für jeden andern müssen sie in einen mystischen Schleier gehüllt erscheinen. Daß es übrigens viele Mystiker gegeben hat, die mehr ein Spiel mit ihren religiösen Gefühlen getrieben, und dadurch den Mysticismus in einen üblen Credit gebracht haben, ist eine Sache für sich, und kann uns nie berechtigen, dem Mysticismus überhaupt das Verdammungsurtheil zu sprechen.

Eben so ungerecht als die Mystiker beurtheilt

man oft die Separatisten überhaupt, indem man sie als phantastische Sonderlinge betrachtet. Dabey scheint man ganz zu übersehen, daß die Religion auf unendlich mannigfaltige Weise sich darstellt, und eigentlich in einem jeden Menschen nach seiner sonstigen Bildung und Organisation einen individuellen Charakter annimmt. Da nun aber die Religion zugleich sehr gesellig ist, und das ist sie, weil ihr Wesen Gefühl ist, und weil jedes Gefühl sich mitzutheilen strebt: so ist es sehr natürlich, daß diejenigen Geister sich mehr einander nähern, deren Religionsgefühle näher mit einander verwandt sind; sehr natürlich also, daß kleinere religiöse Gesellschaften entstehen, die, wenn die herrschende große Kirchengesellschaft von ihnen zu sehr differirt, sich dann förmlich von ihr absondern, und Separatisten im eigentlichen Sinne werden. Man wird auch finden, daß überall, wo in der allgemeinen kirchlichen Gesellschaft eine Menge ächt Religiöser sich findet, kleine häusliche religiöse Gesellschaften sich bilden.

Auch der moralische Unterricht wird in diesem Cursus eine größere Ausführlichkeit bekommen müssen, und da es hier besonders Absicht ist, das Ausgezeichnete des Christenthums

in ein gehöriges Licht zu setzen, so wird hier vor allen Dingen auf das Princip der christlichen Moral nähere Rücksicht zu nehmen seyn. Um dies Princip in seiner Reinheit darzustellen, muß man nicht auf diejenigen Stellen der heiligen Urkunden sehen, wo einzelne Tugenden empfohlen, und Bewegungsgründe dazu angeführt werden: denn nichts ist natürlicher als daß in einem einzelnen Fall der Pflichtausübung zu dem allgemeinen aus der Pflicht selbst hergenommenen Bewegungsgrunde noch andere aus den Umständen, die den Fall individualisiren, herfließende Motive hinzukommen. Diese aber bleiben da immer jenem untergeordnet. Wenn daher im Christenthum von Lohn, Vortheil gewisser Tugenden die Rede ist, so wird dies doch nie als Haupttriebfeder der Handlung angeführt, sondern nebenher erwähnt, und in solchen Stellen liegt das Princip der christlichen Moral nicht rein. Aus denjenigen Stellen aber, wo sich Christus und seine Apostel näher über die Gesinnung auslassen, woraus die Handlungen des Christen hervorgehen sollen, — und was ist dies anders als das Princip der christlichen Moral populär ausgedruckt — geht zugleich unleugbar hervor, daß diese Moral durchaus keinen Egoismus dul-

det; denn Liebe zur Pflicht (zu Gott als dem Urheber des Sittengesetzes in der religiösen Sprache) und unbegränzte Liebe zum allgemeinen Besten, (Liebe des Nächsten in einem Grade wie zu sich selbst), also Hintansetzung aller egoistischen Rücksichten, das ist es, was das Christenthum zum Fundament eines jeden wahrhaft guten und edlen Menschen macht. Eine Moral auf diesem Grunde erbaut wird wohl schwerlich jemand für unrein zu erklären wagen, zumal wenn er hinzunimmt, was oben über die Reinheit der religiösen Tugend beiläufig gesagt ist.

Wollte man indessen diese Maxime des Handelns dennoch nicht als ein im philosophischen Sinne ganz reines moralisches Princip gelten lassen, so mag man es thun, jedoch glaube ich, daß der Unterschied, der hier noch gemacht werden könnte, mehr in Worten als in der Sache liegen würde. So viel ist wohl gewiß, daß sie den eudämonistischen Principen grade entgegen steht, und mehr glaub' ich, bedarf es hier nicht. Uebrigens wird schwerlich ein Princip der Moral erfunden werden, das der menschlichen Natur so angemessen ist als dieses. Der Lehrer wird also bey der Gelegenheit jene fremdartigen Systeme etwas näher zu entwickeln, und die Vorzüge der christli-

chen Maxime, in so fern sie sich durch ihre außerordentliche Angemessenheit für die menschliche Natur empfiehlt, zu zeigen haben.

Hiermit, sollt' ich meinen, könnte der ganze Religionsunterricht, selbst in so fern derselbe für die gebildeten Stände passend seyn soll, also auch auf höhern Schulen, abgeschlossen werden. Freilich würde er auf diese Weise nicht durch alle Classen, deren doch gewöhnlich sechs in einer gelehrten Schule sind, laufen können; allein ist denn dies auch nöthig? oder leidet etwa die Würde dieses Unterrichts dadurch, daß er nicht durch alle Classen fortgesetzt wird? Es ist, sagt man, dem Gebildeten, der in der Folge bey der Freidenkerey unsers Zeitalters, und bey der Menge von Schriften, die für und wider die Religion erschienen sind, mit den Zweifeln an dem Wesen der Religion selbst und der christlichen insonderheit, ja selbst mit den Witzeleien und Spöttereien darüber nicht unbekannt bleiben kann, nöthig, ihn hiermit im voraus bekannt zu machen, damit er nicht Gefahr laufe, seinen Glauben einem einzigen solchen Zweifel aufzuopfern, oder damit er wenigstens auf Kämpfe der Art nicht unvorbereitet sey. — So richtig

und wichtig dies von der einen Seite her betrachtet zu seyn scheint, so beweisen doch die Beispiele solcher Personen, bey denen die Religion wirklich Wurzel gefaßt hat, d. h. die von ihrem innern Werth durchdrungen sind, ihre beseligenden Wirkungen an ihren Herzen bereits erfahren haben, daß dergleichen Angriffe auf die gute Sache sie bey weitem nicht so aus der Fassung bringen, als man es wohl erwarten sollte, selbst dann, wenn sie gemachte Zweifel und Einwürfe sich nicht sogleich zu lösen wissen. Wer wollte sich auch an dem einmal anerkannten Guten so leicht irre machen lassen? Was würde man von dem Herzen eines Menschen denken, der auf eine einen erprobten Freund betreffende Nachricht, die nicht zu dessen Vortheil lautete, sogleich Verdacht gegen den Freund selbst schöpfte? Hat also der vorhergehende Religionsunterricht nur wahre Achtung und Liebe für Religion bewirkt, so hat es mit den Angriffen auf dieselbe so große Noth nicht. Hingegen glaube ich, daß der Gewinn, den man von der besondern Vorbereitung des Schülers auf diese Kämpfe, oder von der Bekanntmachung desselben mit jenen Zweifeln und von ihrer Widerlegung sich verspricht, noch weniger groß seyn werde, ja es ist

möglich, daß dadurch mehr geschadet als genützt werde, wie dies bereits schon nicht selten in den öffentlichen Religionsvorträgen der Fall gewesen ist, wo der Lehrer in der guten Meinung, durch Widerlegung eines Zweifels seine Zuhörer in dem wahren Glauben zu befestigen, sie nur beunruhigte. Viele Angriffe bestehen in witzigen Einfällen, und da in der Regel nur diejenigen Kämpfe glücklich ablaufen, die mit gleichen Waffen geführt werden, so würde also auch hier von dem Religionslehrer Witz mit Witz geschlagen werden müssen. Witzig zu seyn ist aber nicht jedermanns Sache, und so würde dann mancher brave Lehrer in nicht geringe Verlegenheit gerathen. Ueberdies scheint auch ein Kampf mit witzigen Einfällen sich nicht allzuwohl mit der Würde des Religionsunterrichts vereinigen zu lassen.

Auch in historischer Rücksicht läßt sich allerdings dem Religionsunterricht eine größere Ausführlichkeit geben, als in den vorigen Cursen geschehen ist; allein es läßt sich doch noch bezweifeln, ob der Gebildete diesen vollkommnern Unterricht gerade in dem allgemeinen Schulunterricht erhalten müsse. Es wird in dieser Hinsicht genug seyn, wenn man ihn mit einigen der

wichtigsten Schriften über diesen Gegenstand bekannt macht, damit er künftig einmal, wenn er das Bedürfniß einer nähern Belehrung hierüber fühlt, sich daraus selbst unterrichten könne. Die Materialien eines solchen höhern Religionsunterrichts findet er gewiß am zweckmäßigsten und vollständigsten in dem Lehrbuche der Religion für höhere Classen von dem Hrn. C. R. Niemeyer. Allein bey aller innern Zweckmäßigkeit dieses Buchs, und bey der scharf gezogenen Gränzlinie zwischen dem, was dem Manne von allgemeiner Bildung von Religion zu wissen nöthig ist, und dem, was den Theologen insonderheit macht, scheint mir denn doch die Religion als Gegenstand des allgemeinen Schulunterrichts, in Vergleichung mit den übrigen Lehrobjekten, eine zu weite Sphäre zu bekommen, und die Gränze, welche den akademischen Unterricht von dem Schulunterricht scheidet, zu weit vorgeschoben zu seyn. Denn Meinungen einzelner Gelehrten über diesen und jenen Gegenstand einer Wissenschaft, wenn sie nicht zur Geschichte dieser Wissenschaft gehören, und große Entdeckungen auf ihrem Felde enthalten, gehören noch nicht in den Schulunterricht; und wenn gleich durch jenes Lehrbuch noch niemand zum Theologen wird, so ist doch

möglich, daß dadurch mehr geschadet als genützt werde, wie dies bereits schon nicht selten in den öffentlichen Religionsvorträgen der Fall gewesen ist, wo der Lehrer in der guten Meinung, durch Widerlegung eines Zweifels seine Zuhörer in dem wahren Glauben zu befestigen, sie nur beunruhigte. Viele Angriffe bestehen in witzigen Einfällen, und da in der Regel nur diejenigen Kämpfe glücklich ablaufen, die mit gleichen Waffen geführt werden, so würde also auch hier von dem Religionslehrer Witz mit Witz geschlagen werden müssen. Witzig zu seyn ist aber nicht jedermanns Sache, und so würde dann mancher brave Lehrer in nicht geringe Verlegenheit gerathen. Ueberdies scheint auch ein Kampf mit witzigen Einfällen sich nicht allzuwohl mit der Würde des Religionsunterrichts vereinigen zu lassen.

Auch in historischer Rücksicht läßt sich allerdings dem Religionsunterricht eine größere Ausführlichkeit geben, als in den vorigen Cursen geschehen ist; allein es läßt sich doch noch bezweifeln, ob der Gebildete diesen vollkommnern Unterricht gerade in dem allgemeinen Schulunterricht erhalten müsse. Es wird in dieser Hinsicht genug seyn, wenn man ihn mit einigen der

wichtigsten Schriften über diesen Gegenstand bekannt macht, damit er künftig einmal, wenn er das Bedürfniß einer nähern Belehrung hierüber fühlt, sich daraus selbst unterrichten könne. Die Materialien eines solchen höhern Religionsunterrichts findet er gewiß am zweckmäßigsten und vollständigsten in dem Lehrbuche der Religion für höhere Classen von dem Hrn. C. R. Niemeyer. Allein bey aller innern Zweckmäßigkeit dieses Buchs, und bey der scharf gezogenen Gränzlinie zwischen dem, was dem Manne von allgemeiner Bildung von Religion zu wissen nöthig ist, und dem, was den Theologen insonderheit macht, scheint mir denn doch die Religion als Gegenstand des allgemeinen Schulunterrichts, in Vergleichung mit den übrigen Lehrobjekten, eine zu weite Sphäre zu bekommen, und die Gränze, welche den akademischen Unterricht von dem Schulunterricht scheidet, zu weit vorgeschoben zu seyn. Denn Meinungen einzelner Gelehrten über diesen und jenen Gegenstand einer Wissenschaft, wenn sie nicht zur Geschichte dieser Wissenschaft gehören, und große Entdeckungen auf ihrem Felde enthalten, gehören noch nicht in den Schulunterricht; und wenn gleich durch jenes Lehrbuch noch niemand zum Theologen wird, so ist doch

auf der andern Seite sehr wahr, daß man Ursache haben würde, mit manchem Kandidaten der Theologie beim Examen sehr zufrieden zu seyn, wenn er mit dem Inhalt dieses Buches nach seinem ganzen Umfange bekannt wäre, und von allem, was darin vorkommt, Rechenschaft zu geben wüßte. Man weiß ja, wie wenige unter dem Haufen der Studenten sich um das eigentlich Wissenschaftliche der Theologie bekümmern; sie glauben viel gethan zu haben, wenn sie sich das allgemein Interessante aus dem Uebrigen herausgesucht haben. Gesetzt aber auch, die erwähnten Schwierigkeiten fänden nicht Statt, so bliebe doch noch immer die Frage übrig: ob dann dies Buch die noch übrige Lücke im Religionsunterricht völlig ausfülle? In Ansehung der Materie an sich kann man diese Frage wohl unbedenklich bejahen. Allein beim Gebrauch desselben in einzelnen Fällen möchten sich doch vielleicht noch Schwierigkeiten anderer Art zeigen. Zuvörderst nämlich ist das Buch zum Lehrbuch für höhere Classen bestimmt. Soll nun aber in einer jeden folgenden Classe der Religionsunterricht durch Neuheit interessiren, so ist nicht leicht abzusehen, wie ein und derselbe Stoff dies für mehrere Classen leisten könne. Der Hr.

Verfasser selbst theilt auch mit großer Sorgfalt die darin enthaltenen Materien für eine Classe so ein, daß der Schüler bey dem gewöhnlichen Aufenthalt in derselben nichts zweimal hören soll. Er scheint also im Grunde das Buch wohl für die erste Religionsclasse bestimmt zu haben. Nur bleiben wir aber immer noch wegen einer oder mehrerer der zunächst vorhergehenden Classen in Ansehung dieses Unterrichts in Verlegenheit, vorausgesetzt nämlich, daß derselbe durch alle Classen fortgesetzt werden soll. Wäre es nun gleich nicht unmöglich, so würde es doch gewiß wenigstens nicht ohne unzweckmäßige Künsteley abgehen können, wenn man hier noch einige Cursus des Unterrichts, die sich von den bereits angeführten noch unterschieden, herausspalten wollte. Man hat ja auch noch bey keinem andern Lehrgegenstande versucht, ihn in 6 bis 7 Cursus zu theilen. Warum dann gerade hier? Dieser Schwierigkeiten wegen könnte man wohl den allgemeinen Religionsschulunterricht mit dem von mir zuletzt angegebenen Cursus aufhören lassen, und die höhern Classen der Gymnasien von diesem Unterricht dispensiren. Daraus auf eine Geringschätzung gegen die Religion selbst schließen wollen, hieße wenigstens wohl etwas

einseitig urtheilen. Müssen wir es nicht mit mehrern andern Lehrgegenständen eben so machen? (Wo sollte auch sonst der Platz für die neuern Lehrobjekte in den obersten Classen herkommen?) und wer hat je so auf ähnliche Art geurtheilt? Man befürchtet vielleicht aber, daß wenn auch jenes frühere Schließen des Religionsunterrichts an sich keine Geringschätzung gegen die Religion selbst sey, dies doch Anlaß dazu geben könnte, daß unter den Schülern eine Geringschätzung gegen diesen Unterricht sich wirklich erzeugte. Und dies ließe sich vielleicht nicht so geradezu verneinen, da der Jüngling nur zu geneigt ist, das früher Gelernte für das weniger Wichtige zu halten. Deswegen ist es auch durchaus nicht meine Meinung, die Beschäftigung mit der Religion ganz aus den obern Classen einer Schule zu verbannen; vielmehr würde ich rathen, auf einer jeden großen Schule wöchentlich eine oder zwey paränetische Stunden, etwa am Anfange und Schlusse der Woche, einzuführen, woran alle Classen der ganzen Schule Theil nähmen. Diese müßten jedesmal mit besonderer Feierlichkeit von dem Vorsteher der Anstalt gehalten werden, und ihre Hauptbestandtheile würden Gesang, Gebet und

herzliche Ermahnung seyn. Außerdem könnte für die obern Classen noch eine Stunde besonders ausgesetzt werden, worin abwechselnd etwas dunklere poetische Abschnitte der Bibel gelesen und erklärt, oder besonders erhabene Hymnen nicht bloß unserer Nationaldichter, sondern auch anderer Nationen alter und neuer Zeit, erläutert, und mit Wärme und Gefühl von dem Lehrer vorgetragen würden.

Dies, glaube ich, würde eine zweckmäßigere Beschäftigung mit der Religion in den obern Classen seyn, als jene Untersuchungen, die die vollkommnern Cursus nothwendig machen, und die mehr den Verstand als das Herz beschäftigen müssen. Und so liefe man auf keine Weise Gefahr, dem akademischen Unterricht zu nahe zu treten, oder wohl gar diesen und jenen angehenden Theologen noch gleichgültiger gegen denselben zu machen.

Aber, fragt vielleicht mancher, sollte denn wohl auf dem eben beschriebenen Wege der große Zweck, den bereits erstorbenen Sinn für Religion wieder hervorzurufen, und die Irreligiosität, die so weit um sich gegriffen hat, zu vermindern, wirklich erreicht werden können? Wohl möchte man daran

noch zweifeln, wenn man überlegt, welch ein schwacher Damm, wie es scheint, hier einer allgemeinen Ueberschwemmung entgegengesetzt werden soll, oder vielmehr, wie ungleich die Parteien sind, die hier einen Kampf mit einander beginnen; auf der einen Seite der allgemein herrschende Geist des Zeitalters, und auf der andern die Unerfahrenheit und Wankelmüthigkeit weniger Unverbündeten, die vielleicht noch sehr fremder Stützen bedürfen. — Der Anschein freilich verspricht nicht viel. Indessen kommt es ja hier nicht sowohl darauf an, im voraus berechnen zu können, ein wie reichlicher Ertrag von Früchten die Folge unserer Arbeit seyn werde, (denn alle solche Berechnungen sind überhaupt sehr trüglich) als vielmehr darauf, sich bewußt zu seyn, nach bester Ueberzeugung und besten Kräften den Boden für den Samen des Guten zubereitet zu haben. Das Uebrige, wenn dieser Same keimen, und wie viel Früchte er bringen werde, müssen wir dem Weltregierer überlassen. Das meiste und größte Gute in der Welt hat sich aus einem kleinen unmerklichen Keim entwickelt. Und da wir, mit Recht wie es scheint, ja in so vielen andern Fällen, wo es auf Verbesserung des Menschengeschlechts ankommt, auf

die heranwachsende Generation unsere Hoffnung setzen, warum wollten wir denn nicht auch hier diese Verbesserung daher erwarten? Wenn es nur allen, die sich mit dem Unterricht in der Religion auf Schulen oder in der gewöhnlichen Katechisation befassen, ein rechter Ernst wäre, und an diesem Ernst wird es ihnen nicht fehlen, wenn sie die oben verlangten Eigenschaften eines tüchtigen Religionslehrers haben, so sehe ich nicht ein, warum es unwahrscheinlich seyn sollte, daß auf diesem Wege die Religion wieder Achtung und Liebe bey der Jugend, und durch diese allmälig auch bey den Erwachsenen gewinnen könnte. Am meisten läßt sich hier von den höhern Schulen erwarten. Die Zöglinge dieser Anstalten sind es nämlich, welche einmal die sogenannt gebildeten Stände ausmachen, und welchen Einfluß deren Ueberzeugung und Benehmen auf das Ganze hat, ist bekannt. Der gegenwärtige Religionsverfall hat seinen Anfang in den gebildeten Ständen genommen, und sich dann auf die niedern fortgepflanzt. Der gemeine Mann ahmt gern blindlings dem Höhern nach, im Schlechten wie im Guten. Daß unser Gesinde jetzt so gottesvergessen ist, das hat keinen andern Grund, als daß unsre Herrschaften von Gott

nichts wissen wollen. Wenn wir also wieder fromme Herrschaften bekommen sollten, so würde die zügellose Ueppigkeit des Gesindes gewiß bald nachlassen. Und so wie dies bey dem Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde Statt finden würde, so würde es sich auf eine ähnliche Art bey jedem andern Verhältniß zwischen Untergebenen und Vorgesetzten zeigen.

Sollte indessen der Geist unsers Zeitalters so vereitelt seyn, daß ihm auf diese Weise nicht mehr beizukommen wäre: so glaube ich wenigstens, daß alle andere Vorschläge, die man wohl zur Emporbringung der Religion in unsern Zeiten gethan hat, als Aenderungen in der Liturgie des Gottesdienstes, Einführung neuer Feste u. dergl. Sachen, die an sich selbst recht gut seyn mögen, den vorgegebenen Zweck gewiß noch viel weniger erreichen werden. Denn dies bleiben immer nur Palliativmittel, es bedarf aber hier durchaus einer Radicalcur.

Bayerische Staatsbibliothek München

nichts wissen wollen. Wenn wir also wieder fromme Herrschaften bekommen sollten, so würde die zügellose Ueppigkeit des Gesindes gewiß bald nachlassen. Und so wie dies bey dem Verhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde Statt finden würde, so würde es sich auf eine ähnliche Art bey jedem andern Verhältniß zwischen Untergebenen und Vorgesetzten zeigen.

Sollte indessen der Geist unsers Zeitalters so vereitelt seyn, daß ihm auf diese Weise nicht mehr beizukommen wäre: so glaube ich wenigstens, daß alle andere Vorschläge, die man wohl zur Emporbringung der Religion in unsern Zeiten gethan hat, als Aenderungen in der Liturgie des Gottesdienstes, Einführung neuer Feste u. dergl. Sachen, die an sich selbst recht gut seyn mögen, den vorgegebenen Zweck gewiß noch viel weniger erreichen werden. Denn dies bleiben immer nur Palliativmittel, es bedarf aber hier durchaus einer Radicalcur.

---

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann, Carl W.

Ein Wort über die herrschende Irreligiosität und einen zweckmäßigen Religionsunterricht als das wirksamste Mittel dagegen nebst dem Leben des Verfassers

Berlin 1804

42.3298
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10703238-6